Attila

nach

der Geschichte, Sage und Legende

dargestellt

durch

Gustav Friedrich Klemm,
Doctor der Philosophie.

Leipzig 1827
Weidmannische Buchhandlung
G. Reimer.

BIBLIOTEKA
RIGA

Dem Herrn

Hofrath Pölitz,

Professor der Staatswissenschaften zu Leipzig

aus Hochachtung und Dankbarkeit

gewidmet.

Vorwort.

Den Zweck dieses Versuches meldet schon der Titel, über Einiges desselben jedoch sey mir eine kurze Anmerkung gestattet.

Die Sage von Attila und Walther bearbeitete ich nach der bis jetzt einzigen Ausgabe von Fr. Chph. Jon. Fischer (Leipzig 1780 und 92. 4.) Obgleich schon 1782 Fr. Molter in seinem: „Prinz Walther von Aquitanien" eine teutsche Bearbeitung gab, so schien mir doch eine Bearbeitung in dem Versmaaße der Urschrift nicht überflüßig. Dabei muß ich dankbar der Mühe gedenken, womit mein Freund Herr Friedrich Bülau in Leipzig, ein Freund teutsches Sanges, einige alterthümliche Rostflecken und Unebenheiten, die aus allzugetreuer Behandlung des Originals entstanden waren, durch neue Umarbeitung entfernte und einige Anmerkungen unter dem Texte hinzufügte.

Der geschichtliche Versuch über Attilas Leben beruhet auf dem Quellenstudium der Zeiten des vierten bis sechsten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung mit Benutzung neuerer Forschung. Freilich erkannte ich, daß der vorlie-

gende Stoff mehr für dichterische als für geschichtliche Bearbeitung lohnend und dankbar sey. In den Anmerkungen, welche auch dieser Abtheilung meiner Schrift folgen, gab ich meine Quellen an, so wie ich auch unter dem Texte oft derselben gedachte, mithin scheint es nicht nothwendig, besonders da sie jedem Geschichtfreunde bekannt sind, dieselben nochmals hier aufzuzählen. Die längeren Anmerkungen zum Dichter sind, wie der Augenschein lehrt, aus den erst in neuerer Zeit bekannteren teutschen Heldenliedern entnommen, da hingegen Fischers übrigens sehr schätzbarer Commentar meist aus scandinavischen, keltischen und römischen Denkmalen geschöpft ist.

Mit Danke gedenke ich noch der Güte des Herrn Hofrath und Bibliothekar Ebert, welcher mir die Benutzung der reichhaltigen königl. öffentlichen Bibliothek gestattete.

Statt des gewöhnlichen Gnadenrufes an die Herren Beurtheiler erlaube ich mir auf die Schlußverse der Sage von Attila und Walther zu deuten.

Dresden, den 12. Januar 1827.

Die Sage

von

Attila und Walther von Aquitanien,

ein Theil des Teutſchen Heldenbuchs.

Nach dem lateiniſchen Gedicht eines Ungenannten.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Auf Europa — so nennt man das Drittel der Erde, ihr Brüder —
Wohnen Völker umher, durch Sitten und Sprachen und Namen
Vielfach getrennt, doch vereint durch Gottesverehrung und Glauben.
Unter ihnen erwähnt man den Stamm in Pannoniens Sitzen,
Den wir gewöhnlich doch auch mit dem Namen der Hunnen belegen.
Dieses muthige Volk erglänzte durch Tugend und Waffen:
Denn es beherrschte nicht blos die rings angrenzenden Fluren,
Sondern es überschritt die Küstenländer des Meeres,
Bündniß den Flehenden gebend, die Widerspenstigen werfend.
Länger als ein Jahrtausend, erzählt man, daß es geherrscht hat. —
Attila herrschte dereinst in diesem Reiche als König,
Rastlos strebend im Kampf, die Triumphe mit neuen zu krönen.
Er erhob nun sein Lager, befahl die Franken zu suchen,
Wo auf erhabenem Thron der König Giebicho herrschte
Freudig des neugeborenen Kindes, das bald ich euch nenne:
Denn er hatte erzeugt einen Sohn, den er Günther benannte.
Da kam flüchtiger Ruf vor das Ohr des erschrockenen Fürsten,
Kündend: es schreite ein feindlicher Keil bereits durch den Ister,
Der die Sterne an Zahl und den Sand des Flusses besiege.
Er drauf, immer vertrauend der Kraft und den Waffen des Volkes,
Rief zusammen das Volk, wie hier zu verfahren? befragend.

Alle stimmen vereint: um Bündniß müsse man bitten,
Und gewährten sie dieß, die Rechte der Rechten vereinen;
Geisseln müsse man geben und auch das befohlene Schutzgeld.
Besser werde das seyn, als zugleich das Land und das Leben
Aufzuopfern und mit den Kindern zugleich die Gemale.
Damals lebte ein edler Jüngling, man nannte ihn Hagan,
Voll hochherzigen Sinnes, aus Trojas Stamme entsprossen,
Diesen, da Günther noch nicht zu dem Alter reifte, das Leben
Sich, das zarte, auch ohne die Mutter fristen zu können,
Hielt man für gut, mit mächtigem Schatze, dem König zu senden.
Keinen Verzug! es bringen den Zins und den Jüngling Gesandte,
Eilen herzu und bitten um Frieden und festen das Bündniß.
Damals, als noch das mächtige Reich Burgundia blühte
Und in Herrichs Gewalt just waren die Zügel der Herrschaft,
Lebte diesem die einzige Tochter, sie nannte sich Hiltgund,
Glänzend an Adel jedoch und altem Ruhme des Stammes;
Und sie sollte als Erbin am Hofe des Vaters verbleiben,
Lange sich freu'n des erworbenen Gut's, vergönnt' es das Schicksal!
Als mit den Franken den Frieden nun fest die Avaren geschlossen,
Hielten sie fern sich zwar von den Grenzen des fränkischen Landes.
Aber Attila lenkt bald dorthin die flüchtigen Zügel,
Und nicht zögern die andern Satrapen dem Pfade zu folgen.
Gleich sich an Zahl nun giengen in langem Zuge sie vorwärts,
Und es erdröhnte die Erde, gestampft vom Hufe der Rosse;
Weithin tönen die zitternden Lüfte der Schilde Geklirre;
Durch die Gefilde glänzt das Funkeln des ehernen Waldes;
Gleich als wenn in der Frühe des Morgens, die Lüfte durchzitternd,
Prächtig die Sonne erglänzt an den äußersten Theilen der Erde.

Ueber die tiefen Ströme der Arar bereits und der Rhone
Schritt der Keil und zertheilte sich rings, der Beute zu folgen.
Just saß da in Chalons der Herrscher Herrich und siehe
Dort erhob der Späher den Blick und rufte verkündend:
„Was erheben sich jetzt für Wolken von wirbelndem Staube?
Feindliche Macht kommt nah. Schnell alle Thore verschlossen!“
Was die Franken gethan, schon damals wußt' es der Führer,
Drum berufte er schnell die Alten und redete also:
„Wenn ein kräftiges Volk — wir sind ihm nimmer vergleichbar —
Doch Pannonien wich, mit welcher Stärke vermeint ihr
Euch zu messen mit ihm und die theure Heimath zu retten?
Besser scheint's, sie gewähren den Bund und nehmen das Zinsgeld.
Eine Tochter besitze ich nur; für das Land sie zu geben
Zaudre ich nicht, nur mögen sie gehn zu schließen das Bündniß.“
Und es giengen die Boten, entblößt von jeglicher Waffe.
Sie verkünden den Feinden, was ihnen der König befohlen,
Bittend, das Land nicht mehr zu verwüsten; es nimmt sie der Feldherr
Attila, wie er gewohnt, voll Güte auf, und erwiedert:
„Bündniß ist mir erwünschter als Kämpfe dem Volke zu geben
Und es lieben die Hunnen in Frieden zu herrschen, nur ungern
Schlagen mit Waffen sie die, so als Empörer sie kennen.
Zu uns komme der König; er gebe Frieden und nehm' ihn.“
Da erhob sich der Fürst und brachte mit sich der Schätze
Fülle, beschwor den Bund, zurück dort lassend die Tochter;
Und in das Elend gieng die köstlichste Perle der Eltern.
Als der Vertrag nun erfüllt, das Zinsgeld aber bestimmt war
Führte Attila weiter das Heer in die westlichen Theile.
Denn es besaß damals das Reich Aquitaniens Alpher,
Der ein männliches Kind besaß, so ward uns die Kunde,
Walther genannt, in der Blüthe frühester Jugend erglänzend.

Aber es hatten die Könige Herrich und Alpher den Eidschwur
Sich gegeben, dereinst der Kinder Paar zu vermälen,
Wenn das zur Ehe gebührende Alter beiden genaht sey.
Als nun dieser erfuhr, daß jene Völker bezwungen,
Da begann er im Herzen vor mächtiger Furcht zu erbeben,
Denn nicht hoffte er wohl, sich mit wilden Waffen zu wehren.
„Zögern wir noch" (so sprach er) „wenn Kampf nicht erheben wir können?
Beyspiel hat uns Burgund, hat Frankenland uns gegeben; —
Handeln wir diesen gleich, so kann uns niemand verdammen.
Darum schick' ich Gesandte, befehlend zu schließen ein Bündniß;
Aber den Sohn, den geliebten, als Geissel will ich ihn geben,
Und schon jetzt den Hunnen den Zins für die Zukunft entrichten."
Doch was zaudre ich mehr? was er sprach, vollführte er alles. —
Und die Avaren darauf, mit vielen Schätzen beladen,
Nehmend als Geisseln an den Hagan, und Hiltgund die Jungfrau,
Walthern zugleich, vollbringen mit freudigem Herzen die Heimkehr.
Attila kommt in Pannonien an und rückt in die Stadt ein.
Große Sorgfalt bewies er nunmehr den Kindern im Elend,
Gleich den eignen Erben sie aufzuziehen befehlend.
Aber der Jünglinge Paar soll ihm stets vor den eignen Augen
Wandeln, so ist sein Befehl; er läßt sie auch üben in Künsten,
Aber vorzüglich in dem zu Zeiten gehaltenen Kampfspiel.
Also wuchsen sie nun, wie an Alter, an Stärke des Geistes
Und besiegten die Helden an Kraft, die Weisen an Scharfsinn.
Bis sie zuletzt vorragten voll Muth vor sämmtlichen Hunnen.
Attila aber erhob sie da zu Führern der Krieger,
Doch nicht ohne Verdienst; denn wenn er Kriege zu Zeiten
Angefangen, dann strahlten sie stets durch den Glanz der Triumphe,
Und es liebte darum gar sehr die beiden der König.

Gnade auch fand die gefangene Maid, mit Hülfe des höchsten
Gottes, vor ihrer Königin Blick und mehrte die Liebe,
Herrlich leuchtend in trefflichen Sitten und künstlichen Werken.
Endlich wurde sie noch bestellt, zu hüten mit Sorgfalt
Sämmtlicher Schätze, und wenig nur fehlte, so herrschte sie selber.
Was sie wollte, in Sachen und Handlungen, konnte sie machen.
Giebicho starb indessen, es folgte selbst in dem Reiche
Günther ihm nach und löste sofort das pannonische Bündniß
Auf und weigerte sich, das Schutzgeld länger zu zahlen.
Aber sobald nun dieß der verbannte Hagan erfahren,
Dacht' er des Nachts auf die Flucht und eilte hin zu dem Herrscher.
Walther hatte indeß zur Schlacht die Hunnen geleitet,
Und wohin er auch gieng, begleitet ward er vom Glücke.
Als nun Ospiru Hagans Entrinnen, die Gattin des Königs
Merkte, raunte sie schnell dem Herrscher folgendes Wort ein:
„Möge des Königs Weisheit, ich bitte, wachen und sorgen,
Daß nicht vielleicht die Stütze des Reichs, des euren, dahinsinkt,
Nehmlich daß Walther nicht, der Freund, auch einstens entweiche;
Große Gewalt von dieser Macht beruhet auf ihn nur;
Und ich fürchte, er ahmt noch nach das Entkommen des Hagan.
Möchtet ihr darum jetzt doch meine Rede beachten!
Sprechet, sobald er sich naht, zu ihm die folgenden Worte:
Da du in unserm Dienst so viele und große Beschwerden
Ausgestanden, erfahre nun auch, wie sehr wir mit Gnade
Immer dir zugethan vor jeglichen Freunden verbleiben.
Mehr noch sollst du mir dieß durch That, als durch Worte erkennen.

„Wähle die Braut dir darum vom Geschlecht der pannonischen Fürsten
Und es kümmre dich nicht der Sorge Qual, daß du arm bist.
Denn ich will dich beschenken im Lande sowohl als im Hause,
Keinen soll es gereun, daß dir die Braut er gegeben. —
Wenn euch dieses gelingt, dann könnt ihr fest ihn verbinden.“
Also beschloß der König zu thun, die Rede gefiel ihm,
Und er redete solches, sobald ihm Walther genaht war,
Rathend ihm, er solle die Gattin sich suchen. Doch jener,
Der, was er später that, schon damals alles bedachte,
Kam dem Forschenden drum mit diesen Gründen entgegen:
„„Eure Güte nur ist's, daß ihr des mäßigen Dienstes
Euch erinnert, jedoch was ihr zum Lohne mir bietet, —
Würde ich wahrlich nie im Stande seyn zu verdienen.
Doch ich bitte, vernehmet das Wort des treuesten Dieners:
Wenn, wie mein Herr befiehlt, ich eine Braut mir erwähle
Werd' ich von Sorgen gefesselt und von der Liebe zum Mädchen
Und gar oft alsdann von dem Dienste des Königs verhindert.
Häuser muß ich dann bauen, besorgen des Feldes Bestellung;
Dieses hält mich dann ab, vor den Augen des Herrn zu erscheinen
Und dem Reiche der Hunnen zu weih'n die gewöhnliche Sorgfalt.
Denn wenn einer nur hat vom Becher geschlürft des Vergnügens,
Wohl viel saurer dünkt es ihm dann zu ertragen Beschwerden.
Und nichts ist mir so süß, als stets im treuen Gefolge
Bei dem Herrscher zu seyn; drum bitt' ich, du wollest mir ferner
Ohne ehelich Band mein Leben zu führen vergönnen.
Wenn du mir spät etwas und selbst um Mitternacht aufträgst,
Wohin du immer befiehlst, bereit hineil' ich und sicher.
Keine Sorgen bereden mich dann im Kampfe zu weichen
Nimmer bewegen zurück mich zur Flucht Gemalin und Kinder.
Drum bei'm eigenen Leben beschwör' ich dich, gütiger Vater,
Bei der Pannonen Volk, dem bis jetzt noch nimmer besiegtem,

Treibe nicht ferner mich an, die Hochzeitfackel zu schwingen.“ “
Also bittend bewog er den König, den Rath zu vergessen
Und zu hoffen, daß Walther wohl nimmer fliehend entweiche.
Dem Satrapen indeß kam ganz untrügliche Kunde:
Widerstand bereite ein Volk, das erst neulich besiegt war,
Und es bedrohe gerüstet bereits mit Kampfe die Hunnen.
Walthers Händen vertraut ward da der Geschäfte Besorgung.
Dieser musterte bald die Ordnung sämmtlicher Heerschaar,
Und ermuthigt die Herzen der Krieger, also ermahnend:
Eingedenk nur, sollten sie seyn der früheren Siege!
Und er versprach: mit gewohnter Tugend würden den Feind sie
Schlagen und würden erfüllen mit Furcht die Gebiete des Auslands.
Keinen Verzug, das gesammte Heer erhebt sich und folgt ihm.
Sieh da beschaut er die Stätte der Schlacht und die mächtige Heerschaar
Ordnet er rings umher durch weite Felder und Aecker.
Als nun bereits sich nahe bis auf Pfeilschußweite gekommen,
Beider Keil sich gestellt, tönt rings Geschrei zu den rüsten
Auf und es mischen hinein die Trommetten die schreckliche Stimme.
Hierher fliegen gedrängt fortwährend Lanzen und dorther
Und zum Spiele vermischt sich hier mit der Esche der Hagdorn;
Doch die gezückte Spitze erglänzt, dem Blitze vergleichbar;
Und gleichwie zu des Winters Zeit der flockende Schnee fällt,
Also warfen und anders nicht sie die wilden Geschosse.
Endlich als beide Heere verschossen jeglichen Wurfspeer,
Ward von allem nunmehr die Hand gewendet zum Schwertgriff,
Blitzende Schwerter erfaßt und das Schild auf den Rücken geworfen.
Endlich rennen zusammen die Schaaren und stellen die Schlacht her. —

Oft nun wird Rossesbrust von der Brust der Rosse gebrochen,
Oder vom harten Knopfe des Schildes der Männer zerstoßen.
Walther wüthet indessen im dichten Gewühle des Kampfes. —
Vorwärts eilt er und mähe, was entgegenkommt, mit dem Schwerte.
Wie die Feinde ihn sahn ein solches Gemetzel bereiten,
Scheuten sie ihn, als sähen den Tod sie sich selber erscheinen;
Und wohin auch nunmehr, zur Rechten oder zur Linken,
Walther sich hingewandt, da zeigten bald alle den Rücken,
Wenden den Schild und eilen von dannen, die Zügel verhängend.
Nach auch eifert dem Führer das mächtige*) Volk der Pannonen
Wirft die trotzenden nieder und treibt die Fliehenden vor sich,
Bis es den völligen Sieg sich errang von dem Glücke des Krieges.
Da nun stürzt auf die Todten es hin, sie alle beraubend,
Bis mit gewundenem Horn der Führer die Schaaren zurückruft
Und zuerst sich die Stirn mit dem festlichem Zweige bekränzte,
Gürtend die Schläfe dem Volk mit den Zeichen des Sieges, dem Lorbeer;
Nach ihm die Träger der Fahnen: es folgt der übrige Haufe.
Vom siegkündendem Stamme geschmückt nun ziehn sie zur Heimath.
Als sie in's Vaterland kehrten, enteilte zum eigenem Sitze
Jeglicher; Walther jedoch begab alsbald sich zum Throne.
Siehe da eilen herab von der Burg die Diener des Hofes,
Alle erfreut, ihn wiederzusehn und hielten das Roß ihm,**)

*) Gens maxima Pannoniarum. Ich kann mich nicht überzeugen, daß hier, wie Fischer glaubt, Körpergröße gemeint sey. Weder der Sprachgebrauch verlangt dieß, noch stimmt die Geschichte mit ihm überein, die uns die Hunnen als klein und unansehnlich schildert. Die von ihm angeführten Stellen beweisen nichts.
B.

**) Auf ähnliche Weise ist eques für equus gebraucht v. 600. auch v. 1223.
K.

Bis der berühmte Mann vom hohen Sattel herabstieg.
Leichthin fragen sie nun, ob mit Glück die Sache gegangen.
Er bescheiden: nur wenig erzählend, trat in den Hof ein.
Müde war er fürwahr; drum ging er in's Zimmer des Königs —
Hiltgund fand er daselbst; sie saß allein im Gemache.
Als er sie nun umarmt, mit zärtlichem Kusse begann er:
„Hierher bringe mir schnell den Trunk, denn ich lechze ermüdet."
Eine prächtige Schaale erfüllte bald sie mit Weine,
Reichte sie dar dem Mann, der sich bekreuzend sie annahm;
Fest umschloß er dabei der Jungfrau Hand mit der eignen;
Bei ihm stehend, den Blick des Herrn beachtet sie schweigend;
Walther trank und reichte ihr dann das leere Gefäß hin.
Beide wußten gar wohl, daß einst verlobt sie geworden,
Drum bewegt er die theure Maid mit folgender Rede:
„Beide schmachten wir schon geraume Zeit in dem Elend
Und wir wissen doch wohl, was unter Eltern vor Jahren
Gegenseitig beschlossen für unser künftiges Schicksal.
Warum hüten wir dieß so lange mit schweigender Zunge?" —
Dieses gedachte das Mädchen dem Buhlen mit schelmischer Wendung
Anzudeuten, ihm also erwiedernd, nach kurzem Verstummen:
„Heuchle doch nicht mit der Rede, was tief du im Herzen verdammest,
Das mit dem Munde rathend, wovon dein Busen zurückbebt.
Groß doch wäre der Schimpf, dir solche Braut zu erwählen!"
Doch der verständige Mann entgegnete dieses als Einwurf:
„Fern sey was du erwähnst! ernst gilt die Rede zu nehmen!
Weißt du doch wohl, daß ich nie, den Sinn verstellend, gesprochen.
Glaube mir, nimmer ist Schein und Betrug hier irgend verborgen.
Niemand ist hier zugegen; allein hier stehen wir beide.
Wüßte ich nur, daß bereit dein Geist achthätte des meinen,

Du vorsichtige Wünsche mit Treue immer bewahrtest,
Jedes Geheimniß der Brust wollt' ich dann gern dir eröffnen."
Endlich spricht das Mädchen, gebeugt zu den Knien des Mannes:
„Herr, wozu du auch immer mich rufst, ich folge voll Eifer;
Nichts ist mir theurer je als deine Befehle und Wünsche."
Jener darauf: „es quält mich endlich unsre Verbannung
Und ich gedenke oft der verlaßnen Fluren der Heimath.
Darum treibt es mich an, geheime Flucht zu beeilen.
Dieses hätt' ich vielleicht vor vielen Tagen vermocht schon
Wär' es nicht schmerzlich mir, wenn allein Hiltgunde zurück-
bleibt."
Da aus innerster Brust sprach folgende Worte die Jungfrau:
„Herr, befiehl du mir nur! ob's Gutes, ob Böses es seyn mag
Immer bin ich bereit, es für deine Liebe zu leiden."
Walther flüsterte drauf in's Ohr die Worte der Jungfrau:
„Dich hat zum Wächter der Schätze bestellt des Staates Regierung;
Eingedenk bemerke darum, was ich jetzt dir verkünde.
Bringe vor allen des Königs Helm und den dreifachen *) Leibrock,
Nimm die Rüstung sodann, sie trägt das Zeichen der Schmiede,
Dann entwende mir auch zwei Truhen von mittlerer Größe.
Diese fülle du ganz mir an mit pannonischen Spangen
Bis kaum eine dir bleibt, als Spange der Brust dir zu dienen.

*) Inprimis galeam regis tunicamque trilicem
Asservo, loricam, fabrorum insigne ferentem
Diripe —

Ich sehe nicht ein, warum Fischer, hier trilicem durchaus auf loricam, wider alle Regeln der Construction, bezogen hat.

B.

Wie es die Sitte heischt, vier Paar auch bringe der Stiefel,
Eben so viel nimm du dir zum Schluß; du wirst mit Gefäßen
Bis zum äußersten Rand vielleicht die Truhen erfüllen.
Fordre auch heimlich noch zurückgebogene Hamen
Von den Schmieden; denn Wegezehr sind uns Fische und Vögel.
Fischer bin ich und will auch Vögel zu fangen versuchen.
Alles in einer Woche besorge du dieses mit Vorsicht.
Was vielleicht der Wandrer bedarf, das hast du gehört nun,
Drum verschweig' ich dir nicht, wie die Flucht beginnen wir können.
Wenn zum siebentenmal den Erdkreis Phöbus umstrahlt hat,
König und Königin, Satrapen, Fürsten und Diener
Werd' ich, ein prächtiges Mahl mit großen Kosten bereitend,
Suchen mit jeglicher Kunst durch Getränke in Schlummer zu wiegen,
Bis nicht einer mehr bleibt, der einsehen könne, was Noth thut.
Du jedoch genieße indeß nur mäßig vom Weine;
Sorge du kaum den Durst dir über Tische zu löschen;
Stehen die andern auf, dann geh zum bekannten Geschäfte.
Aber wenn alle bereits die Gewalt des Trunkes bezwungen,
Dann laß heimlich uns beide die westlichen Gegenden suchen."
Eingedenk erfüllt die Gebote des Mannes die Jungfrau
Siehe da kam der Tag, der zum Schmause bestimmte, und Walther
Richtete selbst das Mahl nun aus mit mächtigem Aufwand.
Mitten thronete da der Ueberfluß an der Tafel.
Als der König den Hof nun betrat, den segelumspannten,
Führte der muthige Held, mit gewohnter Miene begrüßend,
Ihn zu dem Throne hin, den Byssus zierte und Purpur.
Hierhin setzt er sich nun, zwei Führer an jeglicher Seite
Heißt er sich setzen; er bringt an die Plätze die andern der Diener.

Hundert Sitze zugleich besteigen jetzt die Genossen. —
Müde macht es den Gast die verschiednen Gerichte zu kosten
Diese trägt man hinweg um andre Speisen zu bringen:
In dem Golde erbrauste der auserlesenste Tischwein;
Goldne Gefäße standen umher auf Gedecken von Byssus,
Und es verzierte der Wein die dufterfüllten Pokale;
Zu dem Genusse lockt der Schein und die Süße des Trankes:
Walther nöthigte jeglichen Gast zum Wein und zur Speise.
Als nun Ruhe dem Schmause gefolgt und die Tafeln entfernt sind,
Freudig tritt der genannte Held so sprechend zum Herrscher:
„Eure Gnade sie mag in diesem Reiche erglänzen,
Daß vor allem ihr jetzt den andern Freude gewähret,
Und mit dem Worte reicht' er ein künstlich gefertigtes Trinkhorn
Das in des Schnitzwerks Reihen die Thaten zeigte der Väter;
Und der König er nahm's, mit einem Zuge es leerend,
Und befahl alsbald den andern, zu folgen dem Beispiel.
Schneller laufen die Schenken herzu; bald kehren sie wieder,
Bringen gefüllte Pokale und nehmen zurück die geleerten. —
Und es ermahnt der Wirth und der König sie alle zum Wettstreit.
Aber den ganzen Hof umtobt die schäumende Trinklust,
Und die Zunge, sie lallt, vom nassen Gaumen gefesselt.
Taumeln sähest du hier auf den Füßen kräftige Helden.
So bis spät in die Nacht verlängerte Bachus Geschenke
Walther und hält die alle zurück, die sich rüsten zur Heimkehr,
Bis, gedrückt von des Trunkes Gewalt und beschwert von dem Schlafe,
Alle den Boden entlang in den Säulengängen zerstreut sind. —
Hätte er selber gewollt, die Mauern den sengenden Flammen
Opfern, keiner doch blieb, der den Grund zu vermuthen vermöchte.
Jener ruft zu sich das geliebte Weib und gebietet
Alsobald hierher die bereiteten Sachen zu bringen.

Aber er ſelber zog aus den Ställen den Sieger der Roſſe,
Den er Löwe benannt, ſo war die Stärke des Thieres.
Stehend beißt voll Wuth das Roß in die ſchäumenden Zügel.
Er umgab nun das Roß, wie gewohnt, mit Schmucke; und hieng dann,
Siehe, die reichgefüllten Truhen an jegliche Seite;
Fügte nur mäßige Zehrung hinzu, für die Länge der Reiſe,
Und die ſchlüpfrigen Zügel vertraut er der Rechten der Jungfrau.
Aber er ſelbſt, von dem Panzer gedeckt, nach der Weiſe der Recken,
Setzte dem Haupte den Helm, mit rothem Buſche geziert, auf,
Und umgab mit den goldnen Schienen die rieſigen Füße.
Mit zweiſchneidigem Schwert die linke Seite ſich gürtend
Und ein anderes nimmt er, nach Art der Pannonen, zur Rechten.
Dieſes jedoch giebt nur mit einer Schneide die Wunden.
Mit der Rechten umfaßt er den Speer, den Schild mit der Linken.
Zagend begann er ſo vom verhaßtem Lande zu ſcheiden.
Aber es lenkte das Mädchen das Roß, das einige Schätze
Führte; zugleich in der Hand die haſeldorneue Ruthe
Hielt ſie, mit welcher der Fiſcher den Hamen verſenkt in das Waſſer,
Daß der Fiſch, nach den Biſſen ſchnappend, den Haken verſchlucke.
Denn in allem Geſchoß war Walther immer der größte
Und es war ihm verhaßt zu allen Zeiten der Fauſtkampf.
Sie nun eilten die Nacht durch im Lauf, als aber nun Phöbus
Mit den erſten Strahlen des Lichts die Erde geröthet,
Flohen ſie hin zum verbergenden Wald und ſuchten den Schatten.
Auch an dem ſicheren Orte beängſtigt quälende Furcht ſie;
Und ſo ſtark durchbebte die Angſt den weiblichen Buſen,

Daß sie vor jedem Gesäusel erschrack der Luft und des Windes,
Zitternd vor Vögeln selbst und zusammenschlagenden Aesten.
Hier der Verbannung Qual, dort drängt die Liebe zur Heimath.
Weiter fliehn sie und meiden die neu gelichteten Räume;
Zu den behaarten Gebirgen, im krummen Laufe des Umwegs
Ziehn sie und wechseln mit zitterndem Schritt unwegsame Bahnen.
Aber das Volk in der Stadt, von Schlaf und Weine begraben,
Schwieg und schlummerte bis zur Mitte des kommenden Tages.
Endlich erheben sie sich und einige suchen den Führer,
Ihn mit dankender Rede und festlichem Lob zu begrüßen.
Attila aber der König, mit beiden Händen das Haupt sich
Haltend, verläßt das Lager und ruft in Schmerzen nach Walthern,
Daß er vielleicht vor ihm den eignen Kummer beklage.
Doch es erwiedern die Diener ihm da, sie hätten den Mann nicht
Finden gekonnt, es hofft der Fürst, daß jener von Schlummer
Noch gefesselt bis jetzt und noch zur Ruhe gestreckt sey,
Und sich habe zum Schlafe gesucht ein verborgenes Oertchen.
Ospiru, als sie gemerkt, daß auch Hiltgunde entfernt sey,
Und ihr nicht, nach gewohnter Weise, bringe die Kleider
Sprach, mit lautem Geschrei, voll Kummer zu dem Satrapen*)
„Mag die Speise, die gestern von uns genossen, verwünscht seyn!"**)
Und der Wein, der entkräftet das ganze pannonische Volk hat.

*) Wenigstens nach dem chron. novalic. muß man diesen Sinn annehmen. B.

**) Hier ist in Fischers Texte ein Irrthum in den Zahlen, den der Uebersetzer, um das Vergleichen nicht zu erschweren, beibehalten mußte. B.

Was vorwissend dem König und Herrn ich schon lange verkündet,
Dieser Tag er beweist's, den nie verwinden wir können.
Heute sah man die Stütze des Reichs, des unsrigen, fallen;
Seine Stärke entwich und seine glänzende Tugend.
Walther, das Licht von Pannoniens Reich, ist von uns geflohen,
Und er entführte mir auch Hiltgunden, die liebend ich pflegte."
Da entbrannte der König, voll Wuth, von gewaltigem Zorne,
Und mit Kummer vertauscht die vorige Freude der Busen.
Von den Schultern herab zerreißt er das Kleid bis hinunter;
Hierhin wendet er bald, bald dorthin die trauernde Seele.
Wie von äolischen Stürmen der Boden des Meeres durchwühlt wird,
Also wogten umher die Sorgen im Busen des Königs,
Und die veränderte Brust ahmt nach das veränderte Antlitz.
Jegliches, was er im Innern litt, das zeigt er im Aeußern.
Doch nicht wurde vergönnt nur einem Worte der Ausgang.
Trank verschmähte er auch und Speise an selbigem Tage;
Nicht erlaubte die Sorge erquickende Ruhe den Gliedern.
Denn, wie die finstre Nacht entfärbt schon jegliches hatte,
Streckt er auf's Lager sich hin, doch ohne die Augen zu schließen,
Jetzt auf die rechte Seite sich lehnend und jetzt auf die linke,
Gleich als wäre die Brust durchbohrt vom spitzigen Wurfspieß,
Zitterte er, bald hierhin das Haupt bald dorthin es werfend,
Richtete bald sich auf und setzte auf's Lager sich sinnlos.
Nichts auch hilft's, da erhebt er sich endlich und rennet die Stadt durch,
Kommt dann wieder zum Lager, berührt's und verläßt es von neuem.
Attila brachte so, vom Schlafe verlassen, die Nacht hin.
Aber das flüchtige Paar in erwünschter Stille enteilend,
Suchte geschwind das gefährliche Land im Rücken zu lassen.
Kaum daß der Morgen sich hebt, beruft der König die Väter,

Also sprechend: „O! wenn mir nur einer den flüchtigen Walther
Brächte gebunden her, wie einen verworfenen Wolfshund!
Den bekleidet' ich bald mit oft gereinigtem Golde,
Wollte mit Landesstrecken ihn hierhin und dorthin begaben,
Sollt ich auch selber den Weg ihm ganz mit Schätzen verschließen."

Doch in dem mächtigem Reich war auch nicht einer der Fürsten,
Weder ein Herzog, noch Graf, noch Ritter oder ein Knappe,
Der, wie sehr er auch wünschte, die eignen Kräfte zu zeigen,
Und durch seine Tugend sich ewiges Lob zu erstreben,
Wär' er begierig auch, sich mit Schätzen die Tasche zu füllen,*)
Hätte gewagt, mit der Waffen Gewalt dem zürnenden Walther
Nachzugehn, zu erblicken den Helden, wenn er das Schwert zog.

Denn sein Muth war bekannt, sie hatten's erfahren, wie viele
Er als Sieger gefällt, selbst ohne Schaden und Wunde.
Und nicht einen der Männer vermag zu bereden der König,
Der die versprochenen Schätze um solchen Preis noch begehre.
Walther aber, wie oben gesagt, floh immer die Nacht durch,
Aber am Tage da suchte er Berge und dicke Gebüsche,
Fieng das künstlich gelockte Geflügel dann eben so künstlich,
Nicht mit dem Leim sie betrügend, noch mit dem gespaltenen Holze.

Kam er aber dahin, wo Flüsse strömten geschlängelt,
Warf er den Hamen hinein und riß aus dem Strudel die Beute,
Und er vertrieb die Qualen des Hungers, Beschwerden ertragend.

Aber die ganze Zeit der Flucht versagte der Jungfrau
Nähern Genuß sich der löbliche Held, der männliche Walther.
Siehe schon vierzigmal hatte die Sonne die Kreise gezogen

*) Ein Germanismus, wie mir deren mehrere vorzukommen scheinen; z. B. v. 468; 517; 1042. B.

Seit er verlaſſen hatte die Stadt des pannoniſchen Volkes.
An dem Tage jedoch, nach jener Rechnung, dem letzten,
Kam er an einen Fluß, ſchon war's um die Mitte des Abends;
Nehmlich es war der Rhein, der ſeinen Lauf nach der Stadt lenkt,
Welche man Worms benennt, des Königs glänzendem Sitze.
Hier nun gab er die früher gefangenen Fiſche als Fährgeld,
Bald hier übergeſetzt, fortſtrebt er mit keuchender Eile.
Als ſich erhebend der Tag, die finſtern Schatten vertrieben,
Machte der Fährmann ſich auf zur Stadt, der oben genannten,
Und dem Koche des Königs (dem Meiſter nehmlich der andern)
Bracht' er die Fiſche hin, die ihm der wandernde Mann gab.
Als nun der ſie mit Würze verſehn und dem Könige Günther
Vor ſie hatte geſetzt, ſprach dieſer verwundert vom Throne:
„Fiſche von derlei Art hat mir Franken noch niemals geſpendet,
Und ich glaube, ſie ſind von fremder Grenze gekommen.
Sage ſo ſchnell du nur kannſt, woher man die uns gebracht hat"
Jener, zur Antwort, meldet, ſie habe der Fährmann gegeben.
Da befahl denn der Fürſt, ſogleich den Menſchen zu holen.
Als nun dieſer erſchien und über das Ganze befragt ward,
Sprach er alſo ſich aus, nach der Reihe die Sache erzählend:
Als am vergangenen Abend ich ſaß am Ufer des Rheines,
Einen Wandrer erblickt' ich mit eilendem Schritte herannah'n,
Wie des Kampfes gewiß an jeglichem Gliede gerüſtet,
Denn ganz war er umgeben mit Erz, ruhmwürdigſter König!
Und er hielt fortſchreitend das Schild und die funkelnde Lanze.
Einem tapferen Mann wohl glich er; wie groß auch die Laſt war,
Welche er trug, doch gieng er einher noch mit rüſtigem Schritte.
Und ein Mädchen, geſchmückt mit ganz unglaublicher Schönheit
Eilte ihm nach und glänzend*) folgt die Ferſe der Ferſe.

*) Das chron. novalic. zeigt, daß hier: nitore zu leſen iſt.

Dieſe leitete ſelbſt den kräftigen Gaul mit den Zügeln
Der auf dem Rücken zwei nicht ganz kleine Truhen einhertrug.
Dieſe, wenn nur das Roß den hohen Nacken bewegte,
Und die ſtolzen Wuchten der Schenkel ſtrebte zu werfen
Gaben ſolchen Klang, wie wenn einer mit Gemmen *) an's Gold ſchlägt.
Dieſer gab mir als Lohn die vor euch liegenden Fiſche."
Als dieß Hagan gehört denn mit ſaß der an der Tafel,
Ließ er die Rede ertönen der Bruſt, von Freude ergriffen:
„Freut euch, bitte ich, alle mit mir, daß ich ſolches erfahren,
Denn mein Genoſſe Walther iſt heimgekehrt von den Hunnen."
Alſo rief er, der ganze Hof tönt bald es ihm wieder.
Günther aber der Fürſt, den mit Stolz die Würde erfüllte:
„Freut euch alle mit mir, ich befehl's, daß ich dieſes erlebte
Denn den Schatz, den Giebich dem Könige ſchickte des Oſtens,
Hat zurück in das Reich mir jetzt der Allmächt'ge geſendet."
Sprach's und ſtieß aufſpringend, den Tiſch zurück mit den Füßen,
Hieß ſich bringen das Roß, mit geziertem Sattel es ſchmücken,
Und vom geſammten Volk ihn zwölf der Männer begleiten.
Hochberühmte durch Kraft und meiſt ſeit Jahren erprobte
Hatte er ausgewählt, und hieß mitgehn auch den Hagan,
Welcher, der alten Treue gedenk und des einſt'gen Genoſſen,
Abzulenken verſuchte den Herrn vom begonnenen Werke.
Doch es beſtand darauf, trotz ihm, der König und ſagte:
„Nicht, ihr Männer, gezaudert, umgürtet mit Eiſen die tapfern
Glieder, es hülle euch in den Rücken der ſchuppige Panzer.
Denn ſo mächtigen Schatz führt der von den fränkiſchen Küſten!"
Mit Geſchoſſen bewaffnet (es drängt des Königs Gebot ſie)

*) Auch hier lehrt das chron. novalic., daß: gemmis die richtige Lesart iſt. W.

Giengen hinaus ſie zur Pforte, dich wünſchend, Walther, zu ſchauen,
Dich Wehrloſen um den Gewinn zu betrügen vermeinend.
Zwar auf jegliche Art ſtrebt Hagan dieß zu verhindern,
Aber der arme Fürſt will nicht vom Begonnenen abſtehn.

Der hochherzige Mann indeß forteilend vom Fluſſe
Kam nun an das Gebirg, ſchon da Voſagus geheißen.
Das iſt ein mächtiger Wald, geräumig: Bahnen des Wildes
Hegt er gar viel; oft ſchallt er von Hunden wieder und Hörnern.
Dort nun ſteht in der Oede ſich nah ein Doppelgebirge.
Eng zwar, lieblich jedoch, liegt eine Höhle dazwiſchen,
Nicht in der Erde gehöhlt, nein ausgebrochen im Gipfel.
Wahrlich ein trefflicher Ort iſt das für blutige Räuber.

Dieſer Winkel verbirgt auch Kräuter, grünend und eßbar.
Wie ihn der Jüngling erſah, ſo ſprach er: „laß hierhin uns eilen,“
Auf dem Lager iſt's gut, den ermüdeten Leib ſich zu pflegen.
Denn ſeitdem das Land der Avaren er fliehend verlaſſen,
Hatte er anders nicht die Ruhe des Schlafes gekoſtet,
Als auf den Schild gelehnt und kaum das Auge geſchloſſen.
Nun erſt legte er ab des Kriegers Laſten und ſagte,
Hingelehnt in der Jungfrau Schooß: „blick' um dich mit Vorſicht,
Hiltgund! ſäheſt du finſter ſich eine Wolke erheben,
Dann ermuntere mich zum Aufſtehn, ſanft mich berührend:
Aber ſäheſt du ziehn auch einen mächtigen Haufen,
Hüte dich doch, Geliebte, mich ſchnell vom Schlafe zu wecken.
Weit ja kannſt du von hier die reinen Blicke verſenden.
Darum ſpähe mir aus die ringsumliegende Gegend.“
Alſo ſprach er; er ſelber nun ſchloß die glänzenden Augen,
Endlich genießend nunmehr die Ruhe, die lange erſehnte.

Als nun Günther im Staub die Spuren der Füße erblickte,
Drängt er das muthige Roß mit den wilden Sporen und fruchtlos
Jauchzt er auf in der Bruſt und ſpricht in die Lüfte die Worte:
„Schnell, ihr Männer, herbei, ihr werdet ihn jetzt ſchon ereilen;
Heute entfliehet er mir nicht, er läßt den geſtohlenen Schatz mir.
Doch vom berühmten Hagan ward Folgendes bald ihm entgegnet:
Dieſes einzige ſag' ich dir nur, o tapferſter König!
„Hätteſt du Walthern nur ſo oft im Kampfe geſehen,
Ihn ſo oft, wie ich, voll Wuth das Gemetzel erneuend,
Nimmer glaubteſt du wohl, daß ſo leicht er ſey zu berauben,
Denn ich habe Pannoniens Reihen geſehen, die Kämpfe
Wider die Länder beginnend des Nordens oder des Oſtens.
Da ſchritt Walther einher, durch eigne Tugend erglänzend,
Zwar den Feinden verhaßt, ein Wunder aber den Freunden.
Jeglicher, wer entgegen ihm trat, ſah ſchleunig die Hölle.
Drum, o König! und ihr, o Genoſſen! glaubt mir ich ſah es,
Wie er den Schild vorhält, wie kräftig die Lanze er ſchleudert."
Da nun Günther, gar ſehr gehemmt an geſundem Verſtande,
Nicht ablenken ſich ließ, ſo eilten ſie näher dem Lager.
Als fernblickend indeß Hiltgund vom Gipfel des Berges
Am erhobenen Staub die Kommenden merkte, ermahnte
Unſern Walther ſie, leis anrührend, er ſolle erwachen.
Dieſer erhob das Haupt und fragte, ob Jemand ſich nahe.
Fernher nahe ſich, meldet ſie ihm, ein Haufe in Eile.
Er nun reibt aus den Augen des Schlaf's verſtörende Dünſte
Und bekleidet gemach, mit Erz die ſennigen Glieder,
Nahm dann wieder herbei den ſchweren Schild und die Lanze,
Sprang dann auf und durchhieb die leere Luft mit dem Eiſen
Schnell zu dem bitteren Kampf mit dem Speere macht' er das Vorſpiel.

Näher stehe erblickt die Maid die funkelnden Lanzen:
„Hier" so rief sie, von Schrecken betäubt, „hier nah'n uns die Hunnen."
Sank zur Erde dann hin, und sagte Folgendes traurig:
„Herr, ich beschwöre dich jetzt, durchbohr' mir den Hals mit dem Schwerte,
Daß, die ich nicht verdient, zu besteigen das Lager der Ehe,
Keines Leibes Vermischung noch einstens müsse erdulden."
Aber der Jüngling sprach: soll schuldlos*) Blut mich beflecken?
Oder wie könnte mein Schwert die Feinde zu fällen vermögen,
Wenn es jetzt nicht einmal verschont so treue Geliebte.
Fern sey, was du verlangst, nicht länger zage das Herz dir.
Der so oft mich bereits so vielen Gefahren entrissen,
Dieser, glaub' ich, vermag auch hier die Feinde zu scheuchen."
Also sprach er, und sagte ihr dann, erhebend die Augen:
„Nicht Avaren sind hier, das sind leichtfertige Franken,
Dieser Gegend Bebauer" (und siehe da sah er des Hagan
Helm und erkannte ihn wohl und sagte lächelnd noch dieses)
„Hagan ist auch mit dabey mein Freund und alter Genosse."
Solches sprechend, betrat der Held den Eingang der Höhle,
Und voraus hier sagt' er dem Mädchen, das weiter hineinstand:
„Eines Wortes voll Stolz berühm' ich mich hier vor der Pforte:
Sagen soll keiner der Franken, von hier heimkehrend, der Gattin,
Daß straflos er etwas von unſrem Schatze entwendet."
Ausgeredet hatt' er noch nicht, da siehe zur Erde
Stürzt er sich hin, Vergebung für diese Worte erflehend.
Als er sich wieder erhob, betrachtend Alles genauer:
„Keiner erfüllt mich mit Furcht, von Allen, die hier ich erblicke,
Wäre nur Hagan fern, der meine Sitte im Kampfe
Längst schon erkannt und auch selber versteht manch listigen Kunstgriff:

*) Innocuus nach Wetzheims und Liesters Meinung. B.

Kann ich den, nach Gottes Beschluß, betrügen, vom Kampfe
Bin ich" sprach er „für dich verlobte Hiltgunde, gerettet."
Aber so wie den Walther an solcher Stelle verborgen
Hagan gesehn, einraunt er sogleich dem stolzen Satrapen:
„Stehe doch ab, o Herr, den Mann mit Kampfe zu reizen!
Sende doch Leute erst ab an ihn, die Alles erforschen,
Vaterland und Geschlecht und Namen und Ort, wo er herkommt.
Oder er bittet um Frieden vielleicht, unblutig die Schätze
Gebend; erkennen läßt sich der Mann uns leicht aus der Antwort.
Ja mag Walther auch selbst hier oben verweilen, vielleicht doch
Daß er, denn er ist klug, auch unsrer Ehre noch nachgiebt."
Und der König befiehlt, es solle Kamelo hingehn
Den nach Metz voreinst als Pfleger geschickt das berühmte Franken: von dorther war er mit manchen Geschenken gekommen,
Tages vorher, bevor der Fürst dieß alles erfahren.
Dieser nun flog mit verhängten Zügeln, dem stürmischen Eurus
Aehnlich, über den Raum des Gefilds und naht sich dem Jüngling
Also rufend dem Gegner: „O! sprich, wer bist du der Männer?
Oder wo kommst du her und wohin gedenkst du zu gehen?"
Der hochherzige Held sprach drauf, ihm also erwiedernd:
„Kommst du auf eigne Faust? hat Jemand her dich gesendet?
Wissen möcht' ich's." Und Kamelo rief, hochmüthigen Sinnes:
„Wisse, daß Günther selbst, der König des mächtigen Reiches
Abgesendet mich hat, nach deinen Sachen zu fragen."
Als er dieses vernommen, entgegnete dieses der Jüngling:
„Nicht begreif' ich, weshalb man des just durchreisenden Sachen
Auszuforschen bedarf; doch nicht zittern wir dar sie zu legen:

Walther werd' ich genannt, von Aquitanen geboren.
Noch ein mäßiger Knabe vom Vater ward ich als Geiſſel
Zu den Hunnen geſandt, dort lebt' ich und kehrte zurück jetzt.
Wünſchend wiederzuſehn das theure Volk und die Heimath."
D'rauf der Bote: „durch mich befiehlt dir der Held, den ich nannte,
Daß die Truhen, das Roß und auch das Mädchen du hergiebſt.
Thuſt du dieß Alles bereit, dann ſchenkt er Leben und Burg dir."
Aber getroſt ward d'rauf von Walthern dieſes erwiedert.
„Thörichter hörte ich reden, ſo glaub' ich, noch keinen Sophiſten.
Siehe, du ſprichſt mir hier vor, daß ein Fürſt, was weiß ich denn, welcher,
Mir verſpricht, was er jetzt nicht beſitzt und nimmer bekommt wohl.
Iſt er denn Gott, daß er mir mit Recht das Leben verſtatten
Könnte? hat er mich denn mit den Händen berührt, in den Kerker
Mich geſchleppt? auf den Rücken, die Hände gezwängt mir mit Banden?
Dennoch höre mir zu: will er den Kampf mir erlaſſen,
(Denn dort ſteht er, ich ſeh' es, beerzt zum Streite gekommen,)
Hundert Spangen des Arms, von rothen Metalle gefertigt,
Will ich ſchicken ihm dann, des Königs Namen zu ehren."
Jener zog ſich zurück nach ſolch empfangener Antwort,
Und erzählte den Fürſten, was dort er ſagte und hörte.
Hagan zum König drauf: „ſo nimm den gebotenen Schatz an.
Zieren kannſt du damit, o Vater, die dich begleitet.
Aber gedenke nur vom Kampf zu enthalten die Hände,
Walthern kennſt du noch nicht und ſeine mächtige Kühnheit.
Wie in vergangener Nacht ein Geſicht vorher mir verkündet,
Wird nicht glücklich für uns, wenn wir kämpfen, ſich Alles geſtalten.
Denn ich erblickte darin mit einem Bären dich kämpfen,

Welcher, nach langem Streit, dir beißig einen der Füße
Mit dem Knie zugleich abriß bis hinauf zu der Hüfte.
Als mit Geschosse bewehrt ich bald dir eilte zur Hülfe,
Suchte er mich und riß ein Auge mir aus mit den Zähnen."
Dieses warf er ihm ein, da rief hochmüthig der König:
„Wie ich sehe, so eiferst du nach dem Erzeuger Agacis,
Welcher ja auch in dem kalten Busen die feigste der Seelen
Trug, und immer dem Kampf auswich mit langem Gerede."
Da erglühte der Held mit Recht von mächtigem Zorne
Wenn es gegen den Herrn zu zürnen irgend erlaubt ist.
„Nun", so sprach er, „beruhe denn Alles auf euren Geschossen!
Dort ja steht er vor euch, den ihr sucht. Jetzt kämpfe ein jeder!
Näher steht ihr bereits. Noch lähmte keinen der Schrecken.
Seh'n will das Ende ich nur, vom Raub verschmäh' ich den Antheil."
Sprach's, und bestieg alsbald den nah gelegenen Hügel;
Stieg vom Rosse und setzte sich hin und blickte auf jene.
Aber Günther hierauf befahl, zu Kamelo sprechend:
„Geh und heische, daß jener den ganzen Schatz mit erstatte.
Zaudert er noch, ich weiß, daß ein Mann du tapfer und kühn bist, *)
Kämpfe mit ihm und beraube ihn bald, den im Streite besiegten."
Kamelo drauf ging fort, der Pfleger der Metzer Gemeine;
Glänzend vom Scheitel den goldnen Helm, vom Busen den Harnisch,
Und von weitem bereits: „du! Freund! jetzt höre mich!" ruft er,
Schicke du gleich den gesammten Schatz dem König der Franken,
Wenn du noch länger dich willst des Lebens und Glückes erfreuen."

*) Die Schwierigkeit, die Viester hier gefunden hat, löst sich weit leichter, wenn man nach: u: es supplirt.

Aber der tapferſte Held, bey dem Wort ein wenig verſtummend,
Wartete, daß noch mehr der wilde Feind ſich ihm nahe.
Und der Geſandte, im Flug annahend, erneute die Rede:
„Schicke du gleich den geſammten Schatz dem König der Franken!“
Da antwortete ihm der unerſchrockene Jüngling:
Unverſchämter! was ſuchſt du? was heiſcheſt du, daß ich erſtatte?
Habe ich dieſes etwa dem Könige Günther geſtohlen?
Oder hat er etwas mir je gegeben zum Vortheil,
Daß er mit Recht mich zwinge, ſo große Zinſen zu zahlen?
Habe ich eurem Land auf meiner Reiſe geſchadet,
Daß deswegen mit Recht beraubt von dir du mich ſäheſt?
Hat ſo mächtigen Haß dieß Volk auf alle geworfen,
Siehe, als Lohn für den Weg, zweihundert ſend' ich dem König
Spangen; er gebe den Frieden, mir nur das Streiten erlaſſend.“
Als dieß Kamelo nun vernommen, mit wildem Gemüthe
Sprach er: vermehren wirſt du die Gabe, die Truhen eröffnend;
Denn ich will nunmehr das ganze Gerede beenden.
Gieb das Verlangte, ſonſt entfließt mit dem Blut dir das Leben.“
Alſo ſprach er, und nahm den dreifachen Schild auf den Arm ſich,
Schüttelt den funkelnden Speer und ſtrebt mit jeglicher Kraft an,
Wirft ihn ſodann: doch den Wurf gar klug vermeidet der Jüngling.
Fliegend ſchlägt das Geſchoß der Erde vergebliche Wunden.
Nun ſprach Walther: „gefällt es dir ſo, ſo laß uns denn handeln!“
Alſo redend entſchleudert zugleich er die Lanze: doch dieſe
Gieng hindurch an der linken Seite des Schildes und heftet

Siehe, Kamelo's Hand, mit der er den Degen herauszieh'n
Wollte, gerad' an die Hüfte, durchstechend den Rücken des Rosses
Aber, sobald das Roß die Wunde fühlte, so wüthet's,
Schüttelnd den Rücken, versucht's herab den Reiter zu werfen,
Und es hätt' es gethan, wenn fest die Lanze nicht hielte.
Kamelo ließ indeß hinfallen das Schild: mit der linken
Faßt' er die Lanze und mühte sich los sie zu ziehn von der Rechten.
Als der berühmteste Held dieß aber erblickte, so eilt er
Und anstemmend den Fuß, bis zum Hefte stößt er das Schwert ein.
Dieß ausreißend entzieht er zugleich die Lanze der Wunde.
Da ist das Roß und der Herr in einer Stunde gefallen.
Aber als dieses nun des Kamelo Neffe erblickte,
Sohn des leiblichen Bruders von ihm, der Kimo geheißen:
Einige sagen, daß er den Namen Scaramund führte.
Seufzte er auf, und bekümmert und weinend bewegt er sie Alle:
„Wehe! vor allen auf mir liegt nun der Thaten Vollendung
Mit jetzt sterbe ich, oder ich räche den theuren Verwandten!"
Denn es ließ sie die Enge des Ortes nur einzeln zum Streite
Gehen, und jenem zur Hülfe vermochte keiner zu eilen.
Scaramund fliegt herbei, der Arme, dem Tode gewidmet,
Und zwei Lanzen mit breiten Eisen schwang in der Hand er.
Da er nun Walthern sah von keinem Schrecken erschüttert,
Unbewegt noch immer an jenem Orte verharrend,
Rief er knirschend und schüttelte auf dem Scheitel den Roßschweif,
Also ihm zu: „Worauf noch vertraust du? was kannst du noch hoffen?
Ich begehre nimmer den Schatz, noch sonst was von deinen
Sachen; nein! des erschlagenen Verwandten Leben verlang ich."

Jener darauf: „wenn beweisen du kannst, daß der erste den Kampf ich
Angefangen, und daß ich verdient, daß ich könnte erdulden
Solches mit Recht, so mag ohne Verzug dein Speer mich durchbohren.
Scaramund aber, bevor er noch die Rede beendet,
Schleuderte von den beiden Geschossen das eine auf jenen
Und alsbald noch das andre; jedoch der berühmteste Held wich
Aus dem einen, und ab vom Schildkopf geleitet das andre.
Da zog Scaramund aus die Scheide des spitzigen Schwertes.
Stürzt auf den Jüngling ein, die Stirne zu spalten begehrend;
Und das tobende Roß trug näher zu jenen hinan ihn;
Dennoch konnt' er dem Haupt die gewünschte Wunde nicht schlagen,
Denn er traf mit dem Hefte den Helm, und als es zurück-sprang,
Tönte es laut und zugleich flog Feuer auf in die Lüfte.
Eh' er das stolze Roß noch zurückzulenken vermochte,
Bohrte ihm Walther bereits in die Kehle die Spitze des Speeres,
Warf dann den sterbenden Feind vom hohen Sattel herunter,
Ab mit dem eignen Schwerte das Haupt des Bittenden schneidend,
Ließ er gleich so fließen das Blut der beiden Verwandten.
Als nun der stolze Günther auch diesen ermordet erblickte,
Treibt die wilden Gefährten er an, den Kampf zu erneuen:
„Gehen wir gleich auf ihn los, ihn nimmer sich lassend erholen,
Bis er ermattet sinkt und dann gebunden die Schätze
Wieder uns giebt und auch für das Blut die Strafen uns abbüßt.
Werhard siehe, der dritte, geht ab, auffordernd zum Kampfe.
Wohl aus langer Reihe der Ahnen war er entsprossen,

Dir, o herrlicher Mann, war an Stamm und Kunst *) er befreundet,
Pandarus, der du einst, den Bund zu brechen befehligt,
In der Archiver Kreis das Geschoß der erste geschleudert.
Dieser verschmähte den Speer, nur Köcher führend und Bogen.
Pfeile entsandt er von fern ungleich war der Kampf und er neckte
Walthern also, doch dieser entgegen trotzte ihm männlich,
Widerhaltend den Kreis des siebenfältigen Schildes.
So verspottete oft er die kommenden Pfeile mit Vorsicht.
Springend bald auf die Seite, das Schild bald kehrend nach Süden,
Trieb die Geschosse er weg, ihn konnte keines erreichen.
Als des Pandarus Sprößling gesehn, daß umsonst er die Pfeile
Alle verschossen, so riß nun erzürnt heraus er das Eisen,
Eilt nun endlich näher im Flug, sich der Worte berühmend:
„Wenn du mit List auch hast der eitlen Geschosse gespottet,
Wird doch vielleicht der Stoß der schwingenden Rechte dich treffen."
Ihm entgegnete Walther darauf und lachte im Herzen:
„Lange genug erwartet' ich schon, daß mit wahrem Gewichte
Werde gekämpft. Drum eile; bei mir wird nimmer Verzug seyn."
Sprach's, und sogleich mit der ganzen Brust anstrebend, das Eisen
Wirft er; die Brust des Rosses durchschneidet die fliegende Lanze.
Aufwärts strebt, sich erhebend, das Thier; die Luft mit den Hufen
Schlägt es, und wirft den Reiter dann ab, selbst stürzend darüber.

*) Ich lese hier, mit Biester: artis.

Hin nun eilet der Jüngling und raubt mit Gewalt ihm das Eisen,
Faßt das weiße Haar, nach dem den Helm er zerschlagen,
Und als mancherlei Bitten er einwandt, sagte der Held ihm:
„Nicht im Scherze*) wohl war's, was erst in die Lüfte du prahltest"
Dieses gesagt, verließ er, zerschneidend den Nacken, den Leichnam.
Drei zwar sah er der Leichen, doch schreckte den rasenden Günther
Dieses noch nicht, und der Reihe nach heißt er eilen zum Tode.
Siehe, Eckewrid kommt, an sächsischer Küste geboren,
Und beginnet den Kampf als vierter.**) Ob der Ermordung
Eines der Edlen war er vertrieben und hierher geflohen;
Und es trug ihn ein Roß, gefärbt mit Flecken und rothbraun.
Wie nun Walther ihn sah, daß bereit er sey zu dem Kampfe:
„Sage mir" rief er ihm zu: „ist dir auch der Körper betastbar?
Oder täuschest du mich, Verruchter, durch luftige Bilder?
Wahrlich! Du scheinst mir ein Faun zu seyn, wie in Wäldern sie hausen."
Dieser gab ihm darauf, ein Gelächter erhebend, die Antwort:
„Du stammst ab von dem Volk, es beweißt es die celtische Sprache,
Dem die Natur es verliehn, vor Andern zu ragen an Leichtsinn."
„Nun, wenn näher du kommst, und unsre Rechte berühret dich,***)
Wirst du alsdann wohl noch zu erzählen den Sachsen vermögen,

*) Hier behalte ich die alte Lesart, wegen des nebenstehenden: jactabas. B.

**) Die Lesart des codex carolsrh.: quartus ist ohnstreitig richtig. B.

***) Auch ich glaube, daß v. 764 — 765 Worte Walthers sind. Ein Beweis liegt in dem propius venientem, da Walther nicht näher zu kommen brauchte, wohl aber Eckewrid. B.

Daß im Vosagus du jetzt das Gespenst des Faunus gesehn hast."
„Bald erprobe ich dich" sprach Eckewrid; schleunig dann warf er
Den hagdornenen Speer mit Gewicht; der glänzte, zurück vom
Riemen gezogen und war von des Schildknopfs Härte gebrochen.
Walther erwiederte drauf, nachdem er die Lanze entsendet:
„Diese Geschenke, o Faun es wägt sie dir zu der Silvanus.
Siehe, ob unser Geschoß mehr durchzudringen vermöge."
Und das Holz, wie es war mit der Haut des Stieres bezogen,
Trennte der Speer und saß, zerschneidend das Kleid, in der Lunge.
Eckewrid wälzt sich, der Arme, und speit in Strömen das Blut aus.
Siehe, indem vor dem Tod er sich flüchtet, stürzt er hinein sich.
Aber das Roß trieb, hinter sich, hin auf die Weide, der Jüngling.
Drauf verlangte von Günthern, den eignen Schild noch der fünfte;
Hadawart ward er genannt; vom stolzem Herzen betrogen
Und enteilend ließ er den Freunden die Lanze zu halten.
Muthig, aber umsonst, vertraute allein er dem Schwerte.
Dieser, als er nun sah, daß die hingeworfenen Leichen
Ganz versperrten den Weg, nicht drüber könne das Roß gehen,
Sprang er herab, um zu Fuße zu gehn. Der waffengewalt'ge
Walther sucht ihn und lobte den Mann, der gleiches Verhältniß
So in dem Kampfe ihm bot. Doch Hadawart sagte zu diesem:
„O! du Schlange, gewandt in der List und kundig des Truges
Und zu verbergen gewohnt das Arge in schuppiger Decke.
Also im Kreise gelagert, vermeidest du, gleich wie die Natter,
Ohne den leisesten Schlag der Wunde, so viele Geschosse?
Ungewöhnlich verspottend die giftgeschwängerten Pfeile?
Aber glaubst du, mit List auch jenen Schlag zu vermeiden,
Den mit sichrem Gewicht des Näherstehenden Rechte

Sendet? denn dieser wird nicht mit Geschoß die Wunden bereiten,
Höre darum den Rath: leg' ab den Schild, den gemahlten;
Also will es mein Loos, so heischt auch des Königs Gebieten.
Nicht mir verletzen sollst du, was jenen Augen so lieb ist.
Ist es anders, und nimmst du mir auch das blühende Leben,
Viele Genossen sind hier und Blutsverwandte zugegen,
Die, und ahmtest den Vogel du nach und bekämest du Federn,
Nie doch duldeten, daß straflos von hier du entkämest."
Aber der Krieger gab ihm unerschrocken zur Antwort:
„Von dem Uebrigen schweig' ich; doch sorg' ich, den Schild zu behalten.
Denn das verdiente Glück, das glaube mir, danke ich ihm nur.
Meinen Feinden pflegte er oft sich entgegenzusetzen
Und hat Wunden empfangen, um mich vor Wunden zu decken.
Und wie sehr er auch heute mir hilft, du siehst es. Du selber
Sprächest mit Walthern jetzt nicht vielleicht, wenn jener entfernt wär'.
*) Strebe mit jeglicher Kraft den Feind nur von dir zu treiben,
Daß die Rechte dir nicht der Mauer Vertheidigung raube.
Suche die linke Seite des Schildes zurück nur zu halten,
Fest anschließe die Finger dem elfenbeinernen Bügel."
„Lege die Last dort ab, die durch solche Räume des Weges
Fortgetragen du hast, von dem hohen Sitz der Avaren;"
Jener darauf, „und weigerst du dich, so thust du's gezwungen.

*) Von der Wahrheit der Biesterschen Meinung, der die Verse 809 — 812 der Hiltgund in den Mund legt, noch unwahrscheinlicher aber dann 813 — 814 wieder von Walthern zur Hiltgund sprechen läßt, kann ich mich nicht überzeugen. Wahrscheinlicher ist es mir, daß die ersten 4 Verse Walther spricht, theils sich selbst, theils seinem Gegner sie zurufend, die letzten 2 aber schon Hadawart sagt. W.

Und nicht das Schild allein, auch das Roß, das Gold und die Jungfrau
Giebst du zurück, dann noch die Verbrechen büßend mit Martern.“
Sprach's, und riß das berühmte Schwert heraus aus der Scheide.
Jene rennen sich an, die Söhne verschiedener Länder
Und der Vosagus erstaunt ob dieser Blitze und siehe
Beide ragend hervor an Muth und riesigen Waffen,
Der vertrauend dem Schwert, der kühn und groß mit der Lanze,
Manche Kämpfe versuchen sie so und mit mächtiger Stärke.
So ertönt nicht die Eiche, die schwarze, gefällt von den Beilen,
Wie die Helme erklingen, zurück wie prallen die Schilde.
Und es staunen die Franken, daß nicht Held Walther ermüde,
Ob auch nimmer ihm Ruhe verstattet ward und Erholung.
Hoch erhebt sich der Wormser, vermeinend, er thue es straflos;
Aufwärts strebt er voll Muth, mit aufgehobenem Schwerte,
Denkend, durch diesen Schlag den ganzen Streit zu beenden.
Aber mit Vorsicht fieng, einlegend die Lanze, der Jüngling
Auf den Streich und zwang den Unerfahrnen, das Eisen
Fahren zu lassen; und fern erglänzte das Schwert in den Sträuchern.
Wie nun dieser des lieben Schwertes beraubt sich erblickte,
Wollte er eilen zur Flucht und hinein in die Hecken entfliehen.
Aber der Alpharide, den Füßen vertrauend und frischer
Jugend folgte und sprach: „wo fliehst du mir hin? nimm das Schild mit.“
Sprach's und schneller mit beiden Händen die Lanze erhebt er,
Schleudert sie dann; der fällt und es dröhnet das mächtige Schild ihm.
Ohne zu zaudern drückt nun der Jüngling den Hals mit den Füßen,

Theilt mit der Lanze das Schild und heftet den Feind an den Boden.
Dieser verdrehet die Augen und haucht den Geist in die Lüfte.
Patawrid war der sechste; die leibliche Schwester des Hagan
Hatte an's Licht ihn gebracht. Wie diesen erblickte der Oheim
Vorwärts eilen, versucht er davon mit Worten und Bitten
Ab ihn zu lenken und rief: „wohin stürzest du? schau, wie der Tod dich
Angrinst! stehe doch ab! es lesen die Parzen die letzten
Faden schon aus. Es verläßt dein Verstand dich, theuerster Neffe!
Stehe doch ab! nicht kannst du mit Walthers Kräften dich messen."
Dennoch schritt der Arme dahin, dieß Alles nicht achtend.
Denn es glühte der Jüngling, sich Ruhm zu erwerben begierig.
Hagan aber betrübt stieß langgehaltene Seufzer
Tief aus der Brust und rief aus des Herzens Innerstem also:
„O! du Strudel der Welt, nie satte Gier zu besitzen!
Schlund der Habsucht du; die Wurzel jeglichen Uebels!
Wenn das Metall allein du schlürftest, arge! und andre
Schätze, aber doch unbeschädigt die Menschen entließest.
So jedoch, durchhauchend mit thörichtem Geiste, entzündest
Du die Menschen und schon gnügt keinem das Seine; sie zittern
Siehe, nicht mehr zu gehn in schimpflichen Tod; wenn Gewinn lockt.
Aerger brennet der Durst nach Besitz, je mehr sie erhalten.
Alles nehmen sie sich, mit Gewalt sey's, oder als Diebe.
Und was mehr noch die Seufzer erneut und Klagen hervorruft,
Stürzen die himmlischen Seelen sie nicht in des Erebus Gluthschlund?
Sieh, den geliebten Neffen vermag ich zurück nicht zu rufen,
Denn getrieben wird er von dir, o du wilde Begierde!
Blind dort eilt er dahin, vom schmählichen Tode zu kosten.

Will für den eitlen Ruhm hinab zu den Schatten sich senken.
Weh mir, geliebter Neffe! Verlorner! was soll ich der Mutter
Sagen? Theurer! wer tröstet das neu genommene Weib dir?
Der du den Sohn noch nicht gabst, zum Trost für entrissene Hoffnung.
Was doch wüthest du so? und woher kam jetzt dir der Wahnsinn."
Sprach's und benetzte den Schoos mit heimlich entquollenen Thränen,
Und: „leb lange, du Holder, wohl!" so rief er mit Schluchzen.
Walther, von fern zwar nur, sah jetzt den Genossen bekümmert
Werden, es drang das Geschrei zugleich auch ihm zu den Ohren;
Also sprach er deshalb noch zum ansprengenden Reiter:
„Unsern Rath nimm jetzt ihn doch an, du tapferster Jüngling!
Und erhalte dich noch und genieße ein besseres Schicksal.
Stehe doch ab, es betrügt dich hier die glühende Keckheit.
Siehe so vieler Helden Tod und stehe vom Kampf ab,
Daß du nicht, stirbst du doch, mir mehr der Feinde bereitest."
„Was besorgst du für meinen Tod" sprach jener „zu kämpfen
Ziemt es dir jetzt, Tyrann, nicht langes Gerede zu machen."
Sprach's und zielte, unter dem Wort, mit der knorrigen Lanze;
Doch mit dem eignen Speer ablenkend entfernte der Held sie.
Aus dem Kreise geführt, von des Wüthenden Stärke getrieben,
Drang sie zum Ruheplatz und stand vor den Füßen des Mädchens.
Dieß von Furcht durchbebt ließ tönen den weiblichen Angstschrei.
Aber als schwach der Muth in das Herz ihr wiedergekehrt war,
Blickt sie ein wenig empor, ob der Held noch lebe, zu spähen.
Da noch ermahnte der tapfere Mann den Franken vom Kampfe
Abzustehn. Doch der voll Wuth entblößte das Eisen,
Rannte ihn an, einstürmend und wägt eine Wunde dem Haupt zu.

Endlich hatte das passenden Schild sich der Sprößling der
Alpher
Zugeschlagen und schwieg, wie der Eber, der schäumende,
knirschend.
Zuhaun wollte nun jener und ganz vorbiegend dem Schlage
Setzt er sich aus. Doch Walther sich unter das Deckende
schmiegend,
Bog sich und schützte sich so den Körper und siehe zurückstürzt,
Um die Wunde betrogen, der unbedächtige Jüngling.
Aus nun war's, nur lag an der Erde, krümmend die Knie,
das Streitroß
Noch der Krieger und deckt mit dem Schilde sich wieder.
Während nun der sich erhebt, so richtet sich jener zugleich auf.
Schneller nun hält er das Schild sich zitternd vor und vergebens
Strebt er den Kampf zu erneuen. Denn schneller noch, als
das Schwert war,
Trifft ihn Alphers Sohn mit der fest gerichteten Lanze,
Und er trennt die Mitte des Schilds mit riesigem Angriff,
Spaltete nun des Harnischs Wehr und entblößte das Inn're.
Patawrid sinkt, der Arme, erschauend seine Gedärme,
Wildem Gethiere den Leib, die Seele lassend der Hölle.
Ihn zu rächen gelobte nun Gerwit und nahte heran sich.
Muthig, getragen vom Roß, flog über das ganze Gemetzel
Er hinweg, das entgegen den engen Steig ihm verstopfte.
Und indeß der Krieger den Hals des Liegenden durchschnitt,
Kam er und schwang nach dem Kopf die doppelschneidige
Streitaxt.
Denn es bedienten sich da die Franken solcher Gewaffen.
Doch es vereitelt den Wurf, das Schild vorhaltend, der
Schnelle,
Rückwärts sprang er sodann und ergriff die befreundete Lanze,
Aber das blutige Schwert, das ließ er in grünem Gebüsche.
Hier nun hättest du schreckliche Kämpfe der Männer gesehen.

Ruhte auch das Geschoß, ward kein Gespräch doch gepflogen,
So war jeglicher Sinn auf den feindlichen Kampf nur gerichtet.
Jener bebt, die gefallnen Genossen rächend zu sühnen;
Dieser denkt mit jedem Bestreben das Leben zu retten,
Und, gewährt es das Glück, zu erhalten die Palme des Sieges.
Dieser schläget, der beuget ihm aus, der suchet, es weicht der.
Eifer und Glück und Tugend, sie alle sind hier mit im Spiele.
Aber der lange Speer trieb ab den Feind, der bewaffnet
War mit kürzerer Wehr; doch kreist er umher auf dem Rosse,
Den ermüdeten Mann doch noch zu betrügen verlangend.
Walther mehr schon und mehr gedrückt von dem lastenden Zorne,
Hob jetzt das eine Schild des Gerwits auf und das Eisen,
Das er entsendete, drang in den Schenkel hinein durch die Dünnen
Rückwärts stürzte er hin und stieß ein grauses Geschrei aus,
Schlägt mit den Fersen das Land, sein Ende also beklagend.
Diesen auch ließ er als Rumpf zurück, mit zerschnittenem Nacken.
Vorher war er gewesen ein Graf in den Wormser Gefilden.
Da erst fingen die Franken doch an zu zögern, mit vielen
Bitten verlangend vom Herrn, er solle vom Kampfe doch abstehn.
Aber der Elende wüthet und also spricht er verblendet:
„Möge doch Jedem Zorn, statt Furcht, verleihen das Schicksal!
Was wird, geh' ich noch so unrühmlich hinweg vom Vosagus,
Meinen Geist mir erfüllen? doch seht, fest bin ich entschlossen,
Eher zu sterben, als Worms zu betreten, wenn so ich gehandelt.
Ohne Blut soll dieser und siegend kehren zur Heimath?
Habt ihr so lange gebrannt, dem Manne die Schätze zu rauben,
Nun so brennet jetzt, ihr Männer, das Blut, das vergossne, zu sühnen.
Tod nur möge den Tod und Blut austilgen das Blut nur;

Für der Genoſſen Mord mag der Tod uns tröſten des
Mörders.“
Alſo redend und mehr entflammt ſie der Raſende; Alle
Macht er vergeſſen ſie des Lebens zugleich und des Heiles.
Und gleich wie in den Spielen, ſo ſtrebt ein jeder dem andern
Vorzueilen zum Tod; doch der Steig, wie ich oben bemerkte,
Zwang, daß je zweie nur zum Kampfe zu gehen vermochten.
Doch der berühmte Mann, wie er jene zaudern erblickte,
Hieng auf den Baum den Helm, herab ihn nehmend vom
Scheitel.
Alſo ſchöpfte er Luft und wiſchte ſich keuchend den Schweiß ab.
Siehe da kam Randolff, ein Streiter, auf eiligem Roſſe,
Stürmiſch nahte er ſich, voraus vor Allen ſich drängend.
Unter die Bruſt bald traf er, mit eiſenbeſchlagener Stange,
Hätte nicht Welands Werk ihm getrotzt mit gehärteten Ringen,
Wäre das dicke Holz in die Eingeweide gedrungen.
Jener jedoch, in dem Herzen betäubt von dem plötzlichen
Schrecken,
Warf die Wehre des Schildes vor und ſammelte Muth ſich.
Dennoch vermochte er nicht, den Helm ſich wieder zu nehmen.
Aber der Franke entblößte das Schwert, da die Lanze ent-
ſandt war,
Und er hieb, zwei Locken des Aquitaniers Scheitel
Schnitt er hinweg; doch vielleicht die äußerſte Haut ihm zu-
ſtreifen,
Glückte ihm nicht, ein anderer Hieb ward von ihm geſchwungen,
Wüthend im Sinn gerad' auf den Schirm des Schildes das
Streitroß
Trieb er, doch brachte mit aller Kraft er heraus auch nicht einen.
Aber der Alpharide zurück mit der Schnelle des Blitzes,
Springend, wirft mit rüſtiger Kraft in's Gefilde den Franken,
Stellt ſich über ihn hin und ſtampft die Bruſt ihm und redet:
„Für die Glatze des Haupts beraub' ich dich ſiehe des Scheitels,

Daß nicht deshalb von mir vor deiner Verlobten du prahlest."
Kaum es gesagt, so trennt' er des Bittenden Hals von den Schultern.

Helmond folgte ihm nun zum Kampfe, der neunte, und dieser
Führte zugleich mit an dreifaches Seil gebunden den Dreizack,
Welchen jedoch mithielten die Freunde, stehend im Rücken:
Und sie beschlossen, sobald die entsendete Spitze im Schilde
Säße, sollten sie Alle zugleich sich bestreben zu ziehen,
So doch vielleicht herabzuwerfen den wüthenden Menschen.
Also hoffend, rechneten schon auf gewissen Triumph sie.
Keinen Verzug: in die Arme sammelnd jegliche Stärke,
Wirft auf den Gegner der Führer den Dreizack rufend gewaltig
Also: „unter dem Eisen wird dir das Ende, du Kahlkopf!"
Dieses durchdrang nun die Luft, Wurfspießen ähnlich erglänzend.
Wie herab von dem hohen Baume die Viper; mit solchem
Sturme senkt es sich, was entgegensteht zu besiegen.
Was noch weil' ich? den Schildknopf spaltet's, es tönet das Schild auf.
Laut aufschreien die Franken, die Wälder tönen es wieder.
Stemmend ziehn sie am Strick, bald zugleich, bald unter sich wechselnd,
Und nicht zögert der Fürst, mit anzugreifen die Arbeit;
Und in Strömen entfloß der Schweiß von jeglichem Gliede.
Aber es stehet indessen der Held, der Eiche vergleichbar,
Die mit den Haaren die Sterne berührt, mit den Wurzeln die Hölle.
Unerschütterlich; jegliches Krachen der Stürme verachtend.
Doch wetteifern die Feinde, sich unter einander ermahnend,
Daß, vermochten sie nicht, zur Erde ihn niederzuziehen,
Doch die Wehre des Schilds vielleicht zu entreißen sie suchten;
Fehlte ihm die, leicht würd' er dann lebend von ihnen gefangen.
Nennen will ich die fehlenden Namen. Von denen die zogen

War der neunte Elenther; auch Helmond war er zehnten.
Straßburg's Mauern hatten Trogunt den zehnten, gesendet;
Speyer, die mächtige Stadt in Tanast gab her sie den eilften;
Und statt Hagan erfüllte des zwölften Stelle der König.
Nun mit dem höchsten Eifer, die viere gegen den einen,
Gleichnun stürmen sie an, mit vielem und wirrem Getümmel.
Da erzürnte die eitle Mühe den Sprößling der Alpher;
Und da schon er vorher die Stirn vom Helme entblößte;
Auf die Framee vertrauend zugleich und den ehernen Leibrock,
Ließ er fahren das Schild, anrennend zuerst den Elenther.
Diesen, spaltend den Helm, zerstreut das Gehirn er; den Nacken
Selber schneidet er durch und öffnet die Brust; doch das krank nur
Klopfende Herz hat bald verlassen Seele und Leben.
Und den Trogunt nun sucht er, der noch am schändlichen Strick hing.
Dieser betäubt von dem plötzlichen Tode des fallenden Freundes
Und von des Feind's erschrecklichem Anblick, fing nun vergebens
An zu versuchen die schleunige Flucht; die verlassenen Waffen
Wollte er sammeln, um wieder sodann den Kampf zu erneuen.
Denn sie alle, den Strick zu ziehn, die Lanzen und Schilde
Hatten sie hingelegt; doch wie der riesige Held erst
Tapferer war, so war er nun auch viel schneller als jener,
Schlug dem im Laufe ereilten die Waden ab mit dem Schwerte.
So dem Verzögerten eilte er vor, sein Schild ihm entraubend.
Aber Trogunt, obgleich verletzt von der Wunde; erglühte
Dennoch im Geiste; und als er erblickte ein mächtiges Felsstück,
Faßt er's und warf es schnell dem widerstrebenden Feind zu,
Und er spaltet den eignen Schild von oben bis unten.
Doch das gebrochene Holz hält die Haut die dabei ist, zusammen.

Bald, sich senkend auf's Knie, macht leer er die grüne*) Behausung,
Und die erschütterten Lüfte erschreckt er, glühend im Herzen.
Gleich als könne er nicht die Tugend durch Thaten beweisen,
Auch durch das Herz und den Mund macht kund er die männliche Haltung.
Kühn drum redete er, als jenen er lächeln erblickte**)
„O! wär' jetzt mir das Schild, wär' jetzt der Freund mir zur Seite!
Ueber mich gab dir den Sieg das Glück, nicht rühmliche Tugend;
Nun so magst zu dem Schild auch unser Schwert du noch nehmen!"
Lächelnd aber, der Held darauf: „schon komme ich!" sprechend,
Eilte im Fluge herbei und entriß des Schlagenden Rechte.
Doch da der Streiter den Streich abwog, der sitzen am Ohre
Sollte und strebte der scheidenden Seele die Thore zu öffnen,
Sieh ist Tanast schon da, der den Speer mit dem Könige aufnahm,
Schirmend den Freund vor der Waide mit vorgehaltenem Schilde.

*) Meiner Ansicht nach braucht man edem, was offenbar für aedem steht, nicht auf die Scheide zu beziehen, wo immer das Beiwort: viridem widersinnig wäre. Ich glaube, daß es für aevum, aber so etwas ähnliches steht, und erkläre mir die Stelle so, daß der Dichter hier die ohnmächtige Wuth des Trogunt schildern will. In der Uebersetzung jedoch bin ich streng den Worten gefolgt. K.

**) Will man die alte Lesart beibehalten, so muß man so übersetzen:
Kühn drum redete er — nicht sah er lächeln die Scheuen: —
Allein mit Glück hat Wiester, statt: nec manes, nec minus hanc gesetzt. Da Trogunt im Folgenden Walthern anredet, so ist diese Conjectur wohl gerechtfertigt. K.

Da nun wendet den Zorn, unwillig darob, auf ihn ſelber
Walther und riß ihm ganz ſogleich herunter die Schulter,
Drauf nach der Seite lenkend das Schwert, durchhaut er die
Därme.
*) Hochhin fällt nun Tanaſt und dumpf aufmurmelt der
Mund ihm.
Als er ſank, verſchmähte Trogunt noch Bitten zu ſpenden
Und entzündet nur mit bitterm Schmähen den Sieger
Sey's nun der Seele Wuth, ſey's, daß er verzweifelte. Da nun
Sprach der Alpharide: „ſo ſtirb und nimm das zur Hölle,
Daß du gerächt ſie habeſt, dort deinen Genoſſen erzählend.“
Dieſes geſagt, umgab mit der goldenen Kette den Hals er.**)
Siehe es wälzen im Staub ſich zugleich die gefallenen Freunde,
Und mit den Ferſen ſchlagen ſie oft das befleckte Gefilde.
Dieſes ſehend***), erſeufzte der arme König und fliehend
Was er nur konnte, beſteigt er den Rücken des deckenbelegten
Roſſes und eilte im Flug hin zum bekümmerten Hagen;
Strebend mit Bitten von jeglicher Art ihn doch zu bewegen,

---

*) Ich ſehe nicht ein, weshalb Bieſter hier: ave leſen will, da das alte circumbens in dieſem Falle durch manche claſſiſche Autorität bewährt iſt. B.

**) Alle bisherige Erklärer haben dieſe Stelle entweder ſo verſtanden, als wenn Walther den Trogunt erdroſſelt hätte, was doch wahrlich nicht in dem circumdedit liegt, oder als wenn Walther aus Spott dem Trogunt eine goldne Kette, als Siegszeichen umgehangen hätte. Um die letztere Meinung zu beſtärken, führt Fiſcher Stellen an, die allerdings beweiſen, daß eine goldne Kette ein Siegszeichen ſey. Allein dieß wird wohl niemand beſtreiten und darauf kommt auch nichts an. Wo aber hängt ein Feind ſeinem erſchlagenen Feinde eine Kette um? und wo bekam Walther dieſe gleich her? Wie, wenn er dem Trogunt die goldne Kette abnahm und ſich als Siegszeichen umhieng? Iſt dieſe Erklärung nicht natürlicher? B.

***) Visis nach Bieſter. B.

Daß er mit ihm hingehe, den Kampf zu erneuen. Doch jener:
„Das ruhmlose Geschlecht der Ahnen hält mich vom Kampf ab,
Und das eisige Blut nahm mir den Muth zu den Waffen.
Denn mein Erzeuger ward bleich, sobald er Geschosse erblickte,
Feig verweigerte er die Kämpfe mit langem Gerede.
Als, König, du dieß vorprahltest deinen Begleitern,
Ward unwürdig der Name und das verdanken mir dir nur.“*)
Jener mit Bitten dennoch bestürmend den Weigernden, strebte,
Also redend, zurück den Abgewandten zu rufen:**)
„Lege die Wuth, die du faßtest ab, bei den Göttern beschwör' ich,
Und wirf von dir den Zorn, den unser Vergehen erregte,
Daß, wenn mit dir nach Hause ich kehre, vom Leben begleitet,
Ich verbüßen dir will mit vielen und großen***) Geschenken,
Schämst du dich nicht, nach dem Fall so vieler Verwandten und Freunde,
Zu verläugnen den Mann. Mehr, so erscheint es mir wahrlich,
Können Worte bewegen den Geist, als schimpfliche Thaten.
Gegen den wilden Tyrannen mit mehr Recht schwölle das Herz dir,
Welcher heute allein das Haupt der Erde beschimpft hat.
Denn es bringt uns der Mord der Männer nicht wenigen Schaden,
Und so großen Schimpf wird Franken nimmer verwinden.
****) Alle so viele vorher uns haßten, ein Zischen erhebend,

*) Auch hier nehme ich Bieſters Conjectur: quod debeamus, an.
H.

**) Das Komma muß hier auf jeden Fall bei talibus wegkommen und hinter: instans geſetzt werden. B.

***) Inpensis; Caes. de b. G. 4, 2; B.

****) Schon ehe ich die in der Fortſetzung der Fiſcherſchen Abhandlung enthaltenen Anmerkungen geleſen hatte, war ich der Meinung, daß die Stelle von v. 1082 — 1084 von Fiſcher falſch angeſehn und falſch interpungiert worden ſey. Ich ward darin völlig be-

Werden sie sagen: der Franken Heer ist, das ganze, von einem,
Pfui der Schande! wer weiß denn von wem? ermordet und
straflos!
Hagan zögerte noch und wog die Treue im Herzen,
Die er dem Walther so oft gelobt und noch nach der Reihe
Ueberlegte er da der That, der geschehenen Ausgang.
Aber der arme König bedrängte ihn mehr noch mit Bitten
Und er wurde bewegt durch des niedrig flehenden Gründe,
Und er erröthete, heiterer machend den Blick des Gebieters,
Seiner eignen Tugend zum Ruhm, der wäre gesunken,
Hätte er irgend etwa in diesen Dingen geschont sich.
Endlich erröthete er,*) mit heller Stimme erwiedernd:
„Herr! wo rufst du mich hin? wohin soll ich dir folgen,
erlauchter
Fürst? es verspricht des Herzens Vertrauen, was nimmer
geschehn kann.
Wer ist so rasend doch gewesen sey's wer es wolle,
Der freiwillig zum Sprung die offne Tiefe sich wählte?
Walther, ich weiß es gar wohl, so furchtbar wird er im Feld
seyn,
Daß, an solchem Lager, an solchem Posten er stehend,
So den mächtigsten Keil, wie den einzelnen Menschen verachtet.
Hätte Alle hierher, Fußvolk zugleich und die Reiter,

stärkt, als ich aus jenen zusätzlichen Bemerkungen ersah, daß der Codex MS. Palatinus einen ganz andern Text darbiete. Ihm folgte ich in der Uebersetzung; nur daß ich hinter dantes ein Komma setze, da man: Francorum nicht füglich auf: quis beziehen kann, wegen des 1081ten Verses. Allenfalls könnte man das: subjecti beibehalten, wenn man es auf die Hunnen bezöge, denen Franken vorher zinspflichtig war und die Ursache hatten, auf des, aus ihrer Kriegsschule hervorgegangenen Walthers Sieg stolz zu seyn. B.

*) Ich lese hier, mit Biester: erubuit. B.

Franken geschickt, so wie mit jenen verfuhr er mit diesen.
Aber weil ich bemerke, daß mehr von Schaam du erleidest,
Als von des Mordes Schaden, nicht so zu scheiden gedenkest.
Leide mich ich; der eigne Kummer, der Ehr des Königs
Weicht er und siehe ich wage den Weg des Heils zu eröffnen,
Der zwar nimmer anzeigen sich wird, es sey denn gezwungen.
Denn nicht wollt' ich, o Herr, ich gestehe es, daß der geliebte
Eigne Rotte verrathe der Treue versprochene Richtschnur.
Siehe für dich in gewisse Gefahr will geh'n ich, o König!
Aber du weißt, daß hier ich ganz abstehe vom Streite.
Fort von hier laß uns gehn und Raum ihm geben zum Abzug,
Aber auf Lauer gestellt mit den Rossen weiden die Fluren,
Bis er sicher verläßt das enge Lager und glaubend,
Daß wir entfernt, mit Gewalt betrete das offne Gefilde.
Dann erheben wir uns, dem Bestürzten folgend im Rücken.
So nur vermögen wir ein Werk des Muths zu versuchen.
Das ist mir noch in der schwankenden Sache die sicherste Hoffnung.
Kämpfen kannst du sodann, o König, ist kriegerischer Sinn dir,
Denn uns zweien wird jenen die Flucht wohl nimmer gewähren;
Doch ist zwischen der Flucht und grausem Kampf uns die Wahl nur."
Aber es lobt den Rath der Satrape, jenen umfangend,
Schmeichelt den Mann mit Küssen und siehe sie ziehn sich zurück schon,
Eine Stelle erspähend, zum Hinterhalte geeignet,
Lagern sich, anbindend die Thiere im üppigem Grase.
Aber es neigt indeß in die westlichen Theile sich Phöbus,
Auf der berühmten Thile die letzten Spuren bezeichnend,
Die mit den Sirten zugleich im Rücken läßt die Hiberer.
Als nun gemach erwärmt er hatte die Wellen des Weltmeers,
Zu den ausonischen Ländern die Hörner wendend des Abends.
Da begann bei sich der weise Krieger zu sinnen,

Ob bei'm Schweigen umher er im ſichren Lager verbleiben,
Oder dem weiten Gefilde der Oede ſich ſolle vertrauen,
Und es toben in ihm die mächtigen Fluthen der Sorgen.
Was zu thun? ſcharfſinnig mit denkendem Forſchen erwägt er's.
Denn es war ihm allein verdächtig Hagan und jener
Kuß, den der König dieſem dort unter Umarmungen reichte.
Zweifelhaft war ihm durchaus, was für ein Plan in dem Geiſte
Sey des Feind's, ob zur Stadt, der verlaſſenen, kehren ſie wollten,
Um dort mehr der Genoſſen vielleicht in der Nacht zu verſammeln,
Strebend am früheſten Morgen den ſchändlichen Kampf zu erneuen,
Ob ſie allein auflauerten ihm, in der Nähe verborgen.
Dann auch ſchreckt ihn der Wald mit fremden, ſich kreuzenden Pfaden.
Hier gerieth er an Stellen vielleicht, durch Dornen gefährlich,
Oder durch Wild wohl gar, und verlöre die Braut noch in ihnen.
Als er dieß ſo bedacht und erwogen hatte, da ſprach er:
„Nun, wie die Sache ſich immer geſtalte, hier werde ich ausruhn,
Bis das geliebte Licht, den Raum umwandelnd, zurückkehrt.
Daß mir nicht ſage der ſtolze König, ich wäre den Grenzen
Seines Landes entronnen durch Flucht, wie ein Dieb in den Schatten."
Sprach's und ſtehe dem engen Weg verbaut' er ein Bollwerk,
Ueberall ſchneidend die Dornen ab zugleich und den Hagbuſch.
Dieſes gethan, zu den bittren Leichen kehrt er ſich hin nun,
Seufzete auf und wendet das Haupt umher, auf den Boden
Stürzt er ſich dann, der Leib gerichtet gegen den Aufgang
Und entblößt noch hielt er das Schwert und betete alſo:
„Dem Erſchaffer der Dinge, der alles Erſchaffne auch leitet,
Ohne deſſen Erlaubniß und ohne deſſen Befehle
Nichts beſteht, dem ſage ich Dank, daß er mich vor den argen

Waffen des feindlichen Haufens beschirmt und auch vor der Schande;
Und ich bete zum gütigen Herrn, mit zerknirschtem Gemüthe,
Daß er, welcher die Sünde nicht will, nur die Sünder verderben,
Mir gewähre, auch diese im himmlischen Sitze zu schauen."
Als er nun das Gebet geendet, stand er sogleich auf,
Stalle sechs Rosse im Kreis, mit Gerten, die passend er krümmte
Bindend. Es blieben so viel nur zurück; zwei waren getödtet
Durch das Geschoß und forttrieb dreie Günther der König.
Als er so dieß besorgt, hochher, erst lösend die Rüstung,
Machte er leicht von der mächtigen Last den dampfenden Körper,
Tröstete auch die bekümmerte Braut durch freudigen Zuspruch.
Bald auch nahm er sich Speise, die matten Glieder erquickend,
(Denn ganz war er erschöpft) und auf dem Schilde sich lagernd,
Als den Wächter des ersten Schlafes bestellt er die Jungfrau
Und bestimmte für sich die Sorge des Morgens zu nehmen,
Welche noch mehr verdächtig war; nun ruhte er endlich.
Jene setzte sich nun ihm ans Haupt, wie gewöhnlich, und wachte
Und hielt durch den Gesang die schläfrigen Augen sich offen.
Doch wie der Mann, den ersten Schlaf schon brechend, erwachte,
Ohne Verzug erhob er sich da und schlafen die Jungfrau
Hieß er, rastlos auf die erhobene Lanze sich stützend.
Also bracht er den Rest hin der Nacht, umgehend die Rosse
Bald und bald auch näherte er sich spähend dem Walle,
Wünschend, daß Glanz und Licht zurück nun kehre dem Erdkreis.
Aber der Herold Lucifer kam herauf nun am Himmel;
Hell sah Thaprobane, die leuchtende Insel, die Sonne,
Um die Stunde, wo kalt der Morgen bethauet die Erde.
Aber der Jüngling beginnt den Erschlagnen zu rauben die Rüstung
Und der Waffen Schmuck — die Röcke lassend und Andres, —

Binden des Arms nur, Spangen und Wehrgehenke und Schwerter,
Und die Panzer, die ihnen zugleich mit den Helmen er abzog.
Vier der Rosse belastet er so, ruft dann die Verlobte,
Sie auf das fünfte setzend, er selbst bestieg noch das sechste.
Durchschritt dann zuerst zurück er werfend das Bollwerk.
Aber während der Pfad des verwickelten Weges durcheilt wird,
Alles nun rings umher mit den hellen Augen erspäht er,
Mit aufhorchenden Ohren den Winden lauschend und Lüften,
Ob er ein heimlich Gemurmel etwa, ob er Schritte vernähme,
Oder die rauschenden Zügel der übermüthigen Männer,
Oder der eherne Huf vielleicht der Rosse ertöne.
Als er nun ringsum Schweigen bemerkt, so wendet er vorwärts
Die beladenen Thiere; voraus auch heißt er die Jungfrau
Gehen, die Truhen tragend; er selbst besteiget das Roß nun,
Wagt zu betreten den Weg, mit gewohnten Kleidern umgürtet.
Tausend Schritte macht er vielleicht und siehe das Mädchen
(O gebrechlich Geschlecht!) zwang*) ihn im Geiste zu zagen.
Denn als sie hinter sich blickte, entsteigen einem der Hügel
Sah zwei Männer sie da, mit ungewöhnlicher Eile;
Und erbleichend rief sie dem Manne mit folgenden Worten:
„Das nur verschobene Ende ist da. Flieh, Herr, denn sie nahen!"
Schnell hier dreht er sich um und spricht, die gesch'nen erkennend:
„Meine Rechte hätte umsonst so viel Feinde erschlagen,
Fehlte den letzten Thaten das Lob und nahte die Schmach sich.
Besser ist's, schönen Tod sich unter Wunden zu suchen,
Als die Habe verlierend nur fliehend noch zu entkommen.
Aber noch nicht so weit darf der verzweifeln an jeder
Gunst des Glücks, der einst noch größre Gefahren erschaute.

*) So ließe sich auch die alte Lesart: coegit vertheidigen, für die Bieſter: coepit will. B.

Nimm du nur sicher die Zügel des Löwen, da er das Geld trägt,
Schneller sodann voreilend verbirg dich im nahen Gebüsche.
Ich will lieber jedoch an des Bergs Aufsteige verweilen,
Da den Erfolg erwartend und die Ankommenden grüßend."
Doch des Befehlenden Worte befolgt die herrliche Jungfrau.
Schnell nimmt jener zusammen das Schild, legt ein dann die Lanze,
Unter den Waffen die Sitten des fremden Rosses versuchend.
Ihn sprengt an nun der König, vom Krieger begleitet und sinnlos
Ruft er von fern ihm zu die sehr hochmüthige Rede:
„Wilder Feind, der die Mühe verhöhnt. O! sieh die Verstecke
Fehlen hier gänzlich, aus denen hervor du, ähnlich dem Wolfshund,
Knirschend mit dem Gebiß, dem wüthenden, pflegtest zu bellen.
Siehe im offnen Feld, wenn du willst, nun kämpfe, erprobend,
Ob vielleicht zu vergleichen sey das Ende dem Anfang.
Denn ich weiß, du hast das Glück um Lohn dir gedungen,
Und verachtest deshalb die Flucht sowohl wie die Ergebung."
Nichts entgegnete da dem König der Sprößling des Alpher,
Und er spricht, als wär' er hier taub, zu dem Andren gewendet:
„Sprechen muß ich zu dir, o Hagan; warte ein wenig.
Was hat, ich bitte, so treuen Freund so schnell mir verwandelt?
Den zurück kaum konnte man halten, als gehen er wollte,
Der freiwillig dereinst in unsern Umarmungen ruhte,
Fällt von keinem Uebel gekränkt, uns an mit den Waffen.
Ja, ich gesteh' es, ich hoffte von dir doch ich täuschte mich endlich,
Wenn du erfahren könntest, daß ich aus dem Elend gekehrt sey,
Würdest du entgegen mir kommen, mich bald zu begrüßen,
Den Nichtwollenden selbst mit gastlicher Ruhe erquickend,
Friedlich mich in das Reich des Vaters zu führen begehrend.
Deine Geschenke, wohin ich sie trüge, war ich bekümmert.

Denn ich hab' es geſagt, durch fremde Gegenden reiſend:
Lebt mir nur Hagan noch, dann fürchte ich keinen der Franken.
Kehre du um, ich beſchwöre dich jetzt, bei den Spielen der Knaben!
Die einmüthig erlernt und ganz wir haben erkundet,
Und mit deren Betrieb wir die erſten Jahre verbrachten.
Wohin iſt ſie uns doch enteilt die rühmliche Eintracht,
Die, nicht kannte ſie Zank, im Feld und zu Hauſe uns treu blieb?
Sie zu vergeſſen hat dich das Geſicht des Vaters getrieben,
Mir war die weite Heimath nichts werth, wenn mit dir ich nur lebte.
Warum brichſt du im Geiſte die oft beſchworene Treue?
Hier anfleh' ich, entferne *) die Uebel, und reize zum Kampf nicht,
Unverletzlich mag uns durch alle Zeiten der Bund ſtehn.
Jetzt ſchon wirſt du bereichert mit Segen gehn, wenn du einſtimmſt,
Und ich will dir erfüllen das Schild mit rothem Metalle."
Dieſem entgegen entſendete Hagan mit grimmigem Blicke,
Folgende Rede, den offnen Zorn ihm alſo verkündend:
„Walther! du übſt Gewalt erſt aus, dann redeſt du weiſe.
Das iſt gewiß, du brachſt die Treue,**) als mich du zugegen
Sahſt und ſo viele Genoſſen erſchlugſt und ſelber Verwandte,
Denn nicht ſchützeſt du vor, daß nicht du gewußt, daß ich da war.
War verborgen dir auch mein Geſicht, doch ſahſt du die Waffen,

*) Daß hier das Komma hinter: abscide wegfallen muß, liegt wohl am Tage. W.

**) Wenn man, wie Fiſcher, ſtatt hinter: propinquos den Punkt hinter: abscideres ſetzt, ſo kommt ein offenbarer Widerſpruch heraus, indem das: cum memet adesse videres, mit dem 1265ſten Verſe ſich nicht in einen Satz vereinigt. Klar wird die Stelle, wenn man ſo interpungiert, wie ich in der Ueberſetzung. W.

Wohl dir bekannt, und konntest erkennen den Mann an der Haltung.
Alles trüg' ich vielleicht, wenn nur ein Kummer entfernt wär'
Denn die einzig geliebte, die blühende, köstliche, feine,
Zarte Blume hast du mir gemäht mit der Sichel des Schwertes.
Hierdurch hast du zuerst gestört das freundliche Bündniß,
Und ich nehme deshalb nichts an für den Bund von dem Schatze.
Lernen will ich, ob dir allein ward Tugend im Kampfe,
Und das Blut des Neffen, von deinen Händen verlang ich's.
Sieh ich sinke oder ich thu etwas, würdig des Ruhmes."
Sprach's und vom Rücken des Rosses, im Sprunge, warf er herab sich;
Er und Günther zugleich und säumiger that es der Held nicht
Walther; sie alle waren zu Fuße zu kämpfen gerüstet.
Jeglicher stand und sicherte klug vor dem kommenden Wurf sich,
Und es erzittern hinter den Schilden die krieg'rischen Glieder.
Um die zweite Stunde just war's als die dreie sich schlugen.
Gegen einen verbanden sich hier die Waffen von zweien.
Aber zuerst den argen Speer mit gesammelten Kräften,
Sendete Hagan, also den Frieden brechend. Doch jene,
Schrecklich stürmte sie her und flog mit großem Geräusche,
Lenkte der Alpheride, er sah, nicht könn' er bestehn sie,
Klug mit dem Schirme ab des schief gehaltenen Schildes.
Denn anrührend das Schild, wie leicht vom Marmor geworfen
Wird sie, aber den Hügel verletzt sie gewaltig und bohrt sich
Bis an den Nagel ein in den Grund. Da muthigen Herzens,
Doch mit mäßiger Kraft entschickte den eschenen Wurfspieß
Günther der stolze, er flog und blieb dann hängen am untren
Theile von Walthers Schild; wie der alsbald es nun schüttelt,
Sank aus der Wunde des Holzes heraus unkräftig das Eisen.
Dieß Vorzeichen bekümmert, das Herz verwirrend, die Franken,

Bald drum ziehn sie die Schwerter, es wandelt in Zorn sich der Kummer;
Und mit den Schilden gedeckt den Aquitaner im Wettkampf
Nennen sie an; der hält sie tapfer fern mit des Speeres
Kraft, mit dem Blick und den Waffen die auf ihn drängenden schreckend.
Da gedachte der König Günther ein thöricht Beginnen:
Nehmlich die Lanze, die schnell er entsandt und die hin auf die Erde
War gestürzt (denn sie lag entfernt vor den Füßen des Helden),
Wollte er heimlich nahend und diebisch wieder sich holen.
Denn da endlich, bewehrt mit der kürzeren Waffe des Schwertes,
Sie nicht nahe zu ihm hinzugehen vermochten,
Da er den Wurf des Speeres vorstreckend, im Kreise sich drehte,
Winkt mit den Augen er, vorangehn heißend den Lehnsmann,
Daß er in dessen Schutz zu vollenden die Sache vermöchte.
Keinen Verzug: vorschreitet Hagan und fordert den Feind auf.
Doch in die Scheide steckt der Fürst das mit Steinen besetzte
Schwert und erleichtert die Rechte, geschickt sie machend zum Diebstahl.
Doch was mehr? er schickt, vorstreckend, die Hand nach der Lanze,
Und schon faßt' er sie selbst und zog allmählig hinweg sie,
Mehr noch heischend des Glücks. Allein der größte der Helden,
Welcher immer im Kampf auf Alles achtete gnüglich,
Einen Augenblick vorsichtig läßt er gewähren,
Als er heran sich biegen ihn sieht, durchschaut' er den Anschlag,
Drängt zurück, nicht duldend den widerstehenden Hagan.
Endlich als nun entfernt der war, der vom Streiche ihn abhielt,
Springt er heran und hält mit dem Fuße zurück den geraubten
Speer, so scheltend den König, den über m Stehlen ertappten,
Daß schon unter der bohrenden Spitze die Knie ihm wankten,

Und er hätte sogleich ihn dem hungrigen Orcus gesendet,
Wär nicht der tapfre Hagan ihm schneller zur Hülfe geeilet,
Schützend den Herrn mit dem vorgeworf'nen Schilde, dem Feinde
Haltend des wilden Schwerts entblößte Spitze in's Antlitz.
Walther wahrt vor der Wunde sich da und jener erhebt sich,
Steht nun zitternd und zagend und kaum dem Tode entronnen.
Keine Ruhe, noch Rast: der bittre Kampf wird erneuert.
Jene rennen den Mann bald beide an und bald einzeln;
Wendet er gegen den einen sich der heftiger vordrang,
Kommt von der andern Seite der and're und hindert am Hieb ihn.
Anders nicht, wie wenn den numidischen Bären man jaget
Und von Hunden umgeben, er steht mit starrenden Gliedern,
Und verbergend das Haupt dumpf murmelt er auf und die Schatten,
Die sich ihm nahn, umfängt er die Armen zwingend zum Angstschrei.
Hier und da um ihn her geschwind nun bellen die Rüden,
Nahe, doch scheun sie sich hin zu dem wilden Thiere zu gehen,
Also hatte der Kampf geschwankt bis zur neunten der Stunden,
Dreifach nahte sich Allen verzehrende Quelle des Todes:
Schrecken und selbst die Beschwerde des Kampfs und die Hitze der Sonne.
Doch in dem Geist des Helden indeß fing etwas zu schleichen
An und also rief er aus schweigendem Herzen die Rede:
„Wenn das Glück mir nicht ändert die Bahn, so werden mich jene,
Den ermüdeten jetzt mit eitlen Spielen betrüben!"
Und alsbald mit erhobener Stimme begann er zu Hagan:
„Um mich stechen zu können, du grün beblätterter Hagdorn
Suchst du jetzo scherzend, im Tanze mit List mich zu äffen.
Aber ich will schon machen, daß nicht dich zu nahen du zauderst.

Siehe ich weiß, daß dir im Körper rieſige Kraft iſt,
Und mich reut es, umſonſt ſo große Mühen zu tragen."
Sprach's und ſprang dann hervor, auf jenen ſchleudernd den Wurfſpieß.
Der fortellend beſchwert den Schild und bricht von dem Panzer
Etwas und ſtreift ein wenig nur an an dem rieſigen Körper;
Denn er glänzte gerüſtet mit auserleſenen Waffen.
Aber Walther der Held, da den Speer er entſendet, in Eile,
Zückend das Schwert auf den König, zur ungelegenen Stunde,
Nennt er, verſetzt, von der rechten Seite drängend das Schild weg,
Einen rieſigſtarken, bewundernswürdigen Streich ihm;
Denn er enthieb ihm das ganze Bein mit dem Knie bis zur Hüfte.
Jener ſtürzte ihm bald vor die Füße, über das Schild hin,
Und als der Herr hinſank, blutlos erblaßte der Krieger.
Alphers Sohn, das blutige Eiſen von Neuem erhebend
Glühte nun, dem Gefallenen die letzte Wunde zu geben.
Hagan aber der Held, des eignen Schmerzes vergeſſend,
Hielt das zürnende Haupt, vorneigend, entgegen dem Hiebe;
Und die gezückte Hand einhalten konnte der Held nicht,
Und der lange geſchmiedete, trefflich gefertigte Helm fängt
Auf den Streich; alsbald in die Höhe entſendet er Funken.
Von der Härte geſchreckt, zerſpringt, o Jammer! das Eiſen,
Klirrt und erglänzt nun theils in der Luft und theils in dem Graſe.
Wie der Krieger die Trümmer erſah der zerſtörten Framee,
Ward er entrüſtet und wüthet gar wild in heftigem Zorne;
Nicht ſich haltend, den Griff, den nicht das Eiſen beſchwerte,
Wie er kunſtvoll war gefertigt aus edlem Metalle,
Warf alsbald er hinweg, verachtend das traurige Denkmal.
Da er alſo die Hand weit von ſich ſtreckte gerade,
Hieb ſie Hagan hinweg, froh der ſich bietenden Wunde.

In die Mitte nun fiel die tapfre Rechte geworfen,
Welche gefährlich war viel herrschenden Stämmen und Völkern,
Welche geglänzt einst hatte mit ungezählten Trophäen.
Aber der herrliche Mann, so leicht nicht kundig zu weichen,
Könnend mit starkem Geist die Schmerzen des Fleisches besiegen,
Hatte noch nicht verzweifelt; noch nicht ihm senkte der Blick sich.
Doch den ermüdeten Arm verbarg er hinter dem Schilde,
Bald mit der unverletzten Hand zog heraus er das Halbschwert,
Das an der rechten Seite ihm hing, wie schon wir erwähnten;
Auf der Stelle vom Feind gar strenge Rache sich nehmend.
Denn er entriß mit dem Streich das rechte Auge des Hagan;
Schnitt dann die Schläfe durch; zugleich ihm spaltend die Lippe,
Riß er zweimal drei Backzähne ihm aus dem Munde.
Und mit dieser geschehenen That beendet der Kampf sich.
Jedem rathet die Wunde und krank Aufathmen die Waffen
Niederzulegen; wer ging hier unverletzt wohl von hinnen?
Wo zwei Helden voll hohen Muth, so gleich sich an Stärke,
Wie an Feuer der Seele im Blitze standen des Kampfes.
Wie das Ende nun war, bewährten Alles die Zeichen.
Dort lag der Fuß des Königs Günther und dorten die Rechte
Walthers und dort auch das zitternde Auge des Hagan.
Also haben getheilt die Avarenser die Armzier.
Zweie setzten sich hin. Denn jener Dritte der lag noch,
Und sie wischten die strömende Fluth des Blutes mit Blumen.
Da nun rief mit Geschrei zurück das schüchterne Mädchen
Alphers Sohn und kommend verband sie jegliche Wunde.
Als nun dieses besorgt, befahl ihr so der Verlobte:
„Mische nunmehr den Wein, zuerst ihn reichend dem Hagan;
Das ist ein guter Kämpe, wenn er nur hielte den Treuschwur.
Reiche ihn mir dann dar, der ich mehr als die Andern getragen.
Günther trinke zuletzt, so will ich, weil er nur lässig

War bei mächtigem Drang und erregte die Waffen der Männer,
Und die Werke des Kriegs nur lau vollführte und kraftlos."
Allem, was er gesagt, gehorchte die Tochter des Herrich.
Als sie den Wein bot, sagte, zwar durstend im Herzen, der Franke:
„Deinem Verlobten und Herrn zuerst, dem Sohne des Alpher,
Gieb, denn tapfrer ist er als ich, ich gesteh' es, o Jungfrau!
Nicht allein als ich, hervor doch ragt er vor Allen."
Der Aquitanier endlich hier und der dornige Hagan
Unbesiegt an dem Geist, wiewohl um dem Körper ermattet,
Nach vielfachem Geräusche der Schlacht und schrecklichen Hieben,
Scherzen bei den Pokalen nun in dem lustigen Wettstreit
Aber der Franke sprach: „Freund, Hirsche wirst du nun jagen
Um Handschuhe aus ihrer Haut ohn' Ende zu haben.
Aber den Rechten rath' ich mit zarter Wolle zu stopfen,
Daß mit des Armes Bild Unkund'ge der Sache du täuschest.
Weh! doch was sagst du dazu, wenn die Sitte des Volks du verletzend
Und das Schwert an der rechten Seite tragend einhergehst.
Deine Gemalin wirst du, wenn einst die Sorge hinzukommt,
Mit der Linken umfassen, in so verkehrter Umarmung.
Doch was weil' ich? von nun an wird dir, was immer zu thun ist,
Deine Linke verrichten. „Doch dieß gab Walther zurück ihm:
„Was du so vorspringst, wundre ich mich, sicambrisches Einaug;
Jage ich Hirsche, so wirst das Eberfleisch du vermeiden.
Deshalb wirst du auch deinen Bedienten verdächtig erscheinen,
Wenn, das Verkehrte beachtend, den Haufen der Helden du grüßest.
Aber der alten Treue gedenk, will dieß ich dir rathen:
Wenn du nach Haus einst kommst und deinem Heerde dich näherst,

Koche du dann ein Mus von Milch und Mehl dir und Specke
Dieses dienet als Nahrung dir und zugleich auch als Heilung."
Dieses gesprochen, erneuern sie wieder das blutige Bündniß;
Und zugleich aufhebend den König, den schmerzengequälten,
Setzen sie ihn auf's Roß, so scheidend: es kehren die Franken
Wieder nach Worms und es eilt der Aquitaner zur Heimath.
Freudig wurde er dort mit großen Ehren empfangen,
Allen theuer, und nach des Vaters Tode und Hintritt
Hat er durch dreißig Jahre sein Volk mit Glücke geleitet.
Was er für Kriege darauf, mit wie vielen und öftern Triumphen
Führte, sieh der gestumpfte Griffel verweigert's zu zeichnen.
Wer du nun immer dieß ließest, vergieb der schwirrenden Grille,
Nicht die rauhe Stimme erwäge du, sondern das Alter,
Denn sie fliegt noch nicht, verlassend das Nest, in die Höhe.
Dieß ist Walthers Gedicht. Uns wird erlösen J. H. C.*)
Reich zwar an Tugenden, aber ein bittrer Recke war Walther.

*) Hätte ich das: nos salvet J. H. C. nicht ganz treu wiedergeben wollen, so wäre es leicht gewesen, zu übersetzen: uns mag Herr Jesus erlösen. B.

Einige erläuternde Anmerkungen.

Der Titel des Gedichts heißt bei Fiſcher: de prima expeditione Attilae regis Hunnorum in Gallias ac de rebus gestis Waltharii Aquitanorum principis — Molter, der das Gedicht überſetzte, überſchrieb es: Prinz Walther von Aquitanien. Im Originale, welches ohnſtreitig teutſch iſt, war es vielleicht Walthers von Waſichenſtein Flucht benannt.

V. 1. Brüder — alſo redet der Dichter ſeine Ordensbrüder an, denen er, wie Herodot den Athenern, ſeine neun Muſen, ſeine metriſche Geſchichte, vorlas. Daraus folgert Fiſcher, daß der Verfaſſer ein Geiſtlicher geweſen. (Sitten und Gebräuche der Europäer im 5. und 6. Jahrh. — aus einem alten Denkmal beſchrieben. Frankfurth an der Oder 1784. 8. im Anfang.) Ueberhaupt muß man annehmen, daß, wie überhaupt alle Literatur des Mittelalters in geiſtlichen Händen war, auch die Geiſtlichen die poetiſchen Arbeiten mit den Rittern theilten. Sie machten lateiniſch das bearbeiten, was dann die Ritter, wie Oſterdingen, Eſchilbach — teutſch bearbeiteten. S. z. B. Nibl. Chlage v. 17. ff.

„Dizze vil alte maere
Het ein ſchribaere
Wilen an ein buoch geſchriben
Latine

und v. 4541:

Von Pazzôwe der Biſchof Pilgerin
Hiez er ſchriben dizze maere
In latiniſchen Buchſtaben u. ſ. w.

Noch eine hierher gehörige Stelle findet ſich in Otnid und Wolfdietrich des Heldenbuchs, welches Siegismund Feyerabend, 1590 in 4. herausgegeben: woraus wir erfahren, daß dieſe

Heldenlieder in Klöstern gelesen und bearbeitet wurden. Es heißt Fol. 36b f.

Man fand ein Buch im Kloster zu Tagmunden, das man nachher dem Bischof von Eichstädt sandte, der es sehr gern las. Als er gestorben, las es sein Capellan zehen Jahre, der es dann den Klosterfrauen zu St. Walpurg in Eichstädt brachte;

Die Frauwen allgemeine
Hörtens gar geren lesen
Die Eptissn was reyne
Sie möcht nit schöner wesen
Zween Maister bey jhn blieben
Die bath sie allezeit
Daß sie das Buch abschrieben
Zu teutsch der Christenheit.

Daß die lateinischen Bearbeitungen älter sind, als die teutschen, ist fast wahrscheinlich. Die Geistlichen schrieben aus dem Munde des Volks, wie es scheint, zuerst zu ihrer Unterhaltung die Sagen auf, da sie Anklänge aus der Geschichte, die sie doch auch betrieben, waren. Dann waren diese Geistlichen den Dichtern Quelle. Ein jeder aber that das Colorit und Costüm seines Zeitalters hinzu.

V. 5. Auch Avaren nennt unser Dichter sein Heldenvolk, z. B. v. 40.

V. 8. Das Meer, ist hier das schwarze Meer, welches ganz von den, den Hunnen unterworfenen Völkern eingeschlossen ward.

V. 9. Hiervon sagt Montesquieu — (considerations sur le grandeur des Rom. chap. XIX.) — „Il ne faut pas croire, que ce fut par modération; qu'Attila laissa subsister les Romaines; il suivoit les moeurs de sa nation, qui le portoient à soumettre les peuples et non pas à les conquerir."

V. 10. Ob dieser Ausdruck: „ultra millenos fertur dominarier annos" der Geschichtserzählung bei Deguignes (1. B.) von dem hohen Alterthume des Hunnischen Reiches zum Beweise dienen könne, oder ob er bloß ein Werk der Sage sey, will ich nicht entscheiden. Das Gedicht aber scheint mehr der Sage als der Geschichte anzugehören.

V. 12. Attila selbst war Held, z. B. focht er mit in der Schlacht in den catalaun. Gefilden, so erzählt die Geschichte. Aber in der Sage der Teutschen ist Tapferkeit keineswegs das, was ihn auszeichnet, sondern er erscheint da als Völkerhirt, zu erhaben, als daß er selbst streiten sollte.

V. 13. Qui sub castra movens. Man möchte das faſt wörtlich nehmen: denn das hunniſche Reich war wirklich nur ein großes Feldlager, ſo wie das Leben eines Hunnen ein ſteter Kampf.

V. 14. Gibicho — dieſes Königs gedenkt Schannat in der historia episcopatus Wormatiensis T. 1. p. 61. Die Sage erwähne eines alten mächtigen Königs Gibicho, der Worms erbaut und daſelbſt geſeſſen habe. Was er aber unter dem Ausdrucke Sage verſtehe, ob das Heldenbuch oder die Reden des Volks, weiß ich nicht.

V. 18. Feindlicher Keil — ich habe den Ausdruck beibehalten, da er die Geſtalt der Schlachtordnung bezeichnet, die in jenen Zeiten gewöhnlich war. S. Taciti Germ. c. 6. Weiter unten Anm. zu Attila n. 3.

V. 28. Die Franken wollten von den Trojanern abſtammen, ſo wie die Sachſen von den Kriegern Alexanders des Großen. Fredegar, Sigebert und die gesta Francorum haben dieſe Sage ſchon. Das meiſte hat Burckh. Gotth. Struve in ſ. Syntagma historiae Germanicae. Jen. 1716. 4. dissert. Va p. 121. ff. zuſammengeſtellt, woraus ich das Folgende kürzlich mittheile: Viele haben dieſen trojaniſchen Urſprung behauptet: nach Priamus habe nämlich Friga bei den Trojanern geherrſcht. Unter ihm theilte ſich das Volk; ein Theil ging nach Pannonien, der andere zog mit Frigas, unter dem Namen der Frigier in Aſien umher, und ſetzte ſich endlich am Donauſluß. Mit dem König Francio kamen ſie an den Rhein, und bauten dort eine Stadt, auf die Art wie Troja. Sigbert von Gembleuos hat eine andere Sage, nämlich es führte Antenor 12000 Mann nach der pannoniſchen Grenze und baute die Stadt Sicambia. Das Volk wuchs und zog dann nach Gallien. — Hagan von Troney finden wir im Heldenbuch. Die Stadt Troyes aber — Trecae — und die kühne That von einer Anzahl Franken, die vom Kaiſer Probus in den Pontus verſetzt, durch Bosporus und Helleſpont, Griechenland unterwegs verwüſtend heim nach Gallien kehrten, habe vielleicht Anlaß zur ſonderbaren Sage gegeben. — Die eigentliche ausführliche Sage erzählt Gunibald — im Auszuge von Tritheim bei S. Schard scriptt. rer. Germn. T. I. p. 143. S. auch D. Fr. Joſ. Mone Geſchichte des nordiſchen Heidenth. II. p. 277.

V. 53. Ueber die Burgwächter — speculatores — die auf den Zinnen und Thürmen die Gefahr beobachteten, nur eine Stelle aus dem Heldenbuch (in der Urſpr. herausgeg. v. Hagen und Primiſſio. Berl. 1823. II. 4.): Biterolf und Dietlieb v. 952.

Ir ainen sanndten sy do dan
der vant zwen wartmann
ver im auf der marche,
sy hatten sorge starche
daß sy wurden angerannt. S. auch Bregur I.

V. 57. Seniores. — Alle junge, unverdorbene Völker ehren das Alter, so auch die Teutschen. Sie ehrten den Rath der Alten, als den der Erfahrenen, wenn sie den Rath der Weiber als den der vorhersehenden beachteten. Daher noch viele Ausdrücke: Grav — der graue — die ältesten des Raths, der Innungen. Die Römer selbst hofften von den Galliern Achtung für's Alter, als sie ihnen ihre Greise überließen, und antiquus hieß so viel wie sanctus bei ihnen. S. Dietr. Ahnen u. Fl. im Heldenb. V. 281 ff., wo dem Fürsten seine Räthe zur Seite stehn.

V. 58. Gens tam fortis, cui nos simulare nequimus, sagen die Burgunder von den Franken. Tapfer waren alle teutsche Völker, aber an Volksmenge waren sie einander nicht gleich, und das fortis bezieht sich wohl auf die Volksmenge.

V. 67. Dieser Zeichnung von Attila vergleiche man den Ausspruch von Montesquieu, der v. 9. angeführt wurde.

V. 77. Diese Genealogie hat das chronicon novalicense und das Heldenbuch Biterolf und Dietlieb v. 9951;

Da sprach des Alpheres kind
ich bin Walther genannt.

V. 96. Urbe receptus. — Die Sitze des Attila waren zwischen Donau und Temeß. Im pannonischen Sinne mochte es eine Stadt zu nennen seyn. Im Heldenbuch sitzt Attila in Etzelenburg und Wien, in der Wilkinasaga ist Susat.

V. 100. Sed et artibus imbuit illos
Praesertimque jocis belli sub tempore habendis:

Die Jugenderziehung bei den ältesten Teutschen war ganz einfach, fast möchte man sagen negativ — Tacit. Germ. c. 20. Dieselbe Erziehungsart — die sich blos auf Ernährung beschränkte, dauerte bis ins spätere Mittelalter herab. Bis zum achten Jahre blieben die Kinder ganz der Mutter überlassen. Walther war, nach der Wilkinasaga 4 Jahr alt, als er zu Attila kam. Mithin konnte Attila seine Erziehung übernehmen. Wie diese spätere Erziehung beschaffen war, lehren uns andre Stellen des Heldenbuchs: z. B. im frankf, Heldenb. 1590 bei D. Feyerabend: Fol. 59a.

Er lehrt jhn in kurtzer Zeite
Auch aller spiele krafft.
Er lehrt ihn auch mit freuden
Die Würff des thet jhm noht.

Noch belehrender iſt eine Stelle im Buch der Liebe, (herausg. v. Büſching und Hagen. Leipz. 1809. 8. 1. B. S. 4.) wo es von Triſtan heißt:

„Das führet er mit ihm heim zu Lande, gab es den Ammen, ſein zu pflegen und zu warten als Kindern nothdürftig iſt, und königlicher Art zugehört: ſo lange bis er zu Vernunft kam in Büchern zu lernen. Da ward ihm zugegeben ein Meiſter der Geſchrift und aller andern Behendigkeit mit Namen Kurnewal. Als er ihn der Bücher unterrichtet hat, lehret er ihn darnach Behendigkeit und Geredigkeit, mit Ringen, Laufen, Springen, Steinwerfen, den Schaft ſchießen, mit dem Speer und mit dem Schwert, auch alles andre, was zu der Ritterſchaft gehöret. Er lehrt ihn auch dabei milde ſeyn und wahrhaftig, was er geredet' und verheiße, daß er derer keins nimmer bräche; denn wo er mit Werken oder Worten, die er verheißen harte ſich vergäße und deren nicht hielte, ſo würde er bald Gott und der Welt unwerth. Er befahl ihm auch inſonderheit alle Frauen zu ehren und denen zu dienen mit Leib und Gut, und von Kurzweile zu ſagen mit Züchten."

Mehreres hierüber ſ. in Büſchings Ritterweſen und Ritterzeit. 1. Bd.

V. 105. **Militiae primos** heißen in der Wilkinaſaga Hofdingiar yfir alle Hofdingiar.

V. 111. Ueber Mädchenerziehung und Arbeit findet ſich unter andern eine belehrende Stelle im Wolfdietrich. Frankf. Heldenb. 1590 Fol. 38. b ff. Hagdietrich ſpricht:

Ich wollte lehren ſpinnen
Ob es dich düncket gut
Und wollt auch lehren nehen
Mit ſeyden und mit faden.
Man ſoll ihm eine Maiſterin ſchaffen
Die mich lehr das gedichte
Wirken hübſch an der Ram
Nach maiſterlicher pflichte
Entweder wild und zahm.
Die mich lehr Hauben wircken
Ganz ſchön und ohn alle zahl
Nach maiſterlichen zircken
Eins dreyt das andre ſchmal
Auch Hirſſen und auch Hünden
Was lebendig mag geſeyn.
Fol. 41. a. Sie kundte das Goldt trehen
Darein die Seidin fein
Und kund hofflichen nehen.

Die Behütung der Schätze kam den Weibern aber schon darum zu, da ihnen die Besorgung des gesammten Hauswesens oblag. Fischer führt im Commentar eine Stelle des Priscus über diesen Gegenstand an, nämlich daß Recca diese Schätze besorgt habe.

V. 122. Ospiru. — Fischer im Commentar nennt aus Priscus die andern Gemalinen, Cerca, Recca und aus Jornandes die Ildico — Attilas Braut. Aus dem Heldenbuch kann man die Helche hinzufügen; die in der Wilkinasaga Ecka heißt.

V. 123. Ueber die Beachtung des Weiberraths bei den Teutschen führet Fischer mehrere Stellen in seinem Commentar an: aus Heumanns Vorrede zu seinem Werke de re diplom. Imper. et Augustar. R. H. — aus der passio S. Antidii und aus Ctesias bei Photius. Das älteste Denkmal über die Weiberachtung der Teutschen, möchte wohl die Velleda seyn: und die hohe Achtung der Frauen auch noch im Mittelalter mag sich zum Theil auf den Glauben gründen, daß die Frauen mit höherer Kraft begabt seyen. Im Heldenbuch finden wir sie als Aerzte und Kennerinen der Naturkräfte. Ich erinnere nur an die Frau Selde in Ehels Hofhaltung, und an die Stelle in Dietrich und seine Gesellen (v. 88.)

manck werde frow gab je den segen.

Selbst in den Hexen — Alrunen — der spätern und neuern Zeit ist die ursprüngliche Achtung und der Glaube an Weiberprophezeihung noch sichtbar.

V. 146. Sergiamentum. — Diese Sarianten, — Servans und servientes — kommen auch in andern latein. Schriftstellern des Mittelalters vor; ich füge zu dem, was Fischer schon gegeben, noch einige Stellen: Godofred. Colon. Annales. an. 1167. an. 1195. in einem Diplom des Kaiser Heinrich: „pro redemtione ejusdem terrae (sanctae) mille quingentos milites et totidem sargantes in expensis nostris a Martio usque ad annum transmittere decrevimus.“ Sarianten waren mithin so viel als Knappen, Diener der Ritter. S. 1196: Der Kaiser geht nach Apulien, praemissis sargantis innumeris — wo sie als Lohnsoldaten erschienen. Ferner noch ad an. 1203. — Sergiamentum ist Dienstschaft. Wilkinasaga 68.

V. 155. La Ricreazione de' Curiosi dall' ab. D. Diego Junica. In Napoli 1740. p. 4. ff.:

„Sempre le donne sono state a tutti gli Eroi tra bocchello d'ignominie e sepolcro di buona fama.“ Der Verf. erinnert dann an Eva, Bethsabe, Salomo, Holofernes, Marc Antonius, Samson, und an Hannibals Aufenthalt in Capua.

V. 176. Tyrannos aternere. — Tyrannen wird hier in der Bedeutung von Empörern, Aufrührern gebraucht. Bei den Griechen war Tyrann jeder Herrscher, jeder, der sich die Obergewalt anmaßte, jede illegitime Gewalt hieß Tyrannei, denn die Souveränität war beim Volk. Tyrannen nennt in diesem Sinne unser Autor die von den Hunnen abgefallenen Unterthanen oder Bundsgenossen, und v. 1380 ist es in demselben Sinne

V. 179. Es beginnt der Dichter seine Schlachtbeschreibung; im Heldenbuch finden sich mehrere dergleichen, aber ausführlicher, weitläuftiger. Eine Beschreibung der Schlachtordnung findet sich im Buch der Liebe, herausgeg. v. Büsching und Hagen. 1. Bd. S. 88. und folgende Stelle, worin die Anstalten zur Schlacht beschrieben werden, ist in Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Hunnen — (im Heldenbuch v. Hagen und Primisser, 2. Bd.) v. 8666:

Sie richteten ir dinck off strit
sie stryckten die riemen
laut ward do niemen
halsberg ysenhosen vms helm
dez waz bereitet sunder meim
als sie ez helen wolden
so sie striten solten
sie decketen die vil guten marck
von stahel manich decke starck
laiten sie auf ir, kastelan ꝛc.

Der Schlachtrufs wird hier nicht erwähnt. Nur allgemein ist die Beschreibung, aber sehr lebhaft.

V. 185. Fraxinus et cornus ludum miscebat in unum. Zu Lanzen nahm man festes Holz, s. Büschings Ritterwesen und Ritterzeit. 1. 167. ff: besonders gern Esche, z. B. Nibl. L. v. 2328. Die Beschreibung einer besonders schönen Lanze findet sich im Heldenbuch — Biterolf und Dietlieb v. 7085 ff:

Ein schafft was lazurvar
vil starch und zahe, hurnein
ja was im an dem orte sein
von rotem golde ein tulle, daran
ein sper geschifft von Agran.

und daselbst v. 7549.

In der ritterlichen Symbolik bedeutet die Lanze: die Wahrheit, weil sie gerade ist und die Eisenspitze zeigte ihre Macht und ihr Uebergewicht an über die Lüge. (nach Malliot in den Curiositäten IV. 308.)

V. 188. Die Pfeile waren bei den Teutschen des Mittelalters, und schon der frühern Zeit gebräuchlich, man bediente

ſich ihrer mehr zur Jagd. Ihr Gebrauch im Kriege ſcheint aus den Zeiten der Kreuzzüge — wo nicht der frühern Hunnenkriege — herzuſtammen. Die Normannen bedienten ſich ihrer jedoch ſchon im 9. Jahrhundert: **Abbonis monachi de bello paris. urbis** L. I. (**apud du Chesne Scr. r. Fr. II. p. 502. C.**) und die Franken hatten **auch dergleichen, ibid. p. 503. C.** wo der pariſer Ritter Ebolus beim Ausfall:

Septenos una potuit terebrare sagitta.

Im Biterolf und Dietlieb v. 10185. heißt es

Da ward ſchaden vil genommen
von fleiſchen die vil ſere ſchnitten.
die Wlachen komen angeritten
mit manigen hürnen zogen
die waren hoch aufgezogen
ze ſchuſſe manigen pfeyle
die ſach man an der weile
ſo dicke von der ſene gan
ſam oft der ſne hat getan
da den treibet der wind.

Sonderbarer Weiſe findet ſich hier im teutſchen Heldenbuch daſſelbe Gleichniß, was unſer lateiniſcher Dichter vom Schnee genommen hat.

V. 189. Parallelſtelle im Heldenb. Diete. Ahnen und Flucht: 8806: da man vertan hat die ſper da grif man zu den ſwerten.

V. 191. **Clypeos revolvunt.** Um die Hände frei zu haben warf man den Schild, der eigentlich nur zur Abwehrung der Lanzen und Geſchoſſe beſtimmt war, zurück. Dieſer Kriegsgebrauch findet ſich auch im teutſchen Heldenbuch: (Heldenb. b. Sigm. Feyerabend. Frf. 1590 4 Fol. 21. b.): von Otnit:

Der edel Held eilende
Sein Schild zurück wegwarf
Er nahm zu beider Hände
Sein lichtes Waffen ſcharpf.

Die großen Schlachtſchwerter, die man noch in Rüſtkammern findet, und deren ein ähnliches in den Curioſ. X. 121 abgebildet iſt, wurden mit beiden Händen gefaßt, wie es denn auch nachher von Walther heißt.

V. 196. **Obvia quaeque metens armis.**

V. 206. **Et tandem ductor recavo vocat aereum cornu.** Des Heerhornes geſchiehet im Heldenbuch öfter Erwähnung, z. B. in Alpharts Tod bläßt Hildebrant mit dem Heerhorn um Hülfe, in Erzels Hofhaltung bläßt der wilde Wundwer; auch Iſolde hat in Ecken Ausfahrt ſein Heerhorn. Im Otnit

(Heldenb. Frankf. F. 20), bläßt Otnit ſein Heerhorn. In dem Liede von Dietrich und ſeinen Geſellen, iſt Str. 87 und 88 ein Heerhorn beſchrieben:

Nentwein der edel furſt gedach
vnd pracht ein horen here
er plis daß mans ein meille hort
Arabiſch golt ſein mundſtuck was, mank edeler ſtein
das war ſein hort.

(88) Da horne was ein helffen clo
der leutſtrick war geflechten do
von eitel junckfrow hore:
das horntym was perleyn gſch.

Im großen Roſengarten v. 639:

do hiez der künig Etzel bloſen uff die herhorn;
do hiez uffblaſen kung Etzel die herhorn.

Desgleichen ſ. auch Wilkinaſaga c. 285 (ed Peringskiold) und Olai Wormii monum. dan. v. 1203 l. V. 376 ff. Fiſcher Sitten und Gebr. der Cur. S. 82. führt noch mehrere Stellen der oſſianiſchen Geſänge über den Gebrauch der Heerhörner an. Daß er aber, beiläufig geſagt, den Gebrauch der Ritter auf ihren Helmen Hörner zu tragen von den Heerhörnern herleitet, oder vielmehr von denen beim Turnier gebräuchlichen Meldehörnern, iſt wohl nicht wahrſcheinlich. Offenbar ſtammt dieß noch von den alten Teutſchen her, die die Thierköpfe, welche an der Haut befindlich waren, ſtatt Helmes aufſetzten, wo denn natürlich die Hörner auf den Kopf des Kriegers zu ſtehn kamen. S. Büſchings Ritterw. I. 203. ff.

V. 209. Die Signiferi, ſollt hier nicht, wie die Bekränzung mit Lorbeer, zu erinnern ſcheint, auf römiſche Kriegsgebräuche hingeblickt iſt, waren bei den Teutſchen die Anführer ſelbſt. Die Hauptfahne hatte der Oberfeldherr, die übrigen Anführer kleiner Haufen hatten die kleinern Fahnen. Daher die Rechnung nach Fähnlein und Bannern. S. Wilkinaſaga C. 285. Fiſcher, Sitten und Gebr. S. 85.

V. 288. Ingrediturque aulam velis rex undique septam. Die Form der Gebäude des Attila beſchreibt Priscus, p. 63. und Jornandes, rer. goth. c. 34. Dieſe Form der Gebäude Attilas ſtammte noch aus den Zeiten, wo die Hunnen nomadiſch umherzogen — (S. Fiſcher. Sitten d. Cur. S. 171.) Die Zeltwände und Tapeten waren nachher im ſpätern Mittelalter von großer Pracht. Einige Stellen des Heldenbuchs gehören hierher, z. B. Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Hunnen, v. 1709:

Der könig zog auf seinen palast,
tepich und stulochen
von manigen spehen sachen
waren die wende
an allen vier ende
gehanget und gezieret.

Die prachtvollen Zelte, die Harun an Karl schickte, hat Poeta Saxo anno 807 beschrieben. S. auch Mone nord. Heidenth. I. 294.

V. 290. ff. Das hier beschriebene Gastmal, vergleiche man mit dem, welches Priscus, so wie Nibl. L. v. 3119. und Ermold Nigellus l. IV. (bei Muratori II. 2. 71) beschreibt.

V. 296. Migma suchte im Commentar Fischer durch viele Stellen zu erklären und sagt: „Lectio mei cod. Ms. in migma, quod Graecum verbum mixturam significat, retinenda et pro aliqua ciborum specie interpretanda est: nam radix hujus vocis m. significat carnem, adipem, medullam, mel, lac, butirum, cibum, oleum et omne pingue. Aber der Zusammenhang der ganzen Stelle:

Atque exquisitum fervebat migma per aurum

läßt mich muthmaßen, es sey der Mischwein gemeint, davon Büsching, im Ritterw. und Ritterz. I. 159. handelt. Dieses migma war ein rother, durch Honig versüßter Wein, franzöſisch Claitet, teutsch aber Lutertrank — Louterer Trank — genannt. Von den übrigen gewürzten Weinen, Pigmenten und Hippokras s. das. sowie die Beschreibung der Zubereitung. Die v. 298. vorkommenden pigmentatae crateres, haben dieselbe Bedeutung, was auch Fischer richtig erklärt: pigmenta alias sunt vina, quibus aliquid specierum aut aromatum infusum est.

V. 305. Die nappa arte peracta, scheint ein Horn gewesen zu seyn, dergleichen man schon in den ältesten Zeiten führete. Ja in der Gegend, wo Attila gehaust haben soll, in Jass-Bereny einer Wilzenstadt in der spolnocker Gespannschaft, bewahrt man ein dort gefundenes Trinkhorn, welches man dem Attila zuschreibt. Abbildung und Beschreibung davon siehe in den Curiosit. IX. 225. ff. Hier sieht man die gesta piorum, Jagden und Kriege. — Mehreres über die Trinkhörner hat Ol. Worm in monumentis danicis, Hafn. 1643 fo. lib. V. p. 344 — 439. wo sich eine Abbildung des Osterbyschen goldnen und mehrerer norwegischen und isländischen, wie auch eines florentiner Horns befindet; und die Curiositäten III. 344 und I. 364.

V. 309. Schenken hatte ſchon Attila wie Prisc us in der Beſchreibung des Males lehrt. — Der Schenk war nachmals einer der vornehmſten Hofbeamten, und ging dem Truchſeß zur Hand.

V. 319. Et licet ignieremis vellet dare moenia flammis,
Nullus, qui causam potuisset scire, remansit.

Fiſcher ſagt, daß es bei den Befehdungen der Teutſchen ehedem gewöhnlich geweſen, Nachts das Haus des Feindes zu umſtellen und anzuzünden, welche Art der Befehdung man „den rothen Hahn aufſetzen" nannte. Im ſaliſchen Geſetz war dieß bei 100 Soliden Strafe verboten. Fiſcher (Sitten der Eur. S. 166 ff.) führt Beiſpiele an. Das im Commentar aus Cornels Alcibiades angeführte Beiſpiel gehört aber nicht hierher.

V. 323. Ipseque de stabulis victorem duxit equorum
Quem ob virtutem vocitaverat ille leonem.

Das Pferd war ſchon in früheſten Zeiten ein ſehr beliebtes Thier. Daher brauchten es die älteſten Teutſchen ſchon zur Weihſage: Taciti Germ. c. X., und die Beiſpiele von Pferdeklugheit im Nibl. L. v. 3104 der Chlage, u. ſ. w. — Es ſcheint als hätten die Teutſchen das, was ſie beſonders geſchätzt, mit Namen belegt, z. B. Waffen, Hunde, Pferde. Alſo hatte auch Walther ſein Roß Löwe genannt, als Sieger der Roſſe — Dietrich nannte ſein Roß Falk — doch wohl der Schnelligkeit wegen. — Dietliebs Roß hieß Balke, und war ein ſehr kluges Thier. — Wittichs Roß hieß Schemming.

V. 330. Das more gigantis übertrug ich durch: nach der Sitte der Recken! Denn Rieſe iſt hier ohnmöglich gemeint; Recke aber ſcheint am bezeichnendſten zu ſeyn.

V 333. Die Sitte, zwei Schwerter zu tragen, iſt auch ſpäter geblieben, bis aus dem auf der rechten Seite getragenen Schwerte, mit der Zeit, der Dolch, nuserorde, ward, womit bis ins 16. und 17. Jahrhundert die Ritter auf Bildern und Grabſteinen prangen. S. Büſching Ritterw. I. 200 und Fiſcher (Sitten der Eur.) S. 401.

V. 349. Die Stelle:

Namque Walthārius vir maxime undique telis,
Suspectam habuit cuncto sibi tempore pugnam.

iſt mir nicht recht deutlich. — Daß tela Waffen überhaupt bedeute, erhellt aus unſerm Dichter an ſehr vielen Stellen: es ſcheint aber mehr die Trägheit zum Kampfe, als Furcht davor gemeint zu ſeyn. Telum iſt das teutſche Ger.

Die Reiſe- und Gemüthsbeſchreibung von V. 344 iſt ſo auffallend gut, daß ich wohl nicht erſt auf ihre Treffligkeit aufmerk-

sam zu machen brauche, so wenig als auf die darauf folgende Klage Attilas.

V. 402. Liciscа — Wolfshund. (worüber beiläufig gesagt viel Belehrendes in der Leq. Zeit. 1825. Jun. 11. N. 112. von Böttiger gesagt worden ist.) Die Hunde, besonders die zur Jagd dienlichen, waren sehr gewöhnlich bei den Teutschen, daher ein eigner Artikel im bair. Gesetz (Baluzii Cap. I. 137.) Tit. 19. zu finden ist, mit der Ueberschrift „de canibus et eorum compositione." Auch hier scheinen die lyciscae erwähnt zu seyn. C. 8: „qui vero pastoralem (canem) qui lupum mordet, occiderit, cum III. solidis componat." Doch es ist hier mehr von der Verachtung der Hunde die Rede, deren Ursprung Fischer (Sitten d. Eur. S. 160 ff.) recht gut, aus der knechtischen Schmeichelei dieser Thiere erklärt. (Eine sehr spaßhafte Geschichte von solchen molossis erzählt Luitprand III. 5. bei Muratori scr. r. Ital. II. a. 446.) — Das wendische Sprichwort, er stinkt wie ein Hund (Curios. VI. 231) bezieht sich auf eben diese Verachtung. Historische Beispiele giebt Fischer am angef. Orte.

V. 406. Man bemerke, daß hier das Wort tyrannus, im nicht unehrlichen Sinne, wie sonst fast überall von unserm Dichter gebraucht wird.

V. 424. Namque fugae toto se tempore virginis una
Continuit vir Waltharius, *laudabilis heros*.

Erklärende Stellen hat das Heldenbuch an vielen Orten: nur eine: Dietr. Ahnen und Fl. zu den Hunnen, v. 8397:

Ich han das offt wol vernomen.
im folget nimmer sälde noch gut,
wer an wepben missetut.

V. 431. — Wormaciam, regali sede nitentem.' Ueber das Alter und den Namen der Stadt Worms hat Schannat in der hist. episcopatus Wormac. (Frf. 1734. fo.) T. I. p. 61. viel gesammelt. Zur Zeit der Römer hieß die Stadt caput s. civitas Vangionum; bei Ptolemäus heißt sie Borbetomagus, in Antonins Itinerar Bormitomagus, bei Ammian Marcellin Vangio, so auch in Sulpicii Severi vita S. Martini. Beim J. 790. steht in den annalibus Francor. „Vangionem, quod civitatum vocabulum dicitur Wormacia." In den fuld. Ann. kommt, um dieselbe Zeit, ebenfalls der Name Wormacia vor. Vor dem achten Jahrhundert scheint aber der Name Wormacia nicht gewöhnlich gewesen zu seyn. Dieses könnte wohl einiges Licht auf die Zeit der Abfassung vorliegender Sage werfen. In der Wilkinas. heißt die Stadt Wernizu.

V. 432. **Pro naulo pisces dedit antea captos.** Im Heldenbuch ſpielen die Fährleute bedeutende Rollen, wie im Nibelungenliede und im Roſengarten, und ſie waren oft das Ziel ritterlicher Bravour.

V. 472. Dieſe **sellae sculptae** ſind in Baluze's Capitularien und im chronicon gotwic. (nach einer gothniſchen Handſchrift der Capit.) abgebildet. Auch bei Kopp Bilder und Schr. öfter z. B. I. 93. 98.

V. 480. Der **squamosus thorax** kommt noch einmal vor v. 788., über dieſe Tracht ſ. Büſching Ritterw. I. 179. wo auch auf unſere Stelle gewieſen iſt. Die älteſte Stelle hat jedoch Ammian XVII. 12. p. 120 ed Ern. wo es von den Quaden heißt: „Quibus — hastae sunt longiores et loricae ex cornibus rasis et levigatis, plumarum specie linteis indumentis innexae.“

V. 488. Der **saltus Vosagus** kommt im Heldenbuch ſehr oft vor. Im Nibl. L. heißt das Gebirge der Waſichenſtein, im Biterolf v. 2699. Waſchenwald — in der Wilkinaſaga, Waſſenſtein. Der Voſagus — ſchon alſo in der tabula peutingeriana, segm. II, genannt, war als Königsbannforſt, (Fiſcher, Sitten der Eur. S. 205) der Jagdort fränkiſcher Könige. In der vita Ludovici pii (du Chesne Scr. r. Fr. II. 304.) heißt es: **Imperator exercitio venandi se commisit Vosagi secretis**, und p. 308: „In Vosago piscationi atque venationi indulsit.“ Der Ort, wo Walther ſich niederließ, war am Framont — d. i. Frankenberg.

V. 521. **Vidi pannonias acies, cum bella cierent,**
Contra aquilonares sive australes regiones.

Dieſe Heerzüge ſind im Biterolf und in der Wilkinaſaga beſchrieben; in den hiſtoriſchen Monumenten finden wir freilich nichts Ausführliches (Priscus erwähnt einiger Slavenzüge) darüber. Die aquilonares ſind die teutſchen Gegenden, die australes — das Oeſtreich — Oſtrom und die Tataren.

V. 525. **Tartara.** — Hier — wie überhaupt überall, wendet der Dichter die römiſche Religion für chriſtliche Helden an. Pan und Silvan, der Orcus, kommen bei ihm vor. Gleichwohl läßt er Walthern den ihn von Hiltgund dargereichten Becher ſegnen und zum **Deus supremus** beten. Sein Schluß — **nos autem conservet Jesus** — giebt ſeinen Glauben kund. In Hinſicht der Kunſt ſiehe hierüber Schillers Vorr. zur Braut von Meſſina, eine Rechtfertigung. — Das teutſche Heldenbuch kennt zwar auch Heiden und heidniſche Götter — aber die teutſchen Helden ſind ſämmtlich gute Chriſten.

V. 553. Non assunt Avares hic, sed Franci nebulones
Cultores regionis —

Die Franken, von den Galliern und Römern verderben, ſtanden in ſehr ſchlechtem Rufe hinſichtlich ihres Characters ſchon in früheſter Zeit. Salvian de gubern. Dei. l. IV. Franci — qui perjurium ipsum sermonis genus putant, non crimen. Flav. Vopisc. in Proculo (hist. Aug. ed. Bip. II. 237.) Franci, quibus familiare est ridendo fidem frangere. Dieſe Franci nebulones unſers Dichters, ließen ſich am beſten durch fränkiſche Windbeutel geben. Die Geſchichte der Merovinger bietet die beſten Belege dazu dar, welche Meiners und Herzog (Geſch. der Cultur der teutſchen Nation, Erf. 1795. gr 8. S. 569 ff.) geſammelt haben. — Daß Fiſcher die cultores regionis als ein verächtliches Beziehungswort nimmt (im Commentar und Sitten der Eur. S. 175) — nämlich — fränkiſche leichtfertige Bauern, ſcheint mir nicht im Sinne des Dichters zu liegen. Cultores regionis möchte wohl nur ſo viel als incolae heißen, cultores regionis hujus, im Gegenſatz der Avaren, die von fern her kommen müßten.

Das Lob der Franken. Dagegen ſ. b. Ermold Nigellius L. I. Murat. II. 26:

Arma ferunt semper bellis est sueta juventus
Bajulat haec juventus hoc agit arte senex.

und Heldenb. Biterolf und Dietlieb v. 3115, wo das fränkiſche (am Main wohnende) Volk ſehr gelobt wird, ein Gegenſatz gegen die Baiern.

V. 554. Et en galeam Haganonis
Aspicit et noscens —

An Helm führte man die Abzeichnung, woran man erkannt werden konnte, wenn das Viſir geſchloſſen und das Geſicht bedeckt war.

V. 563. Als Walther das vermeſſene Verſprechen gethan, kein Franke ſolle ihm von dem Seinen etwas nehmen:

Humotenus
Corruit et veniam petiit quod talia dixit.

Denn Demuth gegen Gott und Frauen lag mit im Character der Ritterſchaft.

V. 571. Günther wird hier satrapa genannt, ſo ſomit ſein Verhältniß zu Attila ins Licht geſtellt. Nämlich gegen Attila betrachtet war er nicht mehr als Satrape, kleiner König, denn Attila war ja auch eigentlich ſein Herr.

V. 579. Kamelon. — Sein Nachfolger ſcheint Ortwin geweſen zu ſeyn, der oft im Heldenbuch vorkommt:

von Metz her Ortewein.

V. 602. Diese Zänkereien und Beleidigungen gehen gewöhnlich dem Kampfe vorher. Ihr Grund wird weiter hinten angegeben, 1051, wo vom sterbenden Tragus gesagt wird:

Conviciis suis victorem incendit amaris
Seu virtute animi, seu desperaverat. —

Dieses Gezänk war eine vorläufige Aeußerung des Muthes, die fast jedem im Heldenbuch beschriebenen Kampfe vorherging. Freilich erinnern die Wortwechsel an die Vergleichung, die Spittler von den Kämpfen der Vorzeit im Anfange seiner Geschichte von Würtemberg macht.

V. 619. Die Anführung eines Traumes, den auch der Dichter in Erfüllung gehen läßt, ist sonderbar. Fast scheint mir dieß einen Beweiß für das Alter des Dichters abzugeben, daß er dieses Traumgesicht anwendet, denn im späteren teutschen Heldenbuch, das doch sehr ausführlich ist, erinnere ich mich keinen ähnlichen Traum gefunden zu haben, außer dem der Ute. Die Zeiten, die dem Heidenthum näher waren, gewähren uns mehrere Nachrichten über Traumdeuterei. Z. B. Capitul. Baluz. I. 518. n. 40. ut nemo sit, qui ariolos suscitetur vel *somnia* observet. Dasselbe sagt Anegisus in seiner Sammlung I. 62. (bei Baluze I. 712)

V. 630. Si tamen in Dominum licitum est irascier ullum.

Eine merkwürdige, nur aus dem Lehnswesen erklärbare Stelle. Hagen wird auch später wirklich Vasalle genannt. V 1307.

V. 975. Bezieht sich auf Achtung des Haares bei den Teutschen, das Haar ward von allen Freien sehr gepflegt, und langes Haar war die Auszeichnung der fränkischen Könige, die darum criniti hießen. (S. mehreres hierüber Curiositäten VII. 476. Im Buch der Liebe (herausgeg. von Büsching und Hagen I. 182) wo ein weibliches Ideal beschrieben wird, heißt es unter andern: sie hätte ein leuchtend Haar als das schöne Gold; und in Biterolf und Dietlieb v. 3267 heißt es von Dietlieb:

„Er trug auch haar alsam ein maget
der junge Degen unverzaget,
das fur den swertfessel hie.
wan ers ungebunden lie,
vor regen macht er sich domit
deckhen nach der valchen sit
vil schone goltfar es schein."

Gelbes schönes Haar war ein Zeichen edler Abkunft, und ein nothwendiges Bedingniß männlicher und weiblicher Schönheit.

V. 665. Triplicem clypeum collegit in ulnam.

Hier kommt ein dreifacher Schild vor, wie früher der dreifache Panzer des Attila (v. 260.) weiter unten erwähnt der Dichter gar eines siebenfältigen Schildes v. 730. Ob dieß nun sieben oder drei Lagen, etwa Holz, Leder, Eisen, oder die Güte und Tüchtigkeit der Arbeit andeuten soll, kann ich nicht entscheiden.

V. 683. Hier finden wir die Blutrache (die auch weiter hinten wieder vorkommt) bei den Teutschen. Jetzt noch zeigt uns das Beispiel der Corsen, Albaneser und anderer roher Völker, auf welcher Stufe der Cultur die Teutschen zur Zeit des dritten bis siebenten Jahrh. standen.

V. 685. Scaramund — wäre im jetzigen Teutsch so viel als Anführer einer Schaar.

V. 724. Hier ist wiederum eine Anspielung auf die trojanische Abkunft der Franken, und die Stelle stammt aus Virgils Aen. V. 496. Virgil ward in dieser Hinsicht, wie Fischer bemerkt, von den Franken als ihr erster Historiker angesehen.

V. 725. — — — Jussus confundere foedus,
In medios telum torsisti primus Achivos.

Auch v. 1284, wird durch den abgeworfenen Speer der Bruch des Friedens bezeichnet. So mußten die Fecialen der Römer durch Abwerfung eines Speeres in das feindliche Land, das Beginnen des Krieges anzeigen.

V. 727. Das Schießen mit Pfeilen im Zweikampf ist unritterlich, nur in der Schlacht gebrauchte man Pfeile

V. 753. Wir finden hier einen Sachsen, der aus Furcht vor Strafe seinem Vaterland entfloh, bei den Franken. Er floh zum Feind seines Volks, weil er da sicher war; eben so floh nachher Geiso, Pipins Bruder, ein Empörer, zu den Sachsen. Annal. Franc. Loisel. Tilian. a. 747. Dieß ist also ein neues Denkmal von der frühen Feindschaft der Sachsen und Franken.

V. 762. Celtica lingua probat, te ex illa gente creatum,
Cui natura dedit, reliquos ludendo praeire.

Also waren schon damals die Celten, so wie die Franken, eben nicht im besten Ansehen. Ein späteres Urtheil über die Franzosen, das des pfälz. Raths Thomas Hubert, vom Jahre 1533 ist in dieser Hinsicht recht merkwürdig: Er sagt in seinem Tagebuche (Curios. V. 218.) „Eitel französischer Wind, glatte Worte und Betrug, wie denn das die Teutschen beherzigen sollten, denn es ist mit dem französischen Volke nichts abzumachen, wobei sie es redlich meinten, wollen uns immer nur betrügen.“ Hier scheinen die Franci nebulones und die Celten vereinigt.

V. 791. Atque venenatas ludis sine more sagittas.

Also waren des Werhard Pfeile vergiftet. Dieſes und ſo vieles andre, wie ſchon der ganze Kampf ſo Vieler gegen den Einzelnen, dann der feindliche Ueberfall iſt wider die Geſetze des Ritterweſens. Der Dichter ſcheint dieſes zwar zu fühlen, z. B. v. 1008 ff. ſagt er, als die vier noch übrigen mit dem Dreizack gegen Walther auftreten:

„Quatuor hi ad versum summis conatibus unum
Contendunt pariter“ —

Aber dieſer Ausſpruch ſcheint doch mehr aus der allgemeinen Unrechtlichkeit und Schändlichkeit dieſes Kampfes hervorzugehn, als aus der Beleidigung der Geſetze des Ritterweſens. Dieſes iſt aber ein ziemlich ſtarker Beweiß vom Alter der Bearbeitung. Wir ſehen hier die Sage in ſehr alter Geſtalt, ohne daß ſie dem Ritterweſen angepaßt iſt. Ich möchte ſagen, die Sage iſt hier noch in reinerer Geſtalt, als im Heldenbuch.

V. 795. Parmam deponito pictam. Gemalte Schilde hatten ſchon die Teutſchen des Tacitus. Ueberhaupt ſtimmt ſehr vieles unſeres Dichters mit der Beſchreibung des Tacitus zuſammen, beſonders auch das, daß der ganze Kampf größtentheils mit Lanzen und Würfſpießen, minder mit Schwerten geführt wird. Vergl Taciti Germ. c. 5.

V. 800. Quamvis volucrem simules pennasque capessas.

Ein Beiſpiel von einer Verwandlung in einen Vogel — wie ſich Odin auch in einen Adler verwandelte, als er den Meth raubte — giebt das Heldenbuch (Frf. b. d. Feyerabend. 1590. 4. p. 123 f.) wo die heidniſche Jungfrau, deren Burg Wolfdietrich eingenommen, und deren Lockungen er widerſtanden, zuletzt als Krähe davon fliegt.

V. 809 — 12 ſind Worte der Hiltgund, dann ſpricht Walther.

V. 915. Ancipitem vibravit in ora bipennem.

Die Streitart war eine eigenthümliche Waffe der Franken, und ward daher auch Franciska genannt. Fiſcher im Commentar führt mehrere Stellen über dieſe Waffe an. Aehnlichkeit mit derſelben haben die ſteinernen Streitärte, die unter dem Namen der Donnerkeile allgemein bekannt ſind.

V. 952. Ac ut in ludis alium praecurrere quisque
— studuit.

Dieſes könnte an die circenſiſchen Spiele, oder auch an die olympiſchen der Griechen erinnern. Aber auch die Teutſchen hatten ſolche Spiele. Taciti Germ. c. 24 Eine Stelle des vielleicht gleichzeitigen Nithard. (de dissensionibus filiorum Ludovici pii Lib. III. am Ende) worin viele den Urſprung der

Turniere erblickten, ſtellt uns ebenfalls Kampfſpiele dar. Die Stelle iſt zu bekannt, als daß ich ſie hier wiederholen ſollte.

V. 961. Duratis Welandia fabrica giris.

Die Schmiedearbeit war bei den Teutſchen ſchon früh zu großer Vollkommenheit gediehen, das Volk war kräftig genug an der ſchweren und doch kunſtvollen, und durch ihre Beſtimmung ehrenvollen Arbeit, Geſchmack zu finden. Römiſche Muſterarbeiten dienten auch hier eine ſchöne Form zu geben. An Waffen ſchätzte man beſonders ihre Härte, und dieſe Härte glaubte man mit ganz ſonderbaren Mitteln, z. B. Drachenblut hervorbringen zu können. Z. B. Hörnen Siegfr. n. 70. Der Rieſe Kuperon hat:

— Ein vil gute Brünne, die war gar köſtenlich
Von eitel klaren Golde gehärt mit Drachenblut.

Die ſonderbare Sage von Wielands Schmiedekunſt führt Büſching, Ritterw. I. 197 an. — Das Alterthum der teutſchen Schmiedekunſt beweiſen die carolingiſchen Geſetze und die Sage. In den Capitularen wird die Ausfuhr der Waffen ſehr oft verboten: z. B. F. 799 (Baluze I 198.) „De loricis extra regnum non vendendis, de bruniis, ut nullus foras nostro regno vendere praesumat.“ J. 803. (Baluze I. 393) „Ut hauga et brunias non dentur negociatoribus.“ — Benedicti Levitae Contin. Cap. Ansegisi (Bal. I. 961) VI. 223: „Ut armillae et bruniae non dentur negociatoribus etc.“ — Die öftere Erwähnung der Schmiede in der Sage iſt freilich mehr ein Zeichen ihrer Achtung als ihres Alterthums: Eine Hauptſtelle iſt im Biterolf und Dietlieb v. 115., wo Myme, Hertrich und Weyland als die größten Schmiede angeführt werden. Im Buch der Liebe I. 157. heißen drei berühmte Schmiede: Galams, Magnificanz und Aniſtar: und das Schwert des Erke wirkten in Tyrol in einem Berge die Zwerge (Ecken Ausf. 87.) — Ja ſogar gefürchtet wurden die Schmiede, man ſchrieb ihnen geiſtige Wunderkräfte zu; ſo wie ihr Körper durch die Arbeit gehärtet wurde, glaubte man auch beſondre Zauberkräfte in ihnen zu finden. Ein Beiſpiel davon iſt in den münſteriſchen Geſchichten, Sagen und Legenden (Münſter 1825. 8. S. 176) zu finden: Im Datterberge, drei Stunden von Münſter, wohnte ein Mann, Grinkenſchmidt, genannt, der die allerkünſtlichſte Arbeit machte, von dem auch noch ein Schloß an der Kirchthüre zu Nürnberge iſt, welches kein Dieb öffnen konnte. Wann ein Bauer Hochzeit hielt ging er zum Berge und ſprach: „Grinkenſchmidt giff mi en ſpitt.“ Dann gab der Bauer nach erhaltenem Spitt, einen Braten dafür. Einem Bauer, der keinen

Braten geben wollte, fiel ein Pferd im Stalle.“ Dieſes und der Name Schmied und Schmidt, welchen ſo viele Familien führen (wie auch der Name Wieland) und die vielen Ortsnamen, welche nach Schmieden benannt ſind (in Sachſen Schmidtsgrund, Schmiedebach, Schmiedeberg, Schmiedefeld, Schmiedehauſen, Schmiedten, Schmiedewalde) bezeichnen genugſam die uralte Achtung der Schmiedekunſt, von der unſere Rüſtkammern und Zeughäuſer noch herrliche Denkmäler aufzuweiſen haben. Ueber die hohe Achtung der Schmiede bei den Britten, ſ. Mone, nord. Heidenth. II. 430.

V. 967. Et ferieus binos Aquitani vertice crines
Abrasit, sed etc.

Dieſe kleine Tonſur nahm Walther ſehr übel. Denn es war doch Tonſur und dieſe machte zu aller Ritterwürde unfähig. Der letzte Merovinger ward geſchoren ins Kloſter geſteckt. Auch Ludwig der Fromme ſollte durch die Tonſur die Regierungsfähigkeit verlieren. Das Haar war ja die edelſte Zierde. *)

V. 979. Insertum triplici gestabat fune tridentem,
Quem post terga quidem stantes socii tenuerunt.

Fiſcher führt zur Erklärung dieſes Dreizacks Stellen aus Suidas, Euſtathius und Agathias an, welche lehren, daß es dreizackige Wurfſpieße waren, welche an einem Seil, den Harpunen gleich gezogen und auch Ango genannt wurden.

V. 1012. Framea und v. 1372: frameae murcatae fragmina.“ Aus der letzten Stelle geht hervor, daß die Framee ein Handgewehr, vielleicht ein langes Schwert geweſen. Freilich ſagt Tacitus Germ. c. 6: „Hastas, vel ipsorum vocabulo, frameas gerunt, angusto et brevi ferro, sed ita acri et ad usum belli habili, ut eodem telo, prout ratio poscit, vel cominus vel eminus pugnent.“ Unſer Dichter verſteht aber unter framea offenbar ein Schwert. Der Ausdruck Framee aber zeugt wiederum für das Alterthum der vorliegenden poetiſchen Sage.

V. 1035 Nec manes ridere videns.

Dieſe Stelle iſt doch wohl eine der unerklärlichſten des Dichters. Fiſcher ſagt (Sitten d. Eur. S. 108): Der Vers — ſtimmt mit den heidniſchen Grundſätzen dieſer Völkerſchaft vollkommen überein, denn die Celten und Germanen glaubten, die Seelen der Verſtorbenen ſtiegen aus der Walhalla hernieder, um Zeugen von den Heldenthaten ihrer Nachkommen zu ſeyn. Dieſen Ausſpruch erhärtet er mit Stellen aus Oſſian, — Es wäre damit vielleicht die Verzweiflung des Trogus angedeutet und

*) Ueber die Strafe des Haarabſchneidens ſ. Kopp B. u. G. I. 124.

das Schicksal der Vorhererschlagenen, die sämmtlich zur Hölle fuhren.

V. 1055. His dictis, torquem collo circumdedit aureum.

Eine ebenfalls dunkle Stelle; mir scheint damit angedeutet zu seyn, daß Walther den Verwundeten erstickte.

V. 1059: (Rex) — omni
Aufugiens studio phalerati terga cavalli
Scandit.

Günther wird sehr unvortheilhaft in der Sage dargestellt, wie fast stets die Könige. Günther zeigt nämlich gleich anfangs, wie er die Nachricht von der Durchreise Walthers empfängt, eine unedle Habgier und setzt mit zwölf Rittern dem einen, wegemüden nach. Dann hetzt er die Seinen um die Wette zum Tode, und flieht zuletzt schändlicher Weise als er sie sämmtlich seiner Habgier geopfert, zum Hagan, den er durch grobe Beleidigungen sich zum Feinde gemacht. Floh er erst aller Königswürde zum Schimpf als ein Feiger davon, so erniedrigt er sich jetzt, den zu bitten, den er vorher gleichsam ehrlos gemacht, dieser aber erröthet über das entwürdigte Königsamt und beschließt zu helfen.

„Supplicius — infelix rex institit illi."

Nun beschließen die beiden sehr unedle Hinterlist, und freudig stimmt der habgierige König bei. Als dann der Kampf beginnt, will er auch das Seine dazu beitragen, offenbart aber dabei seinen gemeinen Sinn erst recht deutlich. Er hat seine Lanze abgeschossen, die zu Walthers Füßen liegt, diese will er wieder erlangen, er winkt seinem Vasallen mit dem Auge. Hagan dringt auf Walthern ein, und Günther hat die Lanze schon erfaßt, Walther aber springt vor, schleudert die Lanze mit dem Fuße hinter sich und richtet den armen Günther elend zu. Am Ende des Kampfes läßt er der Hiltgund auch dem Könige zuletzt schenken und giebt ihm seine Feigheit zum Vorwurf. Im Ganzen liegt eine Verächtlichkeit der königlichen Würde, die nur noch in den teutschen Volkssagen wiederkommt; Einige der merkwürdigsten Beispiele aus der Volkssage, so weit ich sie kenne, scheinen auszuheben: (Grimm, Kinder- und Hausmährchen, II. 292. M. 65.): Ein König hatte drei Söhne, die waren ihm alle gleich lieb, und er wußte nicht, welchen er zum König nach seinem Tode bestimmen sollte. Als die Zeit kam, daß er sterben sollte, rief er sie vor sich und sprach: „Liebe Kinder, ich habe etwas bei mir bedacht, das will ich euch sagen, welcher von Euch der faulste ist, der soll nach mir König werden. Da sprach der älteste: „Vater, so

gehört das Reich mir, denn ich bin so faul, wenn ich liege und ich will schlafen, und es fällt mir ein Tropfen in die Augen, so mag ich sie nicht zuthun damit ich einschlafe." Der zweite sprach: „Vater, das Reich ist mein, denn ich bin so faul, wenn ich beim Feuer sitze mich zu wärmen, so ließ ich mir eher die Fersen verbrennen, ehe ich die Beine zurückzöge." Der dritte sprach: „Vater, das Reich ist mein, denn ich bin so faul, sollt ich auch gehenkt werden und hätte den Strick schon um den Hals, und einer gäb' mir ein Messer in die Hand, damit ich den Strick zerschneiden dürfte, so ließ ich mich eher henken, eh' ich meine Hand aufhübe zum Strick." Wie der Vater das hörte, so sprach er: „Du sollst der König seyn!" — Noch mehrere Beispiele sind ebendas. (II. 63.) N. 8. wo ein Bauer zu einem gefundenen Mörser den Stößer bringen soll und deshalb hingesetzt wird. Ferner als Zaunkönig (das. II. 103.) als undankbare (II. 167. 185.) — Im Heldenbuch finden wir, den Ermenrich und Günther ausgenommen, die Könige meist als recht würdige Personen aufgestellt, Attila, Dietrich, Siegmund und Siegfried u. a. Meine Vermuthung ist diese: dieses Gedicht und die Volkssage (über deren Aechtheit und Unverfälschtheit s. b. W. die Vorr. zum 2. Bd. der Kinder- und Hausmährchen von den Gebr. Grimm. Berl. 1811. 8.) sind als die ältesten Denkmale des Sagenstoffes uns übrig und in denselben ist das Volksleben und Sitte in seiner Ursprünglichkeit dargestellt. Daher der Haß gegen Königthum, denn das Volk war noch an Freiheit gewöhnt. Die teutsche Bearbeitung des Heldenbuchs aber, die uns jetzt vorliegt, stammt aus späterer Zeit, wo das Königthum durch den Lauf der Jahrhunderte, durch das Lehnswesen und durch die damit verbundene erhabene Idee von der Kaiserwürde, zu Ansehn und Ehren gekommen war. Mithin findet sich in demselben auch der König als erhabnene, tadelfreie Person. — Die Stelle von Tacitus (Germ. c. 7.) reges ex nobilitate, duces ex virtute sumunt, wird hierdurch erläutert.

V. 1213. Est satius, pulchram per vulnera quaerere mortem,
Quam solum amissis palando evadere rebus.

Schon Tacitus (Germ. c. 14.) gedenkt der teutschen Tapferkeit und Waffenliebe. Eine Stelle des Heldenbuchs, die dieß recht deutlich ausspricht, findet sich im Siegenot Nr. 122. Wolfhart spricht von Dietrich von Bern:

Und ist er denn auf dieser Fahrt
Ehrlich zu Tod erschlagen
Allvon dem ungefügen Mann,

Soll man den Fürsten lobesan
Deſto minder beklagen.
Wir müſſen ſterben alleſammt
Er ſey arm oder reiche:
So geſchech's mir lieber von Heldeshand
Denn daß ich böſeleiche
Hie läge und ſiech auf dem Stroh
Würd' ich ehrlich erſchlagen, deß wär mein Herze froh."

Dieſe Geſinnung blieb noch aus der Heidenzeit, wo die gefallenen, ehrlicherſchlagenen Helden ins Wallhalla kamen. Das Chriſtenthum konnte die kriegeriſche Geſinnung nicht unterdrücken, nur veredlen. Ließen ſich doch früher viele Helden, ſo verhaßt war der unblutige Tod, mit Lanzen blutig ritzen wenn ſie im Sterben waren, um nur blutig und zum Walhalla zu gelangen. Faſt ſcheint dieß v. 1263: zu ſagen.

„Deprecor ad dominum — — —
Ut me in coelesti praebet mihi sede videri."

V. 1233. Alpharides contra regi non reddidit ulla;
Sed, velut surdus, alio convertitur aiens.

drückt ſehr gut die Verachtung Walthers aus; denn Günther hatte ihn dadurch, daß er ihn mit einem Hunde (v. 1226) verglich, gar ſchwer beleidigt.

V. 1257. Sitque inconvulsum nobis per tempora foedus.

Dieſer Bund erinnert an die Stallbrüderſchaft der Isländer, welches nachher durch v. 1439 noch mehr beſtätigt wird.

„His dictis pactum renovant iterato cruentum."

Die, welche ſich verbrüdern wollten, ſtellten ſich unter friſch ausgehobene Erdſtücken, die mit den Spießen unterſtützt wurden, verwundeten ſich ſelbſt, ließen ihr Blut auf die friſche Erde fließen und ſchworen, durch Händedruck und Eid bei allen Göttern, daß einer den andern wie ſeinen Bruder rächen wollte. In Teutſchland geſchah die Sitte durch Zutrinken. S. Mone's Geſch. des nord. Heidenthums. I. 298.

V. 1280. Trepidant sub peltis martia membra.

Eine ſonderbare Stelle. Das Zittern kam bei Walther und Hagen von der Wuth, die ſie beſeelte, bei Günther von Habgier und — Angſt.

V. 1289. Adversum solum conspirant arma duorum.

Dies iſt eine der Stellen, welche eine Art ritterlicher Geſetzmäßigkeit, oder vielmehr nur den Anfang dazu enthalten, wie der Dichter dann v. 1141 den ganzen Kampf ein bellum nefandum nennt.

V. 1310. Gemmatum ensem.

Die Alten trieben mit den Schwertern und Waffen große Pracht. Schon Priscus sagt, daß Attilas Schwert nicht, wie die der andern Hunnen mit Gemmen und Perlen besetzt gewesen sey, und im Buch der Liebe (I. 148.) finden wir den Handschuh Karls des Gr. mit Gold besetzt. Kostbare Rüstungen und Schwerter werden im Heldenbuch sehr oft beschrieben: nur eine Stelle: Ecken Ausfahrt. Str. 35.

„Ein Schwert gab ihm die Königin
Das war besser denn roth guldin,
So waren die Fessel leide
Und es war guldin bei der Hand,
Sein Knopf der war ein Adamant
Roth guldin war die Scheide;
Sein Ortband war ein Rubin ja."

Mehr S. noch desf. Str. 88. 95.

V. 1385. Semispatha — erat gravis eorum armatura, qui habebant cassides, cataphractas, ocreas, scuta, gladios majores, quos spathas vocant, et alios minores, quos semispathas nominant. Veget. II. 15.

V. 1404. Hic inter timidam revocat clamore puellam
Alpharides, veniens quae saucia quaeque ligavit.

Schon Tacitus erwähnt (Germ. c. 7.) der Wundenpflege der teutschen Frauen. Es war gleichsam ein Geschäft der Hausfrau die Wunden der Ihrigen zu pflegen, und durch öftere Gelegenheit mögen sie gute Kenntnisse in diesem Fache erlanat haben, wo nicht gar den Ruhm der Zauberei, d. h. der Anwendung und Kenntniß seltnerer Naturkräfte. Diese Pflege dauerte auch im Mittelalter fort, wie dieß viele Stellen des teutschen Heldenbuchs beweisen: In Ecken Ausfahrt., Str. 228. sprach das von Fasold gejagte Weib zum wunden Dietrich von Bern:

„Herr ich seh ein Wurzel dort
für euren Schaden gut.
229. Viel bald sie von ihm trate
Wo sie die gute Wurzel fand
Die ihr besonders war bekannt,
Die bracht sie ihm mit Rathe
Mit ihren Händen sie s' zerbrach
Nach ihrer Meisterschafte
Von da ging ein süßer Schmack
Davon er kam zu Krafte.

Im frankf. Heldenb. Fr. 28. heißt es:

Die Frauen „die waren ob den wunden
..... vnd bunden jhn ihr Leib."

S. Wilkinasaga C. 277. ff. wo Erke als Heilkundige erscheint

V. 1405. Walther gebietet nun der Jungfrau der wunden Gesellschaft Wein zu credenzen, wie sie schon vorher, als er ihr die Flucht zur Heimath offenbarte, ihm credenzt hatte. So credenzte Cerca dem heimkehrenden Attila, so die Ritterfrauen des spätern Mittelalters. Wer konnte dieß auch besser thun, wem war dieß angemeßner als der Hausfrau?

Der Schluß des Dichters erinnert an die Worte der poetischen Vorrede des Sachsenspiegels (Zobel fol. II.)

Der vogel singt als ihm der mund
Gewachsen ist zu gesang.

So weit diese lateinisch poetische Bearbeitung dieser Sage, nebst dem was ich aus andern teutschen Sagen zur Erklärung einiger in derselben vorkommenden Volkssitten fand. Die Vollständigkeit fordert noch auch über Walther von Aquitanien selbst zu berichten, was von ihm Sage und Legende meldet. Vorerst die Sagen.

In der Wilkinasaga finden wir folgendes:

(C. 84.) Der mächtige König Attila hatte mit Ermenrik, König von Puli ein Bündniß geschlossen und dieser ihm seiner Schwester Sohn, Walther af Waskasteina mit zwölf Edeln als Geißel gesendet. Walther war damals vier Jahre alt und blieb von da an sieben Jahre bei Attila. Zwei Jahre nach Walther kam Hildegundur Tochter des Ilias, Jarls von Grecia, ebenfalls als Geißel zu Attila, in einem Alter von sieben Jahren. Zwischen den jungen Leuten entspann sich nun, ohne daß Attila es gewahrte, ein Liebesverständniß.

(C. 85) Als nun Attila eines Tages in seinem Gratgarten ein prachtvolles Gastmal gab, wobei ein Ringspiel, Turnier, gehalten wurde, nahm Walther Hiltgunden bei der Hand und sprach mit ihr ohne Wissen der Andern. Er sagte, es sey ihrer unwürdig der Erka (Attila's Gemalin) noch länger zu dienen, sie solle lieber mit ihm ins Vaterland gehen. Sie entgegnete ihm, daß sie sich vor Schande ihrer Verwandten wegen hüten müsse; er aber sagte, habe sie den Ilias, Jarl von Grecia, zum Vater, so sey doch König Osantrig von Wilkinaland sein Vetter, der einen großen Theil von Ruzi besitze und mit Thidrikur, König von Bern, sey er auch durch Verwandtschaft verbunden, unwürdig sey es also seiner, König Attila länger zu dienen. Sie solle nur mit ihm heim fahren, Gott werde helfen. Da sprach sie,

sie theile seinen Wunsch und habe ihn schon als vierjähriges Kind geliebt. Sie wolle ihm folgen, wohin er sie führe.*) Nun ermahnte sie Walther, nächsten Morgen zu ihm ans Thor zu kommen und Gold und Schätze, so viel sie fortbringen könnte, mitzubringen. Sie könne ja leicht zu den Schätzen und zum Schmuck der Königin Erka. Sie versprach dieß zu besorgen. Attila wußte indessen nichts von der Flucht der jungen Leute aus Susa; denn sie hatten Niemanden ihres Geheimnisses theilhaftig gemacht.

(C. 86.) Da Attila nun dieses erfuhr, trug er zwölf Männern auf die Flüchtlinge zu verfolgen und den geraubten Schatz wieder zu bringen nebst Walthers Kopf. Hogne, Aldrians Sohn, war unter ihnen. Schnell eilten sie der Spur der Flüchtigen nach. Da der schnelle und kluge Walther sie erblickte, sprang er vom Pferde und setzte seine „Fru Hildegunder" mit den Schätzen auf den Boden. Er selbst bestieg das Pferd bald wieder, band den Helm auf, streckte den Speer (gladieli) vor, während Hiltgund ihn zu bereden suchte, die Sache sey für ihn, den einzelnen, gegen zwölf, zu schwer. Er solle doch lieber fliehen. Walther heißt sie gutes Muths seyn, er sey ja dergleichen schon von lange her gewöhnt.**)

(C. 87.) Walther stellt sich muthig den Rittern entgegen und man streitt bis die Nacht herankam. Walther hatte eilf Kämpfer niedergestreckt, nur Hogne war in den dicken Wald entschlüpft. Walther, mit mehrern Wunden verletzt, baut sich ein Hüttchen, entlockt dem Kiesel Funken und zündet ein großes Feuer an. Er bratet einen Hammel und während sie speisen, kommt Hogne heimlich aus dem Wald und wollte den ruhig sitzenden Walther erschlagen; Hiltgunde bemerkt es, warnt ihren Freund und dieser nimmt das Rückgrat des Hammels, wirft Hogne damit zur Erden, steht dann schnell auf, sitzt aufs Roß und sticht Hogne ein Auge aus. Nun besteigen Walther und Hiltgund die Rosse, nahmen den Weg nach Süden über die Berge und kommen zum König Ermenrik, dem Walther die wahre Geschichte seiner Flucht erzählte. Ermenrik versöhnte nachher den Attila mit großen Geschenken.

(C. 104) Thetleif (Dietlieb des Heldenb.) trank bei Thidrik tapfer. Walther af Wasklesteina schalt ihn deshalb, und sagte

*) So ziemlich dasselbe Gespräch wie in unserem Dichter, v. 228 — 283.

**) Hier ist der Kampf zu Roß, das Helmaufbinden, Speereinlegen ist schon mehr dem Ritterthum angemessener, mithin die Bearbeitung jünger.

er könne nicht mit Geschoß streiten. Thetleif sagte, er fürchte keinen Nebenbuhler und Walther forderte ihn zum Wettkampf auf, aber mit keiner andern Bedingung, als daß der schwächere den Kopf verliere.

(105) Beide gingen ins Freie und fanden einen sehr grossen Stein. Diesen warf Walther 9 Schritt weit fort: Thetleif, 10. Walther warf abermals und 13, sein Gegner aber 18 Schritt weit. Walther wollte den Streit nicht erneuen und Thetleif ward als Sieger anerkannt Sie nahmen nun eine Bannerstange und Walther warf sie über den Königshof, Thetleif weiter, lief nach und fing sie mit der Hand. Thetleif war Sieger und Walther hatte das Leben verwirkt.

(106) Ermenrik kaufte nun Walthern von Thetleif los.

(130) Ermenrik vertraute dem Walther dann die Aufsicht über das eroberte Schloß Gerimsheim.

(307) In der Schlacht des Thidrik von Bern gegen Ermenrik trug Walther die Fahne des Ermenrik.

(308) Da er sich dem Wildifer eifrig entgegenwarf, durchbohrte er des Feindes Brust. Wildifer zerschlug ihm aber den Bannerstab und durchhieb ihm die Seite, so daß beide sterbend dahinstürzten.

Hier, in der Sage stirbt also Walther im Kampfe. Im Ganzen ist der Gang der Erzählung ganz derselbe wie in unserm Gedichte, nur sendet nicht Alpher, sondern Ermenrik den Helden an Attila, Hiltgund aber war ihm früher nicht verlobt. Hogne, hier Attilas Mann ist eben so treulos wie dort.

Anders noch steht im teutschen Heldenbuch, obgleich bis jetzt keine teutsche selbstständige Bearbeitung dieser Sage bekannt oder vielmehr entdeckt ist.

Im Niblungenliede findet sich folgendes mit dem latein. Dichter übereinstimmendes.

Etzel spricht v. 7041. ff.

Wob erchand ich Aldrianen, wan der was nin man
lob vnd michel ere er hie bi mir gewan:
ich machet in ze ritter und gab im minen solt
Helche du getrune was im innechlichen holt.
Davon ich nol erchenne allez Hagenen sint,
ez wurden mine gisel zwei weetlichen chint,
er und von Spane Walther, die wuchsen hie ze man
Hagenen fand ich wiedere, Walther mit Hiltgunden entran.

V. 7205 ff. spricht ein Hunne als Chrimhild zum Streite mit den Burgunden auffordert:

Och erchenne ich Hagenen von seinen jungen Tagen
das mag man von den rechen lihte nit gesagen;

in zwein vnd zweinzich stürmen han ich nie e gesehen,
da vil manicher frowen von im ist herzenkelde geschehen.
Er und der von Spane, die teten manichen stich
do sie hie bi Etzelen wahten manichen wich
Zen eren dem edeln chunige das ist von im vil geschehen
darumbe muz man Hagenen der eren wol von schulden jehen
dann noch was der recke seiner jare ein chint
daz do tumbe waren, wie grise di nu sint.

Hildebrand gedenkt auch Hagans Kampf im Vogesengebirg im Nibl. v. 9490:

nu wer was der uf einem schilde vor dem Wasichenstein gesaz
do im von Spane Walther so vil der frunde sluch?

Das meiste noch, was im teutschen Heldenbuch über Walther gesagt ist, findet sich in dem großen Gedicht von Biterolf und Dietlieb (nach der Ausgabe vom Heldenbuch in der Ursprache herausgegeben von Hagen und Primisser. 1. Bd. Berl. 1823. 4.)

Als Biterolf ausreitet und in die Gegend von Paris kommt will er Walthern sehen v. 575:

Walther so was er genannt,
es was der kunig von Spanilant;
der was von Hünen er bekomen
als ir wol hebt ee vernomen.

V. 613. sah er ihn und merkte
an dem Schild gut genug
bey dem waffen, das er trug
daz er was von Spanilant;
da gedacht er ye so ze hant:
daz wider komen were
Walther der degen mâre
aus Hunischen reichen.

Biterolf rannte nun Walthern an, der sehr tapfer war, denn:

Da trug auch da besunder
Walther ein waffen an der handt,
das vil weiter was erkant
ze einem der aller pesten,
daz sy do yndert westen;
ze streite kund er, als ein degen;
er hatte senffte sich bewegen,
den kunig von den Pergen er do slug,
daz aus der sarwate trug
der ecke heyss fewr rot.

Da Biterolf des Streites überdrüßig ist und Walthern erkennt hat, sprach dieser: (666.)

Er sprach: „ir habt mich recht erkant,
ich bin Walther genant."
Da sprach Witolf der degen:
so sol man senfte mich bewegen,
mein swester war die muter dein.
Walther bat Witolf
daz er ze Paris in die stat
wider rite hinder sich.

Da dies aber Witolf ablehnt, setzen sie sich nieder auf den Plan und Witolf fragte seinen Neffen über die hunnischen Reiche und

wie sich des heldes hant
hat erfochen an dem Rein
des schmielte so der neue sein.

Walther beherbergte seine Gäste, indem er Hütten auf das Feld aufschlagen ließ. Walther erzählt dann: als Witolf ihn über Etzeln befragt: (v. 752.)

da stet in seiner handt
alles, was der kunig hat.
er hat verlauges rat
nach seinem erbe an seinen todt.
das Etzele golt rot
mag er geben, wem er wil
er hatte mir auch wol also vil
gegeben und mere;
Helche die here
die pot mir tugentlichen
krone und landt richen:
so bedacht ich mich bas,
ich wisset on zweivel das,
dez ich selber hette lant.
Etzele und Helchen hant
hatten mir vnd Hyldegunde
verlihen in der stunde,
was wir hatten da begert.
Von Etzele wir namen schwert
bede, ich vnd Hagene;
vmb uns ellende degene
liess sichs der kunig here
kosten michels mere,
ze dreissig tousend march oder bas,
vnd tet vil willeclichen das.

Witolf that nun seinen Entschluß kund auch ins hunnische Land zu gehen und Etzeln kennen zu lernen, und er sprach dann zu Walther: (v. 787.)

nu ſolt du, Walther, neue mein,
fridemaiſter meines lanndtes ſein.
las dir beuolchen ſein mein gut,
ſo freundt dem anndern dicke thut: u. ſ. w.

Nun ſchied Biterolf vom Walther, u. (v. 804.)
Walther und die ſeine man
ze Paris keerten in die ſtat.
wol laiſtet er, das er ihn gepat;
es het der degen gute
ſein land in freundes hute.

Walther erſcheint alſo in dieſer Sage als Fürſt von Paris, heißt aber dennoch W. von Spaniland. Zugleich bezieht ſich, v. 578. „als ir wol hebt ee vernomen" auf eine teutſche Bearbeitung der Sage von Walther — vielleicht auf die, welche nach Joh. Müllers Anzeige in Wien handſchriftlich ſich befinden ſoll. (S. Hagen und Büſching, Grundriß zur teutſchen Poeſie S. 71.)

Im Fortgange des Gedichtes von Biterolf und Dietlieb, ſagt v. 3042. Hagan, als er nebſt Günther und Gernoten von Dietlieb, der ſeinen Vater ſuchte, ſehr verſchroten (verwundet) worden war, von Dietlieb:

ſol Pytrolf pnndert erben han
ſo ſipet der vil iunge man
an Walther den wepgant.
den recken aus Spanien lanndt.

Als Etzel gegen den Rhein ziehen will, räth Hagen mehrere Ritter zu Hülfe zu rufen und ſagt unter andern auch v. 5085:

„ſo kumbt auch euch mit ſeiner krafft
der furſte da von Spanilant,
Walther der wepgant:
der lobt ob das geſchähe,
wenn man in gerne ſähe
ze Wurms bey dem Reine,
dcz er vnd all die ſeine
euch ze dienſte wolten komen;
das habt ir ſelb wol vernomen:
wer mag euch dann zwingen?
der bringet von Karlingen
den kunig vnd alle ſeine man,
die ſein im dienſtes vnndertan;
Arrogan vnd Nouarren lant
das ſtet gar in ſeiner hant,
dauon er bringet helde
heer in ewr felde.

Bevor ich fortfahre die übrigen Stellen aufzuführen, scheint die Betrachtung einiger Einzelheiten dieser Stelle nicht unnütz: Karlingen ist Frankreich, als derjenige Theil, welchen in der Theilung der Söhne Ludwigs des Frommen Karl der Kahle empfing, Arrogan und Novarren, (Arragonien und Navarra) gehörte zu diesem Theile. Es wird dieser Theil im Rosengartenliede Kerlingen genannt. Solche Anachronismen, wie der, Attila, in die Zeiten nach der karoling. Theilung zu setzen finden sich im Heldenbuch genug, wie Dietrich von Bern. Diese Macht Walthers anzugreifen, finden wir v. 6221 die Worte:

Hernach lies er springen
und Walthern bringen
dez held aus Spanielant;
mit dem komen al ze hant
seiner vndertanen drey
kunige, die im stuenden bey.

Als Rüdiger, ein Bote Ehels, nach Worms kam, zeigte man ihm die Frauen und erlaubte ihm, sie zu küssen. Auch Walther erlaubte es ihm: v. 6776.

Walther sprach: so ist nicht rat,
er kusse auch Hildegunde,
die in vil lanngerstunde
mit mir zun Hunen hat erkant.

Rüdiger küßt dann Hiltgunden: v. 6854:

Die ging auch der von Spanielant
die mynnicliche Hildegunt,
ir suessen rosenroten mund
bot sy im mynniclichen an.

Nachher erkundigt sich Hiltgunde nach Helchen „und ir magen" v. 6891.

Ehels Mannen zogen dann an den Rhein und Hildebrant schaarte die Helden: Rüdiger sollte mit Walther kämpfen: v. 7648:

— Der helt Rüdiger:
von Spanielant den kunig her
sol er mit seiner hanndt bestan,
daz er frawen Hildegunde dan
emphuerte Helchen der reichen,
er richt es auch billeichen."
Vor zoren roten do began
des reichen kunig Ehels man,
Rudiger der vil reiche,
der sprach da schimpfleiche:
„was wepfet ir mir, Hildebrant?

war euch Walther, so nol bekant,
als mir ist der kuene degen,
ir het mich nymmer im gewegen
ze einem widerstreiten.
ja liefs ich in noch reiten,
vnd nàme er mir die tochter mein,
so solt er vngefangen sein
ymmer von der meinen hant.
er raumbte meines herren lant
gar an alle schande,
daz ich so rechte erkande
seine site des jungen Man
das müß ich in do reiten lan."

Hildebrant sprach er wolle schon einen finden, der ihn bestehe, aber Rüdiger sprach:

Des gestat ich nicht: „sprach Rudeger
„het er nu dreyssig sterche mer
vber mich, dann ich ir han
dannoch so wolt ich in bestan."

V. 9585 sagt Walther:

„er sy mich zun Hunnen wider
fuerten an meinen danck
ich liefs sy zehen lande langk
noch herferten furbas;
wann Ehel wollte seinen hafs
allen rechen an mir.
edel kunig ich rate dir
daz wir mit geleichen scharn
one sorgen zu in farn."

Hier war also Walther ein Helfer Günthers. Bei den Hunnen aber war, wie aus Rüdigers Rede erhellt, Walthers Tapferkeit sehr bekannt und geachtet.

Walthers Vater wird auch in diesem Heldenliede erwähnt V. 9951 heißt es:

Da sprach des Alpkers kind:
ich bin Walther genant.

Als der Streit zwischen den Hunnen und Günthers Männern und Freunden begonnen, war auch Walther thätig dabei. V. 10395:

Da hatten die von Spanienlant
— — —
das dann tausend erslagen
der Hunischen schützen.

Aber auch die Hunnen hatten so viel geschossen

so uil, daz der von Spanielant
nil maniger tot was beliben.

V. 10411: Daz Walther der degen her
mit den seinen aufs gras
von den rossen kumen was.

Als Walther Rüdigern auf Hildebrants Anordnung bestehen soll, sagt er unter andern: v. 1042:

ich schied also von Hunen lant,
daz mir der märe weigant
nie beschweret meinen mut.

Ungern stritten die beiden; endlich wich Walther, und v. 11935 sagt Walther von Rüdigern:

sein tugende hât mich darzu bracht,
daz ich offt den leib mein
wagte durch den willen sein.

Zuletzt sagt noch Rüdiger v. 12649:

mich hat gemachet im so zam
der degen aus Spanilant,
hat ir hie twalm an der hant,
den trunck ich und geput er das.

Das sind diejenigen Stellen über Walther, die im Liede von Biterolf und Dietlieb die belehrendsten sind. Walthers Genealogie, Tapferkeit, Flucht von den Hunnen, Vaterland, wie es der Anonymus hat, wird hier bestätigt. Nur das Costüm ist verschieden, Walther ist ein Ritter. Das scheint nicht in die spätere Sage aufgenommen worden zu seyn, daß Walther seine rechte Hand verloren.

Dieß ist das hauptsächlichste aus dem Heldenbuch.

Es steht uns noch zu berichten, was die Legende von unserm Helden sagt.

Bei Muratori (Scriptt. rer. Italicar. Tom. II. P. II. col. 704 &c.) findet sich dieselbe in der alten Chronik von Novalese — einer Abtei in Piemont am Fuße des Mont Cenis — die um das Jahr 1060 verfaßt wurde, lib. II. c. 7.

C. 7. In alten Zeiten soll in diesem Kloster ein Mönch gelebt haben, Namens Walther, aus edlem Stamme entsprossen und aus königlichem Blute erzeugt. Er soll ein überall bekannter Kämpfer (Athleta) mit starker Kraft gewesen seyn, wie von ihm ein weiser Liedersänger (versicanorus) schrieb:

Walther der starke Held, den niemals Feinde erschreckten,
Bändigt das stolze Genick, flieget als Sieger empor.
Alle Welt hat er in doppeltem Kampfe besieget
Hochberühmet im Streit, rühmlicher noch durch Verdienst.
Denn es erzitterte selbst der brausende Indus vor diesem
Denn ihn fürchtet der West, wie der Aufgang der Sonn'.
Denn, sein Ruhm, der geborgen durch gänzende Titel, der flieget
Weit über'n Adler hinaus, welchen die Kaiser geführt.

Nachdem er viele Kriege geführet und sein Körper vom Alter schon angegriffen wurde, erinnerte er sich seiner Vergehungen. Er wünschte in ein Kloster zu kommen, worin man sehr strenge Lebensart führe. Er ließ sich also einen schönen Stock, an der Spitze mit mehrern Ringen, in welche Schellen gehängt wurden, verfertigen, nahm Pilgertracht an und durchzog also fast die ganze Welt, um das Leben und die Regel der Mönche zu erforschen. Kam er in ein Kloster, so stieß er zwei oder dreimal mit seinem Stocke auf die Erde um die Strenge ihrer Disciplin zu erkennen. So kam er endlich auch nach dem novaliceniſchen Kloſter, das sehr heilig war. Da er, wie gewöhnlich, mit seinem Stocke, nachdem er in die Kirche getreten, auf den Boden stieß und sich einer der Knaben neugierig nach dem Schall umsah, sprang der Schulmeister hervor und gab diesem puer alumnus eine Ohrfeige. Da Walther derlei sah, seufzte er und sprach solches habe ich noch nicht gesehen. Er ging sogleich zum Abt und bat ihn um eine Unterredung; dann nahm er Mönchstracht und ward freiwillig im Kloster Gärtner. Er nahm dann zwei lange Seile, spannte sie über den Garten aus, eines der Länge das andere der Breite nach, um das Unkraut im Sommer darauf zu hängen, damit die Wurzeln desselben von der Sonne verdürret würden.

C. 8. Woher nun dieser Walther gekommen oder von welchem Vater er entsprossen, muß erzählt werden. Es war nämlich in Aquitanien ein König Namens Alferius. Dieser hatte von seiner eignen Gemalin einen Sohn Namens Walther. Zu seiner Zeit war in Burgund ein König Namens Ericicus *), der eine sehr schöne Tochter, Namens Hildegunda hatte. Beide Könige hatten sich geschworen, daß, wenn die Kinder zum gesetzmäßigen Alter gelangt seyn würden, man sie ehelich verbinden wollte. Bevor sich aber die Kinder vereinigten, wurden von Attila, der Geißel Gottes, die Reiche ihrer Eltern unterworfen und sie als Geißeln mit dem Hagano, der Geißel des Frankenkönigs Gibico fortgeführt.

C. 9. Attila kehrte nun mit den Kindern und vielem Gelde heim, wovon der Dichter sagt: **)

Drauf nun kehrten zurück die Avaren beladen mit vielen
Schätzen und mit den Geißeln, mit Hagan und Hiltgund der Jungfrau,
Walther war auch dabei: Sie gingen mit fröhlichem Sinne

*) Herricus in unserm Anonymus.

**) Poeta prior v. 23. sq.

Attila kommt nach Pannonien und wird in die Stadt aufgenommen.

Große Sorgfalt erzeigt er aber den Kindern im Elend
Und gleich eigenen Erben befahl er sie zu erziehen
Und er befiehlt auch daß beide Jünglinge stets vor dem eignen Auge ihm wandeln:

C. 10. Jetzt ward das Kloster von den Dienern des Königs ..... beraubt, denn die Wagen mit Lebensmitteln, die von den benachbarten Dörfern und Gegenden ins Kloster gefahren wurden, konnten gegen den Angriff nicht vertheidigt werden. Man meldet dies dem Abt und den Brüdern.

C. 11. Der Abt versammelt alsbald die Brüder. Dieser Abt, Namens Asinarius, ein Franke, schickte Walthern an die Räuber ab, das geraubte von ihnen zu fordern und ihnen Gottes Zorn anzudrohen. Walther, der schon merkte, er würde ihren Schimpf nicht ertragen können, fragte den Abt, was er thun solle wenn sie ihm die Tunica abzögen. — Der Abt antwortete: so gieb ihnen auch den Mantel und sage dies sey dir von den Brüdern geboten. Walther fragte was er thun solle wenn sie ihm das Unterkleid nähmen? Der Vater sprach: Sage, das sey dir von den Brüdern nicht geboten. Walther sprach: zürne nicht Vater, was thue ich aber wenn sie die Hosen verlangen? Der Abt antwortete, darüber gebiete er ihm nichts, da schon das übrige genug der Demuth beweise. Walther forderte nun von der Dienerschaft ein Streitroß, da aber keines hier war, nahm er die Wagenpferde, bestieg sie, zur Probe, mit den Sporen. Keines gefiel ihm. Er ließ sich dann das Pferd, das er mitgebracht, geben, ob es gleich schon zum Landbau gebraucht worden war. Walther empfing vom Abt und Brüdern den Segen, nahm zwei oder drei Diener mit sich und kam an den Ort, wo die Räuber waren. Er grüßte sie und stellte ihnen das begangene Unrecht vor. Sie antworteten hart, er noch härter. Da zwangen sie Walthern, seine Kleider auszuziehen, und er gehorchte nach der Vorschrift seines Abts, und sagte das sey ihm von den Brüdern geboten. Da wollten sie ihm auch die Stiefel ausziehen. Da sie an die Hosen kamen, widersetzte sich Walther und sprach dieß hätten die Brüder ihm keineswegs geboten. Jene erwiederten, sie bekümmerten sich gar nicht um die Vorschriften der Mönche. Walther widerstand und versicherte, dieß nicht zugeben zu können. Da sie nun mit Gewalt anfingen, brach Walther heimlich von dem Stuhle die Lehne ab, worauf sein Fuß geruht und schlug einen damit vor den Kopf, daß er hinsank, nahm dessen Waffen und hieb rechts und links um sich. Da sah er ein weidendes Kalb, das ergriff er, riß ihm eine Schulter ab, schlug die Feinde damit und wüthete auf

dem Felde gegen sie. Einige wollen, Walther habe einem der Räuber, als er sich gebückt ihm die Stiefeln auszuziehen, mit der Faust das Kinn abgehauen. Er tödtete die meisten, jagte die andern in die Flucht und kehrte mit allem dem Seinen und vieler Beute ins Kloster zurück. Da das der Abt erfuhr und sah, seufzte er, und ihn scheltend, vergab er ihm die Sünde. Er soll aber dreimal gegen die Angriffe der einfallenden Heiden das Kloster glücklich vertheidigt haben. Zu einer andern Zeit soll er, als er von einer Wiese des Klosters, die mollis*) genannt ward, die Pferde des Königs Desiderius, welche dieselbe verwüsteten, mit den Wächtern verjagt, auf dem Heimwege zwei mit der Faust erschlagen und eine daselbst stehende Säule aus Freude über den Sieg zerstört haben, daher heißt der Ort immer noch percussio oder ferita Waltarii.

C. 12. Der großmüthige Mann und berühmte Graf und Held Waltarius starb ein Greis und alt an Tagen, nachdem er viele Jahre gelebt, wie viel jedoch finde ich nicht. Er war von sehr großer Klugheit und von Leib und Antlitz sehr schön. Im Kloster war er ein eifriger Beobachter der Disciplin. Noch bei seinem Leben machte er sich auf dem Gipfel eines Berges ein Grab und ward daselbst nach seinem Tode mit seinem Enkel Rathold begraben. Dieser war ein Sohn Rathers, eines Sohnes des Walther und der Hiltgunde. Nach ihrem Tode hatte der Legendenverfasser ihre Gebeine oft in Händen. Ratholds Haupt half noch einer edlen Frau das Feuer, das in ihrer Burg herausgekommen, löschen.**)

So weit die Sage und Legende von Walther. Wir kennen also drei bis vier selbstständige Bearbeitungen derselben:

1) Die lateinisch metrische, davon ich die Uebersetzung geliefert.
2) Eine lateinische im elegischen Versmaas, welche diese Legende angeführt. c. 7.
3) Eine lateinisch prosaische, welche den Beschluß dieser Sammlung bildet.
4) Eine teutsche — die im Biterolf und Dietlieb v. 758 angeführt wird und welche sich vielleicht noch — nach Joh. Müllers Nachricht in Wien befindet.

---

*) Jetzt Mollard — Muratori.

**) Muratori nimmt diese Erzählung nicht als Legende, sondern als lügenhaftes histor. Document. Novalese ward erst J. 750 gegründet. S. seine 8te Anmerk. zum 9ten Capitel.

Die älteste scheint Nr. 1. zu seyn, da sie das älteste Costüm beobachtet und auch in der Legende angeführt wird. Alle aber stimmen im ganzen überein. Wir finden in dieser Sage auch das wieder, was so oft in der Geschichte vorkommt, daß ausgezeichnete Männer, nachdem sie der Welt rechtschaffen nach ihrer Art gedient, die letzte Zeit ihres Daseyns sich selbst vorbehalten. Conrad der Große von Meißen, Karl der V. ꝛc. thaten also. Auch in andern Sagen finden wir diese Erscheinung. Wolfdietrich ging ins Kloster, wie denn mancher streitmüde Held sein Leben in stillen Mauern beschlossen haben mag.

Somit glaube ich alles, was über diese Sage vom Walther noch gefunden werden konnte, zusammengestellt zu haben, und wende mich zu einer andern Person der teutschen frühern Geschichte, zu Attila.

Attila,

wie die Geschichte, Sage und Legende
ihn darstellt.

1.

Vorbetrachtungen.

Eines der größten Ereigniſſe in der Geſchichte Europas iſt die ſogenannte große Völkerwanderung des vierten und fünften Jahrhunderts; ſchrecklich zwar für die Menſchen jener Zeiten, aber voll Segen für die Nachwelt, ſo, daß ſie mit Recht als der Anfang der neuern Geſchichte betrachtet wird. Rom, das der ganzen bekannten und gebildeten Welt ſein Joch auferlegt, ſank durch Verweichlichung zur Schwäche herab und auf ein junges kräftiges Volk ging von nun an die erlangte Bildung über, und alſo ward dieſe der geſammten Menſchheit erhalten. Bevor aber dieſe jungen teutſchen Völker in den Beſitz der Länder des alten Roms kamen, wurde ihre Kraft in einem fürchterlichen Kriege mit einem der roheſten Völker, den Hunnen, geprüft; von beiden Seiten erſtanden Männer, die noch jetzt unſerer Betrachtung und Bewunderung werth ſind. Vor allen aber erregt unſere Aufmerkſamkeit einer, Attila, der Gegenſtand gegenwärtigen Verſuches.

Vorher jedoch einen Blick auf die Völker, die jenen Kampf führten: Römer und Teutſche.

Die Römer, ehedem ein kräftiges Volk *), deſſen Blüthezeit die ſchönſten Muſter von Vaterlandsliebe, Tapferkeit und Selbſtverläugnung gegeben, hatten ſich mit großer Anſtrengung aus der urſprünglichen Kleinheit erhoben und den

*) S. die vortreffliche Stelle des Amm. Marc. l. c. 6 über den Gang von Roms Schickſale.

größten Theil ihrer Zeitgenossen unterjocht. Im Kampfe auf italischen Boden, mit Galliern, mit dem griechischen Abentheurer Pyrrhus, und mit ihren eignen Landsleuten erstarkt, erweiterte sich durch die karthagischen Kämpfe ihr Gesichtskreis. Griechenland lehrte sie Wissenschaft und Kunst, Kleinasien Pracht und Ueppigkeit. Die Teutschen aber, der zuerst angreifende Theil, und später die Bürgerkriege erhielten noch den kriegerischen Sinn. Dieser, die Hauptstütze Roms, schwand, als einer, Augustus, die Sorge für das Wohl des Vaterlandes und des Reiches übernahm. Jetzt sorgte der Römer nicht mehr für den Staat, nur für sich. Schnell wuchs der Luxus in Rom, und in seinem Gefolge war Geiz, Habsucht, Eigennutz und Entnervung. Was half es, daß Tacitus das einfache Bild der Germanen aufstellte? — Die Kaiserwürde, nicht erblich, mußte feil werden in den Staaten, wo jeder Ehrsüchtige beim goldsüchtigen Volke und beim herrschsüchtigen Heere sich darum bewerben konnte. Die nachmaligen Hauptfeinde Roms, die Germanen, waren dem kranken Staate schon damals gefährlich, und stets waren in den Gegenden des Rheins und der Donau Kämpfe. Zwar gab es unter den Kaisern von Rom noch gute und glückliche Fürsten, Titus, Nerva, Trajan, die Antonine, Septim und Severus. Alexander, Severus, Probus erinnern noch an altrömische Tugend. Wie aber Diocletian orientalischen Herrscherprunk in Rom heimisch machte, und um das Reich besser zu vertheidigen, dasselbe theilte, wich der letzte Schein von Volksthümlichkeit. Die Kämpfe um die Kaiserwürde erschöpften im Bunde mit Schwelgerei und Ueppigkeit die Kraft des Volkes. Das Christenthum konnte dem verdorbenen Volke nichts helfen, und es warf nur den Saamen neuer Zwietracht unter dasselbe: wie denn oftmals einem zerrütteten Körper das sonst heilsame Mittel zum Gifte wird, und Gift ihm allein helfen kann. In dem kräftigen, in der Schule des Alterthums gebildeten Julian nahm der altrömische Geist Abschied von seinem Jahrhundert. Er bändigte die kecken Alemannen, aber der Orient war sein Grab. — Valentinian, der jähzornige Soldat,

konnte die Germanen nicht besiegen, nur zum Frieden bringen, und Valens ward gar von ihnen erschlagen, als er sich ihrem vollkommenen Einbruch widersetzen wollte. Theodosius, einen Kaiser der bessern Art, finden wir auf dem Throne des römischen Reichs, als die Hunnen schon in Europa festsaßen. Schrecklich ist das Bild, das Ammian und die gleichzeitigen und folgenden Geschichtschreiber und Schriftsteller von Rom entwerfen. Der Luxus hatte den verderblichsten Einfluß auf Herrscher und Beherrschte gehabt. Die Befriedigung so vieler zum Bedürfniß gewordener Dinge zwang das Volk sich jedes Mittel dazu zu erlauben; schwelgende Vornehme und bettelarme Geringe, die um Brod und Spiele schrien, Betrug und Laster aller Art wohnten in Rom. Der Kaiser, nicht sicher auf dem schwankenden Thron, wendete die schändlichsten Mittel an, sich darauf zu erhalten.*) Die Grenzen, von den Barbaren bedroht, bedurften eines Schutzes; aber der Römer, zu faul, zu feig, zu weichlich gab gern seine geraubten Schätze den Barbaren als Jahrgeld, damit sie Ruhe hielten, oder als Sold, zur Vertheidigung, um den Rest in Ruhe zu verschwelgen, der Arme verstümmelte sich selbst, und der Kampf wilder Thiere oder erhaschter Feinde in den Theatern ergötzte ihn mehr, als daß er mit dem trotzigen Germanen selbst gestritten hätte. — Doch nicht lange mehr bestand das Reich, nicht lange mehr dauerte es, da kamen die Hunnen und drängten die Teutschen, und diese ergossen sich in die römischen Provinzen, und das ewige Rom ward ihre Beute.

Erfreulicher dem Betrachtenden sind diese Germanen, der gerade Gegensatz des sinkenden Roms. Die Germanen, doch wohl aus Asien entsprossen, bewohnten die großen Waldungen und Wiesen zwischen dem Meere, dem Rhein, der Donau und der Weichsel. Im Bunde mit den Kelten suchten sie schon 114 Jahre vor Ch. G. in Italien Sitze zu erlangen, aber es gelang den Römern, diese Völker zu vertreiben. Cäsar war dann der erste Römer, der ihr Vaterland sah, und er begann das Unterjochungswerk, das unter Drusus so weit gedieh; aber in Varus und seinen Legionen wur-

den die Römer bestraft. Germanicus suchte die Teutschen wieder zu unterjochen. Nur die am Rheine wohnenden konnten zur Unterwerfung gebracht werden. Daciens Eroberung durch Trajan und innere Ursachen vereinigten die germanischen Stämme zu Bündnissen. Der normannische Krieg war eine Folge davon. Von jetzt an sind die Germanen häufig in römischen Diensten — wie sie denn schon bei Pharsalus mit Cäsar gefochten und viele den Römern benachbarte Völkerschaften in Tribut erhielten. Die Wanderungen, die eigentlich vom ersten Erscheinen der Teutschen bis ins 6te Jahrhundert dauern, begonnen in Teutschland lebhafter, wenigstens sind uns dieselben bekannter — Gothen zogen nach dem schwarzen Meere, und Sachsen und Franken begannen ihre Raubzüge in den nördlichen Meeren, während Alemannen in den Rheingegenden von römischer Beute lebten, die aber Julian zu bändigen versuchte, während Valentinian vergebens den Gothen sich widersetzte, die unter Ermenrich ein großes Reich aufrichteten. In diesen letzten Zeiten finden wir die Teutschen häufig als Wächter der römischen Schwachheit, wenn sie es bequemer fanden Geld zu empfangen als zu erkriegen. Schon vielen Einfluß auf ihre Sitten hatten die Römer gehabt und bei den diesen nahen Franken sieht man die übeln Folgen davon.*) Am Ende des vierten Jahrhunderts waren die Teutschen auf dem Punkte Rom anzugreifen, gewiß hätten sie das Reich unterjocht, das sie früher bewacht — wie denn auch in der Urzeit der Menschheit der starke Jäger der Herr seines schwachen nomadischen Schützlings ward — aber es scheint, als habe es vorher in den Kämpfen mit den Hunnen einer Reinigung von den Flecken bedurft, die die Germanen durch den Umgang mit Rom erlangt. Ihr kriegerischer Sinn ward wieder ganz aufgeregt und ihre Kraft ganz in Anspruch genommen.

Diese Germanen aber waren im Vergleiche mit Rom ein ehrwürdiges Volk. Die Schilderung des Tacitus mag im Ganzen wohl wahr und treffend seyn, und wir mögen man-

*) S. oben B. 553 und Anm.

ches wohl nur darum unglaublich finden, weil es mit dem Zustande der Römer und mit dem unsrigen, in grellem Widerspruche steht. Der Hauptzug im Bilde der Germanen ist eine hohe Sitteneinfalt und daher stammende Sittenreinheit — der Römer aber war, fast wie jetzt wir — mit Bedürfnissen aller Art überladen. Freilich finden wir bei den Teutschen ebenfalls Fehler und Laster; aber die Unvollkommenheit alles Menschlichen, die mindere Bildung des Volkes, und die Ueberfülle von Kraft entschuldigen dieselben. Die Trink- Spiel- und Rauffucht entstanden aus Lebensart und Himmelsstrich. Die Bildsamkeit dieses Völkerstammes aber sprach sich schon in den frühesten Zeiten aus in einer ausgebildeten Religion und in mechanischen Fertigkeiten. Ihre Treulosigkeit gegen die Römer mag Entschuldigung in der hohen Achtung ihrer Freiheit finden.

Dieses Volk stand den Römern fürchterlich gegenüber, nahe daran sein Ziel, Wohnsitze unterm schönen Himmel von Italien und Griechenland zu erlangen, als der Sturm hereinbrach, der Roms Kraft ganz brach, die der Germanen aber erhöhte. Die Hunnen brachen aus der scythischen Wüste herein und diese Hunnen verlangen jetzt unsere Aufmerksamkeit.

2.

Die Hunnen.

Die Hunnen waren ein asiatisches Volk vom mongolischen Stamme, das ehedem (200 J. v. Ch.) ein großes Reich im Norden von Sina, unter Tanju's, Söhnen des Himmels, besessen, das aber, durch rohe Schwelgerei entnervt, den Sinesen sich (93 J. n. Ch.) unterwerfen mußte[b], während nur noch einige kräftigere Stämme nach Westen zogen, sich Weide und vielleicht neue Sitze zu suchen. Auf der langen zweihundertjährigen Wanderung kamen sie

endlich in die Gegenden des kaſpiſchen Meeres, wo ſie den Römern bekannter geworden zu ſeyn ſcheinen.*)

Die Römer beſchreiben uns dieſelben als ein nomadiſches Volk von der roheſten Sittenloſigkeit. War früher rohe Pracht und Uebermaaß in ſinnlichen Genüſſen bei ihnen herrſchend geweſen, ſo waren jetzt, da ſie ſich den römiſchen Ländern näherten, die ekelhafteſte Roheit ihnen eigenthümlich, wie wir denn oft auch im Leben einzelner Menſchen bemerken, daß der in den feinſten Genüſſen ſchwelgende Ueppling, wenn die Quellen ſeiner Schwelgerei vergangen, zur viehiſchen Roheit herabſinken kann. Ihre tägliche Umgebung, das Vieh, die öden Steppen Hochaſiens, verbunden mit häufigem Manzel am Nöthigſten, hatte den nachtheiligſten Einfluß auf ſie gehabt, ſo daß ſie den Völkern ein Grauen waren. Religion und Schmuck, die Anfänge geiſtiger und ſinnlicher Cultur finden wir nicht bei ihnen. Die Römer**) entwerfen dieſes Bild von den Hunnen: Sie ſind ein nomadiſches Volk, das auf Wägen und Pferden lebt, von Fleiſche und Wurzeln allein ſich nähret, das, an Mord und Blutvergießen gewöhnt, nur durch Raub und Beute aus der dumpfen Ruhe zur Arbeit geweckt werden kann. Sie durchſchneiden die Wangen der Kinder, um den Bartwuchs zu ſchwächen, und altern ſo hin ohne alles Angenehme, den Eunuchen ähnlich: ihre gedrängten, feſten Glieder und dicken Nacken machen ihre Geſtalt ſo abentheuerlich, daß ſie wie zweifüßiges Vieh oder wie Brückenpfähle ausſehen. Häuſer und Hütten haben ſie gar nicht, ſondern ſtreifen durch Wald und Nebel und gewöhnen ſich von Jugend auf an Hunger, Durſt und Ertragung der Witterung; denn, unter'm Dache glauben ſie ſich nicht ſicher. Ihr Kleid iſt Linnen oder Thierfell, im Kriege wie in Ruhe. Iſt es einmal am

*) Zosimus ſagt, XXXI. Hunnorum gens monumentis veteribus leviter nota, etc. Strabo hat Unrecht, wo Dionyſius Periegeta ihnen das, an demſelben Orte, wohin ſie Moſes von Chorene, (J. 810) ſetzt, S. Gatterers Verſuch einer Weltgeſch. (1792) S. 494.

**) Ammianus Marcellin. l. XXXI. C. 2. p. 505 ed Erasmi.

Halse zugeschnürt, so legen sie es nicht eher ab, als bis es abfault. Mit gekrümmten Hauben*) bedeckten sie ihre dicken, kleinäugigen Köpfe und mit Bockfell die gekrümmten Beine. Ihre formlose Fußbedeckung macht sie zum Gehen ungeschickt. Daher taugen sie nicht zu Fußkämpfen, und sitzen stets auf dem Pferde — oft wie Weiber die Quere. Auf dem kleinen unansehnlichen Thiere verrichten sie alle Geschäfte, essen, trinken, unterhandeln, und schlafen sogar auf den Hals gelehnt. In solchem Aufzug geht es in die öffentlichen Berathungen; königliche Gewalt haben sie nicht, sondern überlassen sich der stürmischen Führung der Angesehnsten. Zu einem Keil gedrängt, greifen sie an, und zerstreuen sich dann, mit ihrer ungeheuern Schnelligkeit zu Mord und Raub.*) Aus der Ferne schießen sie mit Geschossen, deren Spitze aus scharfen Knochen geschickt verfertigt ist, in der Nähe gebrauchen sie Schwerter.**) — Ackerbau haben sie nicht, keiner hat festen Sitz, hier geboren, dort erzogen, anders wo lebend, gleichen sie ewigen Flüchtlingen, ohne Hausgott. Auf den Wagen leben die Frauen, gebären hier und ernähren ihre Kinder, und weben die schmutzigen Gewänder. Daher kann keiner von ihnen den Ort seiner Geburt, seiner Erziehung angeben. Sie sind treulos, unbeständig, geldgierig, ohne allen Begriff von Anstand und Sitte, den Thieren gleich.

Kurz, war das römische Reich abscheulich durch übertriebenen Luxus, so waren es die Hunnen durch ihre nackte Roheit. Sehr sinnig bezeugen die Gothen ihren Abscheu gegen diese Nation in ihrer Sage, indem sie dieselben als Kinder böser Geister und unreiner zauberischer Weiber angeben, welche einer ihrer Könige verjagt.[d])

Auf ihrem Zuge kamen die Hunnen endlich im Jahre 374 n. Chr. an die Wolga, gingen über und bezwangen im

*) Also den lieben Baschkiren, unsern Bekannten, recht ähnlich!

**) Die Schwerter waren Beutestücke, da sie die kunstlosern Pfeilspitzen nicht von Eisen verfertigen konnten, kannten sie wahrscheinlich die Schmiedekunst gar nicht.

folgenden Jahre das große Volk der Alanen. Mit diesen kamen sie an den Don, den sie im Jahre 346 überschritten *), und jetzt begann die Unterjochung der um das schwarze Meer wohnenden Völkerschaften, der tanaitischen Alanen †), der Alipsurer, Aldzisurer, Itamarer, Tuncassen und Boisken. Ein Theil der Alanen zog fort, der andere blieb bei den Hunnen, deren Größe immerfort wuchs, indem sich die unterjochten Völker sogleich an sie anschlossen und mit dem Sieger Eroberer wurden. Der Haufe dieser rohen, nur durch das gemeinsame Streben nach Beute vereinigten Horden, nahte dem gothischen Reiche, das in seiner Größe unter Ermenrich dastand. §) Er erlebte jedoch den Fall seines Reiches nicht, denn kurz vor der Ankunft der Hunnen starb er. Beim Angriff der Hunnen löste sich das Reich auf, schon der Ruf schreckte die Völker. Ein Theil der Ostgothen ward hunnisch, der andere wandte sich nach der Donau. Auch die Westgothen theilten sich, Athanarich ging ins kaukasische Gebirge, die übrigen über die Donau ins römische Gebiet, wo man sie zwar aufnahm, aber so schändlich drückte, daß sie durch den Geiz der römischen Beamten zur Verzweiflung gebracht zu den Waffen griffen und in der Schlacht bei Adrianopel — im Jahr 378 — den Römern eine große Niederlage beibrachten, wobei selbst Valens blieb. Also waren die Gothen die ersten, welche ins römische Gebiet drangen und daselbst Sitze fanden. Unter Theodos I. waren sie ruhig und einige bekleideten römische Aemter, aber mit der Theilung des Reichs begannen ihre Raubzüge. Alarichs Züge nach Italien nöthigten den Stiliko, Honorius Vormund, die gallische Grenze von Truppen zu entblößen, und also den Alanen, Vandalen, Sueven und Burgunden dieses Land zu öffnen. Alarichs Nachfolger zog dann nach Gallien und dort blühte teutsches Leben auf, während selbst nach Afrika Teutsche zogen — (429 die Vandalen.) So hatten die Hunnen den Anstoß gegeben, der das südwestliche Europa mit Teutschen füllte.

Sie selbst, die Hunnen, hatten die Sitze der Gothen eingenommen und blieben still dort sitzen. Das schöne Land

mag ihnen wohlgefällig gewesen seyn, und sie aufgehalten haben, so wie die Aussicht auf Beute in Griechenland und die neuen teutschen Völker im Westen. Auch mag es nöthig gewesen seyn, neue Kräfte zu sammeln.*) Die Hunnen blieben in der Gegend der Donau.[h] Die Nähe der Römer und das wilde Klima, das schon den benachbarten Scythen einen Anstrich von Bildung gegeben, — wenn Vermehrung der Bedürfnisse so zu benennen ist — ferner diese Scythen und die schon auf der ersten Stufe der Cultur stehenden Teutschen, brachten das Stammvolk der Hunnen in den Zustand, in welchem wir es unter Attila wiederfinden. Doch vorher eine kurze Uebersicht dessen, was sie zur Vermehrung ihrer Macht und Bildung bis Attila thaten.

Balambar — oder Balamir — führte die Hunnen über den Don und Dniester und lößte die nächsten Reiche der Scythen und Germanen auf. Im Kampfe der Ostgothen mit den Alanen, hatte Vithimir schon hunnische Hülfsvölker[i] und Theodos I. hielt mit hunnischen Hülfstruppen — in den Jahren 388 und 391 — die Einfälle ihrer eignen Landsleute ab. Im Verein mit den Gothen verwüsteten die Hunnen hierauf Thracien.

Im Jahre 395 waren sie die Rachevollstrecker Rufins, dessen Tochter Arcadius nicht geheirathet, gingen nach Osten und verwüsteten das Land bis Antiochien. Im J. 401 hingegen, waren sie wieder auf Seiten des Hofes: denn, als der rebellische Gothe Gonias[k], der als römischer General, Pläne auf die Herrschaft hatte, vom Frajutus geschlagen, zum Hunnenfürsten Uldes floh, ging dieser ihm entgegen, schlug ihn und schickte seinen Kopf an Arcadius, der ihn reichlich dafür belohnte. Arcadius schloß auch ein Bündniß mit Uldes und nahm die Hunnen aufs neue in römische Dienste. Uldes oder Huldin half auch, im Jahr 405, den Rhadagais in Italien vernichten.**)

---

*) Ludens Gesch. des teutschen Volkes II. 386

**) Orosius VII. 37. Tiro, a. 405. Marcellinus Comes a. 406.

Im J. 408 finden wir die Hunnen wiederum als Feinde der Römer, denn, sie kamen nach Thracien und scheinen selbst Illyricum genommen zu haben. Aufs neue kamen sie mit den Spuiren. Uldes schlug einen auf schimpfliche Bedingungen angetragenen Frieden aus; aber seine Völker verließen ihn und eiligst zog er mit dem Reste über die Donau zurück. Die Spuiren wurden so aufgerieben, daß sie seitdem nicht mehr in der Geschichte vorkommen. [1])

Honorius war indessen im Occident gestorben und Johannes warf sich zum Kaiser auf, Pulcheria aber suchte ihren Sohn, Valentinian, auf dem erblichen Throne zu erhalten. Aetius suchte von den Hunnen für den Usurpator Hülfe.*) Während der Reise war aber Johannes von Theodosius II, Heere überwunden und ermordet worden, und mit den 6000 Hunnen, welche Aetius mitgebracht, und welche nun keine Gelegenheit zu Raub und Beute hatten, hatte Aetius nun seine Noth: nur durch große Geschenke konnte er ihren Anführer zur Rückkehr bewegen.**)

Jetzt finden wir den Roilas als König der Hunnen, jedoch zugleich auch am Palus Märtis den Donat. Roilas führte viele Hunnen über die Donau, plünderte ganz Thracien aus, ging selbst auf Constantinopel los. Fast scheint es, als habe dieses Heer dem Usurpator Johannes gedient. Aber, wie Socrates***) sagt, Theodosius brachte es durch sein Gebet dahin, daß der Anführer vom Blitze getroffen, das Heer aber von der Pest geplagt ward. Feuer vom Himmel gesendet trieb die andern in die Flucht.

Mit Roilas oder Rohas, ist Rugila oder Rua, nicht zu verwechseln, zu welchem sich Jahr 430 Aetius wendete, und so lange bei ihm blieb bis er mit Valentinian III. einen vortheilhaften Vergleich abschließen konnte.****) Hier mochte Attila Nachrichten über das römische Reich erlangt haben.

---

*) Tiro a. 424. 4.
**) Cassiodori Chron. an. 425.
***) Hist. eccl. VI. 43. er nennt den Hunn. Feldherrn Rohas.
****) Prosper Aq. a. 432. Tiro a 433. S. unten C. 4.

Rua lebte mit den Römern in Frieden, da sie ihm einen jährlichen Sold von 350 Pfund Gold gaben. Als er aber vernahm, daß die an der rechten Seite der Donau wohnenden Amilzurn, Itamaren, Tenosuren und Boisker, wahrscheinlich ungetreue Glieder des hunnischen Reiches mit den Römern ein Bündniß geschlossen, und daß Theodosius II. sie in Schutz genommen, schickte er den Eslav an den Kaiser mit der Erklärung, er werde den Frieden brechen, wenn man diese Scythen nicht aufgeben wolle. Doch bevor Theodosius Gesandte schickte, starb Rua und hinterließ dem Attila ein Volk, dessen Betrachtung uns jetzt obliegt.

Als rohes Hirtenvolk waren die Hunnen in Europa eingedrungen. Schrecken ging vor ihnen her. Ein Heerführer führte sie. Im Verfolg der Geschichte sehen wir, daß mehrere Könige zugleich dastanden und Hunnen oft gegen Hunnen stritten. Dieses führt mich auf die Bemerkung, daß diese hunnischen Schaaren, wie schon Ammian sagt, ohne König waren und sich der stürmischen Leitung der Angesehnsten überließen. Auch finden wir in der Geschichte anderer mongolischer Völker, daß bei diesen gewöhnlich Eine Haupthorde ist, nach deren Beispiel sich die andern richten. Die unter Balamber über den Don gehenden Hunnen mögen die dort wohnenden Völker unterjocht haben, und diese Unterjochten nach den Namen der Haupthorde benannt worden seyn. Da ihr Verein bloß durch das gemeinsame Interesse an Raub und Beute zusammengehalten ward, so mochten manchmal kleinere Schaaren sich vom größern Stamme abwenden und auf eigene Hand in Dienste treten, oder in fremdes Gebiet Raubzüge unternehmen. Daher mehrere gleichzeitige Könige.

Was den Bildungszustand der Hunnen betrifft, so scheinen sie doch etwas von ihrer Roheit abgelegt zu haben: denn das Land ladete sie zur Benutzung ein und sie lernten wenigstens von den gefangenen Römern ihre Beute genießen. Auch ist der Anfang ihrer Poesie hier zu suchen, da unter Attila schon Sänger vorkommen.

Aber erst Attila war es vorbehalten das Volk der Hunnen zu einem Ganzen zu machen.

3.

Attilas Anfang und Kriege mit Theodosius II.

Attila kam nach Ruas Tode, ums Jahr 433, ans Reich der Hunnen und unter ihm wird dieses Reich erst wichtig für die Geschichte Europas, dadurch, daß er nach bestimmtem Plane gegen die gleichzeitige Welt, deren Unterjochung sein Ziel gewesen zu seyn scheint, auftrat. Er vereinigte die verschiedenen hunnischen Völker durch die Züge nach Griechenland, und dann waren die noch freien Germanen und das weströmische Reich das Ziel seiner Kämpfe. Er konnte jedoch sein Werk nicht vollenden, der Tod riß ihn aus seiner Laufbahn, bevor er vielleicht kaum, nach seinem Plane, die Hälfte derselben zurückgelegt.

Attila war ein Sohn des Mundzuch — oder Mundiuch — der einen großen Theil der hunnischen Völker unter seiner Herrschaft schon vereinigt hatte. Als er gestorben, folgten ihm seine Brüder Octar und Roas oder Rua nach. Octar, auch Optar genannt, blieb in einer Schlacht gegen die Burgundionen [m]), und sein Bruder und Nachfolger starb als er auf dem Punkte war, mit Theodosius zu brechen. Attila und Bleda, die Brüder, bekamen nun das Reich.

Attilas erstes Werk war nun der Krieg mit Theodosius, welchen er von seinem Oheim ererbt hatte, in den Zwischenzeiten Einigung und Bildung seines Volkes. Er war schon in glücklicher Stellung, als er seine Herrschaft antrat. Er selbst war geachtet, wie denn jeder junge König von seinem Volke mit Hoffnung und Liebe angesehen wird, sein Volk aber war gefürchtet bei den Römern. Rua hatte schon Tribut empfangen. Theodos II. schickte daher sogleich Friedensunterhändler an ihn und aus Westrom kamen Honorius Gesandte, die ihm dieser Prinzessin Hand und Ring*) anboten. Dieses letztere Anerbieten legte er für die Zukunft zurück. Vorher übte er sein Volk im Kampfe mit Theodos II.

*) Marcellinus Comes, a. 430.

und suchte Regelmäßigkeit im Kriege hier einzuführen. Auch mag die Beute, die er sich gewiß in Griechenland versprechen konnte, zu nachmaligen, weitern Zügen ihm nothwendig gewesen seyn. Das Glück dieses Krieges berechnete er gewiß auch, denn einem durch Glück gekrönten Sieger folgt das Volk lieber, als einem ruhmlosen Anfänger. Im griechischen Kampfe erwarb er sich auch wirklich Ansehn, Furcht, Schätze und Vertrauen genug.

Des Theodosius Gesandte kamen also bald nach Nuas Tode nach Margos, einer im Illyricum am Ister gelegenen Stadt, und sie, Plinthas und Epigenes, brachten auch einen Frieden auf folgende Bedingungen zu Stande.*)

„Die Römer übergeben die hunnischen Ueberläufer und „alle römische Gefangenen, die ohne Lösegeld zurück„gekehrt sind. Für jeden römischen Gefangenen wer„den acht Goldstücke Lösegeld entrichtet. Ferner tre„ten die Römer mit keinem barbarischen Volke, das „mit den Hunnen in Feindschaft ist, in Bündniß oder „Frieden. Waarenmärkte sind für Römer und Hunnen „gleich sicher. Damit aber das Bündniß fest bleibe, „geben die Römer jährlich 700 Pfund Gold."

Dieser Frieden war Attilas erster öffentlicher Act, und der Stand der Dinge, auf römischer Seite feige knechtische Furcht, auf hunnischer befehlshaberischer Stolz, erscheint hier schon deutlich und läßt das fernere Schicksal von Ostrom voraussehen. Rua hatte nur 350 Pfund erhalten, Attila mußte den Preis steigern, denn es galt das Ansehn bei seinem Volke und beim Feinde.

Bei diesem Frieden ließ es Attila vor der Hand bewenden, er befestigte erst die Herrschaft über sein Volk, und über die Scythen, oder über die um die Donau und das schwarze Meer wohnenden Völker. Auch scheint schon sein Blick auf das innere Teutschland gerichtet gewesen zu seyn. Was jedoch die Chronisten hierüber andeuten, ist wenig und unbestimmt:

*) Priscus p. 67. ed Ph. Labbe.

Prosper Aqu. sagt b. J. 435: daß König Gundinar den Burgund mit Aetius Frieden gemacht, daß aber die Hunnen bald darauf sein Reich und seine Familie aufgelöst. Cassiodor bestätigt dieß und im Heldenbuche — in der Sage von Walther von Aquitanien und im großen Rosengarten — hat die Sage das Andenken an die Begebenheiten — wie es scheint — bewahret.

Prosper berichtet ferner beim Jahr 436 und 457, und Cassiodor beim Jahr 439, daß die Römer mit Hülfe der Hunnen die Westgothen besiegt. Ob diese aber auf eigne Hand lebende hunnische Völker, oder wirklich von Attila gesendete Hülfstruppen gewesen, ist sehr schwankend. Mit Westrom war wenigstens bis jetzt Attila in nicht feindlichem Verhältniß.

Von scythischen durch Attila gebändigten Völkern, nennt Priscus die Sorosgier, welche Attila und Bleda zusammen bekriegten.

In diese Zeit, worin Attila seine Herrschaft befestigte, fällt ein Ereigniß, das für Attila von der höchsten Wichtigkeit war. — Wir finden nämlich bei Ammian, daß die Hunnen keine Ideen über das Höhere hatten, nur mit der täglichen Nahrung beschäftigt, richtete sich ihr Geist nur auf dieses. Wie es in der Zeit ihres europäischen Aufenthalts gewesen, bevor Attila zu ihnen kam, wissen wir nicht. Attila aber sah ein, daß er das Volk nicht besser zu seinen Zwecken leiten könne, als wenn er es durch Religion an sich knüpfte. — Daß er die großen frühern Religionsstifter gekannt, möchte man fast vermuthen.

Kurz, Jornandes *) erzählt uns: „Attila hoffte stets aufs Größte, aber das größte Vertrauen gab ihm doch das Schwert des Mars, welches die scythischen Könige stets hatten. Ein Hirt hat es, wie Priscus meldet, beim Ackern gefunden und dann zu Attila getragen. Aus diesem Geschenke schloß Attila, er werde Herr der ganzen Welt werden.“

*) C. 35.

Die scythischen Könige *) und die Alanen **) hatten schon heilige, göttlich verehrte, oder vielmehr die Kriegsgottheit bezeichnende Schwerter. Attilas Vorsatz war die Unterjochung aller scythischen Völker und hierzu bedurfte er noch eines anderen Bandes als des Zwangs und der Eroberung. Er mischte also die Religion ins Spiel und scheint seinen Zweck erreicht zu haben. Zudem mußte dieser Fund ihn auch noch bei den Hunnen in größeres Ansehn setzen, und die Prophezeiung, er werde Herr der Welt, die Hunnen mithin das erste Volk der Welt werden, mußte den Muth der Nation ungemein heben, und die andern scythischen Könige, wenn es deren noch gab, ganz außer Ansehn setzen. Zugleich läßt dieses aber auf Attilas Geist schließen: er mußte nothwendig sein Volk genau kennen, und voraussehen was dieses mystische Mittel für Wirkung thun würde.

Wirklich werden auch seit dieser Zeit die Kämpfe mit Byzanz ernsthafter; schon im Jahre 438 griffen einige hunnische Schaaren die illyrischen Römer an, ermordeten viele und gaben als Grund des Geschehenen an, daß es bloß aus Rache gethan sey! denn der Bischof von Margos sey in ihre Grenzen gekommen und habe die Schätze ihrer Könige bestohlen. Würde man diesen, nebst den Ueberläufern nicht herausgeben, so sey ernstlicher Krieg unvermeidlich. Die Römer wollten dieses nicht thun, da setzten die Hunnen über den Ister, zerstörten die am Ufer gelegenen Burgen und Wachten und nahmen die Stadt Viminacium, welche den Illyrischen Mysiern gehörte, weg, da sie immer noch auf Auslieferung des Bischofs bestanden. Dieser aber, der ein übles Ende befürchtete, ging selbst zum Feinde und versprach diesem die Stadt in seine Gewalt zu bringen, wenn die scythischen Könige (Attila und Bleda) ihm gnädig seyn wollten. Als man dieses versprochen, kehrte der Bischof mit einer großen Menge Feinde in die Stadt zurück. Von den angeblich geraubten Schätzen aber findet man keine weitere

*) Herodot IV.
**) Ammian XXXI. 3. Das nähere Anm. a.

Nachricht und dieſes ſcheint nur ein Vorwand geweſen zu ſeyn, neuen Krieg zu beginnen. „Von nun an, ſagt Priſcus, wuchſen die Angelegenheiten der Hunnen täglich.“ — Und dieſes iſt glaublich, denn die Barbaren hatten feſten Fuß auf römiſchen Boden. Die Raubzüge dauerten von nun an die folgenden Jahre hindurch fort, aber die Chroniſten haben nur die hauptſächlichſten angemerkt. Faſt ſcheint es eine feſte Beſchäftigung der Hunnen geweſen zu ſeyn, jährlich ſich Beute und Lebensmittel von den Römern zu holen, und es ſcheint dieſes ſogar nothwendig für ſie geweſen zu ſeyn: denn, war gleich unter Attila mehr Cultur bei ihnen, wie vorher, bauten gleich die Scythen den Boden an, ſo läßt ſich kaum denken, daß dieſes Selbſterbaute für das große Feldlager der Hunnen zugereicht habe. Jagd und Viehzucht war doch wohl noch häufiger bei ihnen als Ackerbau. Uebrigens erinnert dieſes an die Stelle des Tacitus (Germ. C. 14.): „Pigrum quin imo et iners videtur, sudore adquirere, quod possis sanguine parare.“

Einer der Hauptzüge mag der des Jahres 441 geweſen ſeyn, wovon Marcellinus Comes berichtet. — Die hunniſchen Könige, Attila und Bleda, fielen mit zahlreichen Schaaren in Illyricum ein und zerſtörten Naiſſus*), Singidinaum und andere illyriſche Städte. Eines Einfalls im folgenden Jahre**) gedenken Proſper und Marcellin; Bleda und Attila — multarum gentium reges — kamen verwüſtend nach Illyrien und Thracien. Daher rief Theodoſius die in Sicilien verweilenden Heere zum Schutze der öſtlichen Provinzen herbei. Theodos ließ nun den Arnegislus und Johannes — magistros militum — mit erleſener Schaar den Hunnen entgegengehn. Arnegislus ſtritt heftig mit Attila. Johann aber blieb im Kampfe mit Bleda. Unter währenden Schlachten, die aber den Sturm mehr nur unterbrachen als aufhielten, ward Thracien verwüſtet und alle Städte zwiſchen dem ioniſchen Meerbuſen und Conſtantinopel zer-

*) Jetzt Niſſa in Servien.
**) Chron. Pasch. ed hund ann.

ſtört, in Illyrien auch die Stadt Caſſandrea. Conſtantinopel aber blieb verſchont.

Einige Jahre ſcheint nun Ruhe geweſen zu ſeyn und Bledas Tod*) mag hieran Urſach geweſen ſeyn. Viele haben Attila auf das Zeugniß der Chroniſten hin, des Brudermords beſchuldigt, aber Priscus, das Heldenbuch und das was wir übrigens von Attilas Charakter kennen, läßt dieſe ſchwere Beſchuldigung nicht zu. Wahrſcheinlicher iſt, daß Bleda im Kampfe gegen die Scythen gefallen. Uebrigens umſchwebte ja der Tod die beiden Brüder ſtets, und warum gerade einen Mord von Seiten des Bruders annehmen, wo genug andere Urſachen zur Annehmung einer andern Todesart vorhanden ſind?

Die Jahre 443 — 445 ſcheinen ziemlich ruhig für das oſtrömiſche Reich geweſen zu ſeyn. Attila mag vielleicht beſchäftigt geweſen ſeyn, des gefallenen Bleda Völker ſich zu verbinden und einen neuen Feldzug vorbereitet haben.

Beſſer konnte Attila des Bleda Völker ſich nicht verbinden, als wenn er ſie zu Beute und Raub führte: er erklärte daher dem Theodoſius, er könne — vielleicht war es reine Wahrheit — ſeine Völker nicht länger im Zaume halten, wenn der Tribut nicht alsbald gehörig entrichtet werde. Theodos trotzte kraftlos und zog die Verwüſtung des ſchönſten Landes herbei.

Denn im Jahre 446 brach Attila los; mit einem großen Heere ging er über die Donau, ſchlug bei Adrianopel die Feldherrn Anthemius und Aviegiſlus, verwüſtete Jonien, Möſien, Illyricum und Thracien und kam bis an die Thermopylen, hier einen Leonidas zu finden. Mit Beute beladen kehrte er dann heim in ſeine Sitze.

Jetzt gab Theodoſius den Trotz auf, und bat um Frieden, den er auch auf folgende Bedingungen durch ſeinen Geſandten Anatolius erhielt:

„Die Römer liefern alle hunniſche Ueberläufer aus,
„geben für jeden römiſchen Gefangenen, der ohne Lö-
„ſegeld entlaufen, entweder zwölf Goldſtücke, oder
„den Gefangenen ſelbſt zurück. Flüchtlinge dürfen die

„Römer gar nicht aufnehmen. Außerdem bezahlen sie „6000 Pfund Goldes für alte Schuld und jedes Jahr „2100 Pfund als Tribut. Die Gegend zwischen Päo„nien und Thracien, vom Ister aus funfzehn Tagerei„sen breit, treten sie ab und in der Stadt Naissus ist „ein für Römer und Hunnen zugänglicher Waaren„markt."

Man sieht Attila steigerte mit dem Wachsthum seiner Macht seine Forderungen. Priscus, der uns die Nachricht von diesem Frieden hinterlassen, sagt hiervon: Die Römer gaben sich den Schein, als nähmen sie die Bedingungen gern an, thaten es aber eigentlich nur nothgezwungen: denn, von der Furcht überwunden, die ihren Geist befangen, nahmen sie, um nur Frieden zu erhalten, die harten und ungleichen Bedingungen gern an und gestanden selbst den Tribut, was ihnen doch das Schwerste war, zu. Die kaiserlichen Schätze und die der Privatleute waren in leere Schauspiele, eitles Streben nach Ehrgeiz, an Titel, Leckerei und Wollüste verschwendet. Außerdem hatten sie das Kriegs- und Waffenwesen vernachläßigt, so daß sie nicht allein den Scythen (wie Priscus die Hunnen gewöhnlich nennt) sondern auch andern Barbaren zinspflichtig waren. Daher wurden alle Einwohner des Reichs gezwungen, den Zins, den man den Hunnen schuldig war, zusammenzubringen: Auch wurde dabei nicht auf die Rücksicht genommen, die durch kaiserliche Gnade steuerfrei waren. Mit Schimpf und nach Willkür wurde das Geld zusammen gebracht, wie einer von den Einwohnern einen als reich angemerkt hatte. Daher setzten diejenigen, welche alte von den Vorfahren ererbte Schätze besaßen, den Schmuck ihrer Weiber und das kostbare Geräthe öffentlich auf dem Markte zum Verkaufe aus. Viele, die lieber nicht leben wollten, wenn sie nicht auch schwelgen könnten, legten Hand an sich oder erhenkten sich. Der hunnische Einnehmer Skotta kam und holte das Geld. Die Römer aber tödteten viele Flüchtlinge, die nicht ausgeliefert seyn wollten, darunter auch einen scythischen Anführer aus königlichem Geschlecht.

Zur völligen Erfüllung des Friedens fehlten noch die Ueberläufer, welche in der Stadt Asimos — an der thracisch-illyrischen Grenze — waren. Die Einwohner dieser Stadt hatten im letzten Kriege dem Feinde viel durch ihre Tapferkeit geschadet, ohne Unterstützung von Byzanz aus. Daher kehrten sie sich auch nicht an den Frieden. Attila aber bestand auf der Untersuchung, ob hier sich noch Ueberläufer fänden. Die römischen Feldherrn an der Grenze von Thracien, Anatolius und Theodulus brachten es endlich dahin, daß die Asimuntier die römischen Gefangenen und zwei hunnische Flüchtlinge herausgaben, nachdem man versichert, daß in Attilas Lagern kein gefangener Asimuntier zu finden sey.

Der Frieden war nun in allen Bedingungen erfüllt, und Attila mußte nun auf friedlichem Wege für die Bereicherung der Seinigen sorgen, wozu er die Furcht, die er den Römern eingeflößt, auch bestens benutzte. Seine Vertrauten oder Lieblinge, oder die, welche er für geleistete Dienste belohnen wollte, schickte er nach Byzanz, unter dem Vorgeben, daß sie noch nicht abgegebene Ueberläufer zurückfordern sollten. Man empfing sie sehr höflich und entließ sie reich beschenkt, mit der Versicherung, daß man keine Ueberläufer habe. Attila schickt abermals Gesandte, die eben so empfangen und entlassen werden. Eine dritte und vierte Gesandtschaft folgte. „Denn, sagt Priscus, er hatte die Freigebigkeit der Römer zum Besten, da sie stets fürchteten, er möchte das Bündniß brechen: immer dachte er darum auf eiteln Vorwand, worauf er Gesandte schicken könne. Die Römer gehorchten ihm aber aufs Wort, da sie nächst einem Einfall von seiner Seite, furchtsam auf die Rüstungen der Perser blickten."

Unter andern kam auch Edekon als Gesandter, ein Hunne, der Vieles und Grosses im Kriege gethan, mit dem Orestes, unter dem gewöhnlichen Vorwand, daß noch Gesandte zurückgehalten würden. Dabei drohete er, daß, stünden die Römer nicht ab, das an der Donau abgetretene Land zu bebauen, ein neuer Krieg unvermeidlich sey. Bloß ein Waa-

renmarkt in Naissus sey gestattet. Auch solle man Gesandte schicken, aber nicht aus gewöhnlichem Geschlecht, sondern Vornehme. In Cerdina wolle er sie erwarten.

Als nun Edekon aus dem kaiserlichen Palaste ging, bewunderte er die Pracht der Gebäude und das schöne Leben, in Gegenwart des Dolmetschers Bigilas, der die Aeußerung sogleich dem Eunuchen Chrysaphius meldet. Chrysaphius sah hierin eine gute Gelegenheit den Hauptfeind seines Herrn zu entfernen. Er bietet dem Edekon ein Haus mit goldenem Dache und Schätze an, wenn er sich nach Constantinopel wenden wolle. Edekon will nicht seinem Herrn untreu werden. Endlich macht Chrysaphius bei verschlossenen Thüren und nachdem man sich durch gegenseitige Eide der Verschwiegenheit versichert zu haben glaubt, dem Edekon durch Bigilas den Antrag, Attila zu ermorden, dann aber nach Constantinopel zu kommen und hier in Herrlichkeit und Freuden zu leben. Edekon ging in den Antrag ein, bemerkte aber, er brauche 50 Pfund Gold die reihum bei Attila wachhabenden hunnischen Herrn zu bestechen und dürfe dieses Geld nicht sogleich mitnehmen, indem Attila dadurch aufmerksam werden könne.

Edekon scheint Anfangs den Antrag angenommen zu haben, überrascht von der byzantischen Pracht, was dem rohen Menschen stets annehmlich ist. Da er aber die Treulosigkeit von Chrysaphs und seiner Seite genauer überlegt, da er an sein Vaterland, seine Familie, seine Freunde, seinen Herrn dachte, mag er doch wohl den Gedanken aufgegeben haben. Er war aber einmal in Unterhandlung und suchte dieses nun zum Besten zu benutzen. Daher die Schlinge, die er dem Bigilas legte.

Edekon ging wieder heim in die Sitze der hunnischen Macht — zwischen der Temes und Donau und warnte seinen Herrn. Von Constantinopel aber ging eine große Gesandtschaft ab, deren Häupter Maximin und Priscus, der davon Nachricht giebt und Bigilas waren. Als Bigilas vor Attila erschien, ward er mit bittern Vorwürfen überhäuft und mußte das Geld hergeben, daß er für Edekon bei sich hatte.

Die übrigen des schändlichen Anschlags unkundigen Gesandten hingegen wurden aufs Beste bewirthet, aber man sieht aus Priscus doch deutlich, wie wenig Achtung die Hunnen für die Römer zeigten in der Behandlung der Gesandtschaft. Attila zeigte sich aber in dieser Angelegenheit von einer sehr edlen Seite: er verschonte des Bigilas, da dieser sich als liebender Vater ihm darstellte. Attila drohte nämlich, er würde Bigilas Sohn ermorden lassen, wenn er nicht den Hergang des Anschlags berichten wollte. Bigilas gestand und gegen eine Summe von 100 Pfund Gold ward der Sohn entlassen: der Vater aber blieb in Verwahrung.

Sogleich hierauf schickte Attila den Eslav und Orestes nach Constantinopel. Orestes mußte mit dem Geldbeutel des Bigilas vor den Thron treten und den Kaiser fragen: „ob er diese Börse kenne." Eslav sprach dann: „Theodosius sey zwar eines berühmten und edlen Vaters Sohn, aber auch Attila sey vom Stamme edler Eltern, und sein Vater Mundiuch habe den vom Vater ererbten Adel unversehrt bewahrt. Theodos sey aber aus dem vom Vater empfangenen Adel gefallen, und weil er an Attila Tribut gegeben, dessen Knecht geworden. Darum habe er nicht recht gethan, daß er einem herrlichern, den das Schicksal zum Herrn erklärt, wie ein lasterhafter, unredlicher Knecht heimliche Nachstellungen bereitet habe. Attila würde nicht eher von diesen Beschuldigungen abstehn, bis der Eunuch bestraft sey."

Theodosius schickte nun neue Gesandten, die Patricier Anatolius und Nomius. Nomius galt viel bei den Barbaren und war ein Freund des Chrysaphius, deshalb war er gesendet, zur Sühne zu reden. Attila kam von ihrer Würde bewogen, ihnen bis an den Fluß Drenko entgegen, damit sie sich nicht durch weitern Weg ermüden sollten. Anfangs war er zornig, doch alsbald milderte er sich durch den freundlichen Zuspruch, die Geschenke und durch das Versprechen, daß der Kaiser dem Constantius, seinem Geheimschreiber, eine reiche Gemalin geben wollte. Fast scheint es, als habe Attila Mitleiden mit dem elenden Reiche gehabt, denn er schwor, von nun an Frieden zu halten, aus jeder Gegend

über der Donau zurückzuweichen und den Römern nicht ferner mit der Frage nach Ueberläufern lästig zu seyn, wenn die Römer nur keine Flüchtlinge mehr aufnehmen wollten. Den Bigilas entließ er gegen 100 Pfund Gold, die ihm dessen Sohn mitgebracht. Zuletzt dankte er dem Anatolius und Nomius, gab ihnen viele römische Gefangene ohne Lösegeld und beschenkte sie, bevor er sie entließ, mit Pferden und Rauchwerk, was bei den Hunnen in hohem Werthe stand. Zum Begleiter gab er ihnen den Constantius, damit der Kaiser sein Wort sogleich erfüllen könne.

So mild war Attila noch nie gegen Byzanz gewesen; die Geschenke und vielleicht noch mehr sein Plan, den er schon gegen die Westgothen gefaßt, scheinen ihn so gestimmt zu haben. Ruhige Nachbarn brauchte er zu seinem Zuge, und hatte er schon von der Griechen Tapferkeit nichts zu fürchten, so konnte ihm doch griechische List gefährlich seyn.

Die Gesandten kamen nach Byzanz zurück und Constantius erhielt eine Gemalin[p]), freilich nicht die versprochene, denn diese hatte Chrysaphius schon anders verheirathet. Theodosius mochte nun Attilas Mildigkeit für Schwäche genommen haben, oder sich gar kräftig fühlen und verweigerte den Tribut. Aber Attilas Drohungen führten ihn bald zur gewohnten Unterwürfigkeit zurück und er schickte Gesandte. Apollonius, ein fester bestimmter Mann, mithin eine seltne Erscheinung bei den Byzantiern, erregte nur Attilas Spott. Theodosius war wirklich in übler Lage, denn Zeno strebte nach dem Reiche und Attila drohte. Jedoch er starb, an den Folgen des Sturzes seines Pferdes in einen Fluß, in einem Alter von funfzig Jahren. J. Chr. 450.

Theodosius Schwester Pulcheria vermälte sich mit Marcian und erhob diesen also auf den Thron. Das schwache Reich bedurfte eines festen Vorstehers. Als solchen zeigte sich auch Marcian gegen Attila.

Attila schickte Gesandte an ihn wegen der festgesetzten Tribute, aber Marcian ließ ihm antworten, er erkenne den vom Theodosius versprochenen Tribut nicht an. Wenn er Ruhe halte, wolle er ihm Geschenke geben, drohe er aber

Krieg, so werde er ihm Männer und Waffen entgegenstellen; ihn habe die Kraft nicht verlassen.

Auch von Weström erhielt Attila, als er Honoria mit der Hälfte des Reichs gefordert, eine ähnliche Antwort. „So ward Attila, sagt Priscus, in verschiedener Meinung gehalten und er bedachte, welches Reich er zuerst bekriegen sollte. Da endlich entschied er für den westlichen Krieg, als für den gefährlichern.

Von nun an ließ auch Attila das byzantinische Reich in Ruhe und wandte für jetzt seinen Blick nach dem Westen von Europa. Auch wir, wollen wir genauer den damaligen Zustand der Dinge kennen lernen, müssen bei der Betrachtung der Völker von Westeuropa weilen.

4.

Die Lage von Westeuropa im Jahr 450.

So wie im Osten von Europa die Römer und die Hunnen feindselig sich gegenüberstanden, so waren im Westen die Teutschen und die Römer die streitenden Theile.

Nach dem Tode des weibischen Honorius, den Mörder des Vandalen Stiliko, und nach der Besiegung des Usurpator Johannes, kam der Schwestersohn des Honorius, das Kind Valentinian III., unter Vormundschaft seiner Mutter Placidia, auf den Thron von Rom. Das weströmische Reich bestand aber fast nur noch aus Italien, seitdem sich Constantin, J. 407 in Britanien, Gallien und Spanien zum Kaiser aufgeworfen und verschiedene teutsche Stämme in die letztgenannten Länder zu seinem Schutze gerufen hatte. Dieses schwache Reich beruhte stets auf der Macht von Feldherrn, da gewöhnlich die Kaiser ganz unthätig waren. So hatte Honorius seine Schwester Placidia mit Constantin[1], einem Feldherrn, vermählt und nach dessen Tode den Johannes

zum Reichsfeldherrn erhoben. Als Honorius gestorben und Placidia, selbst herrschsüchtig, ihren Sohn Valentinian ganz weibisch erzog*), wollte Johann beim Reiche bleiben, aber Theodosius II. sendete unter Aspar und Ardaburius ein Heer, das diesen besiegte, gefangen nahm und auf schreckliche Art in Aquileja hinrichtete. Jetzt hatte Rom, sagt Procopius, noch 2 große Feldherren, Bonifacius und Aetius: beide die größten Männer der Römer, in denen alle römische Tugend zusammengeflossen. Aetius aber stürzte durch seine Kabale den Bonifacius. Als dieser nämlich nach Afrika abgereist, schwärzte er ihn bei Placidia an und bewog diese ihn zurückzurufen; an ihn selbst aber schrieb er, die Kaiserin stelle ihm nach. Bonifaz rief darauf die Vandalen nach Afrika, und diese kamen auch unter Gonthar und Gizerich. Freilich entdeckte Placidia den Betrug und Aetius mußte zu den Hunnen, ums Jahr 430 entfliehen: denn Bonifacius, zurückberufen, kam nach Italien und vertrieb den Aetius durch eine Schlacht.**) Bei den Hunnen, deren König Rugida sein Schutzherr ward, lernte er den jungen Attila kennen, und setzte sich durch seinen Verstand bei ihm in Gunst. Aus Rache gegen Rom entdeckte er Attila dessen Schwächen; er selbst war kein Römer, sondern aus Mysien gebürtig. Indeß überlebte Bonifacius den Sieg über seinen Gegner nicht lange, er starb — und Placidia, die einen Feldherrn nothwendig brauchte, gestattete, durch Vermittlung der Hunnen des Aetius Rückkehr — Jahr 434.***) Aetius war nun die Stütze des römischen Westreichs, das von einem Weibe, Placidia, einem in Lüsten aller Art entnervten Knaben, Valentinian, und einem herrschsüchtigen Fremdling, Aetius, beherrscht ward — ringsum standen fremde schlagfertige krieggewohnte Völker. Das Volk von Rom und

*) Procopii bellum Vandal. I. 3.

**) Prosper aq. a. 432. u. 2. 3. — J. 429 kamen die Vandalen nach Afrika, 430 vielleicht Bonifacius nach Italien, mithin müssen wir den Kampf desselben mit Aetius und seine Flucht noch in dieses Jahr setzen, wenn er auch erst von Dalmatien aus zu den Hunnen gegangen.

***) Prosper aq. a. 434.

Italien aber folgte dem Beispiele seiner Herren, es war ohne Kraft. Attila hatte bisher wenig auf dieses Reich geachtet, nur dreifach ward seine Aufmerksamkeit dahin gelenkt: durch Honorias ihm gesendeten Brautring, durch Aetus Bekanntschaft, durch Constantius, und durch seine Verbindung mit den Westgermanen.

Honoria*), die Schwester des Valentinianus III. und der Pulcheria, der Gemalin des orientalischen Kaisers Theodosius, sollte wie Jornandes sagt, zur Zierde des Hofes unvermält bleiben; sie ward erbittert — vielleicht weil ihre Schwester und nicht sie auf den byzantischen Thron gelangte, um nun auch einen Mann, und wie sie wohl sehen konnte, einen mächtigen zu erlangen, schickte sie — im J. 434 — dem jungen Hunnenkönig Attila — der eben den Thron bestiegen — eine Einladung nach Italien zu kommen und sie zu heirathen, zu. Placidia mochte aber Nachricht davon erhalten haben, und sendete sie nach Constantinopel an Theodosius Hof — Honoria aber hatte schon mit ihrem Kämmerer Eugenius vertrauten Umgang gehabt.

Aetius war kurz vorher bei Attila gewesen, wie schon erwähnt. Kurz vor dem Einfall Attilas in Gallien, kam er nochmals mit Rom in Verbindung. Aetius hatte ihm einen Gallier, Constantius, gesendet, daß er ihm als Briefschreiber diene**); für Aetius aber — wie es scheint — einen Spion abgegeben. Dieser Gallier war bei der Belagerung von Sirinum durch Attila gegenwärtig gewesen, und der Bischof der Stadt hatte ihm goldene Gefäße übergeben, um, falls die Stadt erobert würde, diese als Lösegeld für ihn oder die gefangenen Bürger anzuwenden. Aber Constantius war, um den Erfolg der Belagerung ganz unbesorgt, nach Rom gereiset, hatte die Gefäße zum Silvan gebracht, und Geld von diesem auf die Gefäße geborgt, mit der Bedingung der Wiedereinlösung. Constantius kam dann mit dem hunnischen Hoflager zurück — noch zur Zeit da Bleda lebte,

*) Marcellinus Comes a. 434. Jorn. de regnorum successione p. 98.
**) Nach der 2. Abth. des Priscus, v. p. 47 an.

und ward der Verrätherei verdächtig, gekreuzigt. Als Attila später des Constantius Geschäft erfuhr, verlangte er die Gefäße von Silvan wieder oder den Silvan selbst. Aetius ließ ihm auf beides abschlägige Antwort sagen, zur selben Zeit als Priscus bei Attila war. Das Bündniß der Römer mit den Teutschen aber scheint eine Hauptursache zu Attilas Zuge gewesen zu seyn. Wohl mochten die Römer, das Schicksal ihres Schwesterreiches voraussehend und Attilas Unternehmungsgeist erkennend, die sonst feindseligen Nachbarn zu einem Bunde zu vereinigen gesucht haben.*)

Attilas Verhältniß gegen Westrom war also dieses; er war Bräutigam der Honoria — denn er hatte ihren Antrag nicht abgewiesen, nur verschoben, und an ihre Hand knüpfte er den Anspruch auf die eine Hälfte des Reiches: ihm waren ferner vom Aetius Schätze vorenthalten worden, die er als sich gehörig betrachtete. Aetius hatte ihn dazu noch durch Constantius beobachten lassen und sich durch Truchse Sicherheit geschafft. Endlich kannte er die Schwäche des occidentalischen Reiches recht gut. Dennoch ließ er das Reich nochmals in Ruhe, und wendete sich vorher gegen die Teutschen.

Diese, von jeher in verschiedene Völkerschaften geschieden, waren seit dem Einfall der Hunnen durch Europa gewandert und hatten seit dem Anfang des fünften Jahrhunderts mehrere römische Länder in Besitz genommen.

Schon durch die Hunnen waren die Gothen und besonders die westlichen ins römische Gebiet gedrungen. Theodosius hinterließ sie in der Theilung seinem Sohne Arcadius. Unter Alarich begann ihr Zug. Stiliko regte sie vorerst gegen Ostrom auf — aber Stiliko starb und nun kamen sie nach Rom und verbrannten die Stadt — J. 408.**) Als Alarich gestorben — im Begriff nach Afrika zu gehen — zogen sie unter Ataulf nach Gallien.

---

*) So viel ich weiß stellt H. Luden (Gesch. des teutsch. Volks II. 411 ff. und nota. 31.) zuerst dieses Bündniß dar, und dieses überzeugend.

**) Isidori chr. gen. 408. (VDCXXI.) Roester p. 210. ec.

Gallien war schon seit einigen Jahren nicht mehr römisch; denn, als Stiliko, um den Rodogeisus zu bekämpfen — J. 404 — die Rheingrenze von Soldaten entblößt, waren die Völker der Alanen, Vandalen, Sueven, und hierauf die Völker des Rodogeisus, die bei Pollentia übrig geblieben, über den Rhein gedrungen und in Gallien umhergeschweift. Um dieselbe Zeit warf sich Constantin in Britanien zum Kaiser auf, ging aber — J. 407 nach Gallien, und um seine Herrschaft zu befestigen, nahm er diese wilden Germanen als Bundsgenossen an, als Sold erhielten sie die Erlaubniß, das genommene Land zu behalten — und als Constantin 411 ermordet war, saßen sie schon fest.

Jetzt kamen die Westgothen ebenfalls hinzu — J. 412 — und nahmen Gallien bis an den Ligeris ein, während die frühern Germanen sich nach Hispanien zogen. Indessen die Westgothen sich nun einrichteten, gingen die Vandalen, von Bonifacius gerufen, nach Afrika, J. 429. —

Im eigentlichen Germanien waren im Norden die Franken (in den Gegenden des Niederrheins) und die Sachsen — (um Elbe und Weser) — im Süden die Burgunder und Alemannen die angesehnsten Völker. Stets beunruhigten sie die römischen Grenzen und die kühnen Sachsen schifften nach Britannien, sich nach dem Beispiel römischer Usurpatoren — ein Reich zu gründen.

Ostgermanien scheint jetzt den Hunnen unterworfen geweesen zu seyn — von den Ostgothen, Gepiden und Quaden wissen wir es bestimmt.

Mit fast allen diesen Völkern stand Attila jetzt, im Beginn seines großen Zuges in Verbindung.

Giserich, der Vandale, ein eifriger Arianer, soll Attila gegen Italien aufgeregt haben*), doch scheint es dieses Antriebes bei Attila gar nicht bedurft zu haben.

Bei den Franken stand Attila aber in großem Ansehn, wenigstens beweist die Hülfssuchung der Franken, wen man damals für den mächtigsten der Erde hielte. Der Franken

*) Priscus am Ende der ersten Abtheilung.

König war nämlich gestorben, und seine beiden Söhne stritten sich um das Reich: Der ältere war nach Rom geflohen und Aetius hatte ihn an Kindesstatt angenommen, der jüngere hatte bei Attila Hülfe gesucht. Also war Attila in die fränkischen Angelegenheiten gezogen worden, und durch diese nochmals gegen Aetius gestellt.

Seine Aufmerksamkeit aber erregten ihm vor allen die Westgothen. Groß und angesehen war ihr Reich in Gallien und es reichte bis über die Pyrenäen und war durch den Bund mit Rom gleichsam abgetreten. Sie allein konnten ihm die Herrschaft über Europa streitig machen. Sie waren geübt in Kämpfen aller Art, und hatten in Griechenland und Italien schon mehr Bildung angenommen. Diese waren für Attila die gefährlichsten unter allen — denn die Vandalen waren zu weit vom Schauplatz entfernt, die Franken unter sich uneinig, die Sachsen mit ihren Meerzügen fern von der Heimath beschäftigt, die übrigen nicht stark genug.

Attila beschloß daher auch sie zuerst anzugreifen; aber das Volk, das zuerst von den einbrechenden Hunnen besiegt ward, war auch wiederum das erste, das die asiatischen Krieger schlug. Sie erhielten — wie vor vier Jahrhunderten die Cherusker — die Selbstständigkeit unseres Volkes — ihnen verdanken wir unsere Cultur — eben so, wie ein Hermann, Karl, Heinrich und Otto.

5.

Attilas Zug gegen die Westgothen.

Attila richtete also seine Kraft gegen die Westreiche von Europa, wahrscheinlich wollte er erst die Teutschen, dann die Weströmer unterjochen und mit völliger Besitznahme des byzantinischen Reiches seine Siegesbahn beschließen.

Er sendete jetzt — J. 450 — Gesandte nach Rom an Valentinian und forderte die Honoria, nebst der Hälfte des

Reiches. Valentinian aber antwortete ihm: Honoria könne er nicht bekommen, weil sie schon einen andern geheirathet; ihr aber gehöre nicht das Scepter, denn Männer und nicht Weiber besäßen das römische Reich. — Doch es war Attila nur um einen Vorwand zu thun und er versammelte sein Heer. Als man in Ravenna Nachricht von dieser Rüstung bekam, schickte Valentinian — oder Aetius — Gesandte an die Westgothen und forderte diese zum Widerstand gegen Attila auf; „Die Klugheit fordere es von den Gothen gegen den Tyrannen sich mit Rom zu verbinden, der die ganze Welt unter sein Joch bringen will, der keine Ursachen zum Kriege sucht, sondern das für recht hält, was er thut: Der verdient den allgemeinen Haß, der sich als den Feind Aller zeigt. Sie sollten an die Vorzeit denken u. s. w." Theodorich, der Westgothen König, sagte dem Valentian seine Hülfe zu, mit dem Beifalle seines ganzen Volkes. — Die Westgothen waren aber auch von jeher Feinde der Hunnen gewesen, ihr Reich hatten, nach Ermanrichs Tode, die Hunnen aufgelöst, und unter Litorius hatten hunnische Hülfsvölker gegen sie gestritten. Uebrigens war es doch besser vor der Hand mit den Römern sich zu vereinigen und so den großen Feind zu verderben, da die Römer ihnen nicht so gefährlich seyn konnten, wie dieser, wenn er nicht besiegt wurde. Theodorich versammelte daher seine Schaaren, während Aetius seine übrigen Bundsgenossen sammelte.

Attila mochte während der Unterhandlungen schon ausgezogen seyn. Der Kern seines Heeres waren die Hunnen. Diesen schlossen sich die Teutschen an, die schon unter Attilas Botmäßigkeit standen: Die Ostgothen, unter Walamir, Theodomir und Widimir, Walamir war Attilas bester Freund; die Gepiden unter Ardarich. Alanen, Gelonen, Neuren, Bastarner und andre Sarmaten, sämmtlich Völker die in Attilas Feldzügen schon geübt waren. Die Donau entlang ging der Zug und wahrscheinlich holte Attila auf dem Wege seine Bundsgenossen oder zinspflichtige Völker ab, einige mußte er erst bezwingen. Denn wir finden ferner in seinem Heere: Quaden, Markomannen, Rugier,

Heruler, Turcilinger, die sämmtlich im Süden von Germanien saßen. Burgundionen hatte er ebenfalls, Bructerer und Sachsen mochten ihm später, als er am Niederrhein war die Franken, die sich an ihn gewendet, zugeführt haben.

Von der Donau aus ging er wahrscheinlich über den Rhein, denn er soll die Stadt Tergentina*) zerstört haben, welche von nun an Straßburg genannt worden seyn soll. Auf seinem Zuge verbreitete er immer, der Krieg gelte nicht den Römern, sondern nur den Westgothen. Jedoch scheint dieses gar keine Wirkung hervorgebracht zu haben. — Schrecklich war der Zug, was sich nicht unterwarf, ward aufgelöst. Doch scheint die eigentliche Verwüstung erst nach der catalaunischen Schlacht begonnen zu haben, als er erbittert durch den Verlust der Schlacht war. Aber, hätte er auch gewollt, die wilden beutedürstenden Völker waren schwer zu bändigen. Mit einem Heere von 6 — 700,000 Mann durchzog er Gallien und kam nach Aurelianum — oder Orleans.*) Die Stadt war fest. Attila belagerte also dieselbe mit Mauerbrechern. Der Bischof der Stadt, Anianus, nachher unter die Heiligen versetzt, betete eifrig, hatte aber vorher in Arles bei Aetius um Hülfe gebeten und wartete sehnlichst auf Hülfe, während Attila die Stadt heftig bestürmte. Endlich stecken die Mauern und die Hunnen brechen in die Stadt ein. Siehe da kam Aetius und Theodorich (bei Gregor Theudo) und vertrieben den Feind aus der Stadt.

Attila zog sich nun über die Loire zurück, ging — wie die Legende vermuthen läßt, bei Paris vorbei, an der Seine hinauf und stellte sich an der Marne, in den Feldern von Catalaunium auf. Auf dem Wege dahin, wie überhaupt auf dem ganzen Zuge vom Rheine bis Orleans, scheint keine Schlacht vorgefallen zu seyn, außer der bei Orleans — wenigstens wird von den Chronisten und vom Jornandes nichts hierüber gemeldet, sie müßten dieses über der catalaunischen Schlacht etwa vergessen haben.

*) Gregor Tur. II. 7. Jorn. r. G. c. 37.

Attilas Plan scheint gewesen zu seyn, die Westgothen in ihrem eignen Reiche anzugreifen, wie er auch 2 Jahre darauf gethan hat. Jedoch mag ihm dieses nicht gelungen seyn, denn er ging von Argentina nach Nietis und von da nach Aurelianum, um vielleicht von Norden herein, mit den Franken vereinigt den Theodorich anzufallen. Hier in Orleans trieb ihn Aetius und Theodorich wiederum ab.

Attilas Zuge folgend kam — vielleicht unter stetem Gefecht — das beiderseitige Kriegsheer in die catalaunischen Felder.[t]) Hier nun hatte Attila, der zuerst kam, den besten Ort sich erlesen. Jedoch nicht ruhig war die Stellung beider Heere, denn einige Tage vor der Hauptschlacht mordeten sich 15000 Gepiden und Franken.[u])

Am Tage vor dem Kampfe erforschte Attila den Rath der Götter durch das Knochenorakel*), das nach Deguignes Zeugniß, noch immer bei den Mogolen in Ansehn steht. Man überreichte nämlich dem Fürsten drei Knochen von einem Schaafe, die er mit Aufmerksamkeit betrachtet, indem er die Unternehmung nochmals in Ueberlegung zieht. Darauf gab er die Knochen den Priestern, welche sie ins Feuer legten. Waren sie gebrannt, brachte man sie dem Fürsten wieder, der nun nach den Flecken und Sprüngen, die das Feuer bewirkt, den Ausgang der Unternehmung beurtheilt. — Fast wird man hier verleitet das Ganze als einen ursprünglich symbolischen Gebrauch zu nehmen, als wenn die Knochen die Heere, das Feuer aber den Kampf andeuteten. Auch Attila besah die Knochen. Sie deuteten dießmal den Fall des feindlichen Heerführers, den Hunnen aber Unglück an.**) Attila deutete dieß auf Aetius, und begann die Schlacht mit Zittern, um die neunte Stunde des Tages, um — sein Heer zu schonen, und durch die Nacht die Entscheidung eher herbeizuführen.

---

*) Jornand. rer. Got. c. 37.

**) Daß Jornandes den Attila auf römische Art die Fieberr und Adern der Thiere, mit Hülfe von Haruspicen betrachten läßt, liegt in seiner Unkunde der hunnischen Sitten.

Die Stellung der Heere und den Ort der Schlacht beschreibt uns Jornandes.*) Mitten in einer Ebene lag ein Hügel. Rechts davon standen die Hunnen, links die Westgothen. Bei diesen hatte Theodorich den rechten Flügel, Aetius den linken, mit den Franken, Sarmaten, Armoritanern, Litianern, Burgundionen, Sachsen, Ripariolern, Ibrionen, Celten und Germanen. In der Mitte stand Sangiban der Alanen König, dessen Treue verdächtig war. Bei den Feinden stand Attila in der Mitte und die ihm untergebenen Völker bildeten den Flügel. Unter allen zeichneten sich die Westgothen aus, von den Brüdern Walamir, Theodomir und Widemir angeführt, die, als Amaler, edler als der König selbst waren, dem sie dienten. Ardarich, sehr treu und vertraut dem Attila, stand auch hier. Ihn und den Walamir liebte Attila vor Allen. Die übrigen Könige der Völker gehorchten dem über Alle erhabenen Attila, wie gehorsame Trabanten. Bevor Attila die Schlacht begann, redete er die Hunnen an und erinnerte sie „an ihre alten Siege, an ihre Gewöhnung zum Krieg; was wäre lieblicher, als Rache mit tapferer Hand suchen. Er machte sie ferner aufmerksam, wie die Furcht vor ihnen so verschiedenartige Völker vereinigt habe, und auf die Vortheile, die sie offenbar hätten, durch die leichten Waffen der Römer und dadurch, daß der Wind dem Feinde den Staub ins Gesicht treibe."

Durch seine Rede begeistert stürzen die Hunnen in den Kampf — um den Hügel war die fürchterlichste Schlacht, denn beide Theile strebten darnach. Schrecklich war die Schlacht**), der Bach, der den Berg herabrieselt, war mit dem Blute der Verwundeten angefüllt und die Durstigen tranken Blut. Jetzt stürzte Theodorich, der Westgothen König, indem er ermahnend durch die Reihen der Seinen ritt, vom Pferde, und ward von den Hufen seiner Rosse zerstampft, noch im blühenden Alter. Andere sagen das Geschoß des

*) C. 38.

**) Jorn. c. 40: manu manibus congrediuntur, bellum, atrox, multiplex, immane, pertinax cui simile nulla usquam narrat antiquitas.

Oſtgothen Andagis habe ihn getödtet. Das hatten die Wahrſager dem Attila vorher gemeldet. Wüthend dringen nun die Weſtgothen auf den Kern der Hunnen ein, und Attila wäre ermordet worden, wenn er ſich nicht eilig in ſeine Wagenburg zurückgezogen hätte. Thorismund aber, des gefallenen weſtgothiſchen Königs Sohn dringt — ſchon brach die Nacht herein — indem er zu den Seinigen zu kommen glaubt in die Wagenburg Attilas, ſtürzt, verwundet am Kopfe, vom Roſſe, wird aber von einem ſeiner Leute gerettet und ſteht vom Streite ab. Groß war der Lärm und ſelbſt Aetius, durch die Verwirrung der Nacht getrennt, ſchweift mitten unter Feinden umher, indem er die Gothen ſucht. Endlich kam er zu dieſen und bringt die Nacht hinter den Schildern hin.

Die aufgehende Sonne beleuchtete ein ſchaudervolles Leichenfeld. Die Gothen und Römer erwarteten einen neuen Angriff von Attila. Der aber war in ſeiner Wagenburg, ein Gleiches von den Gothen fürchtend. Er ſoll damals einen Haufen von Pferdeſätteln haben zuſammenbringen laſſen, um, im Fall er nochmals beſiegt würde, dieſe anzuzünden und ſich in den Flammen deſſelben zu begraben. Aber von beiden Seiten war die Entkräftung zu groß, als daß der Kampf nochmals erneuert worden wäre. Attila ſpannte die Aufmerkſamkeit ſeiner Feinde durch einen großen Lärm, den er mit Hörnern und Waffen unterhalten ließ. Jornandes nennt dieſes trotzige Gegeneinanderſtehen eine Belagerung. Die Gothen ſuchten nun den Leichnam ihres Königs und trugen ihn im Angeſicht ihrer Feinde vom Felde. Thorismund beging die feierliche Beſtattung.

Aetius ſah nun, daß die Hunnen und Weſtgothen — ihm beide gefährlich — geſchwächt waren — aber er brauchte beide, ſich gegenſeitig in Furcht zu halten, ſo daß ſie nicht an einen Angriff gegen Rom denken konnten. Darum rieth er dem Gothen heimzugehn und ſeine neue Herrſchaft zu befeſtigen. Er ſelbſt zog fort.

So war denn die große Schlacht geſchehen — beide Kämpfer ſchritten, wiewohl ſchwach — doch imn er noch furchtbar vom Kampfe. Viele waren geblieben. Jornandes nennt

162,000, und 90,000 Gepiden und Franken, die ſich vor der Schlacht gemetzelt. Freculf 161,000 und 15,000 Gepiden und Franken. „Das Chronicon Paſchale nennt bloß πολλὰς χιλιάδας. — An 200,000 Todte überhaupt kann man wohl annehmen, wenn auch des Idacius Angabe von 300,000 zu viel wäre.

Nach einigen Tagen verließ Attila ſein Lager und wendete ſich nach Belgien und Germanien. Auf dieſem Rückzuge mag die Verwüſtung gräßlich geweſen ſeyn*), denn, die Hunnen hatten noch keine Beute, was ſie allein für Wunden und Mühen entſchädigen konnte, ſie mußten alſo erſt hier ſich Schätze ſammeln, ſie brauchten ferner auf keinen Vorrath zu denken, denn ihr Weg ging heim. Die Legende berichtet Schreckliches, mag auch der Haß des Clerus mittler Zeiten Vieles übertrieben haben. Die Städte Metis, Tungern, Trier, Trecä, Cöln wurden geplündert und zerſtört. Und, ſind auch nicht 11,000 Jungfrauen ein Opfer der Hunnen geworden, ſo mag doch ihre Zahl ſehr groß ſeyn.

Attila ſcheint den Main entlang heimgegangen zu ſeyn, und Olachus ſagt er habe eine Verſammlung ſeiner Völker in Thüringen gehalten.*)

So war denn der große Zug vorüber gegangen und das ſchwache Rom durch die Gothen abermals gerettet. Attila aber in ſeinen Sitzen — zwiſchen Donau und Temes angelangt — dachte auf neuen Kampf. Die vollſtändige Beſiegung der Teutſchen mußte er verſchieben, bis er ſeinem Volke neues Vertrauen eingeflößt. Dieß konnte er nur in Griechenland oder in Italien. Und in letzteres zog er.

*) Lambert Schafn. an. 1071 von Attila: quod verum fuisse oraculum multarum nobilissimarum in Galliis civitatum hodieque testantur excidia.

6.

Attilas Zug nach Italien, im Jahr 451.

Attila zog von Pannonien aus nach Italien, welches nun nach vielen Verwüſtungen der Gothen auch noch die des Attila erleiden mußte. Sein Heer hatte er in ſeinen Sitzen verſtärkt und neuer Muth belebte Alle. Aetius wußte aber hiervon nichts und hatte nicht einmal die Päſſe der Alpen beſetzt.

Aquileja war die erſte bedeutende Stadt, welche Attilas Fortſchritte aufhielt, indem ſie ihm Widerſtand zu leiſten wagte. Eine langweilige Belagerung ſtand bevor — langweilig den Hunnen, die lieber im Felde kämpften oder mit ſtürmiſchen Angriff ſchnell eine Stadt nahmen, als daß ſie durch mühſame Anſtrengung warteten, bis die feſten Mauern gefallen oder bis der Hunger den Feind gezwungen. Während der Belagerung ſoll Attila den großen Hügel, Latinus mons genannt, erbaut haben*), wahrſcheinlich um durch dieſe Beſchäftigung einen unbeſchäftigten Theil ſeines Heeres von Plündern, Umherſchweifen und Zerſtreuen abzuhalten. Aber die Belagerung dauerte zu lange für das beuteſüchtige Volk, es murrte endlich gar — Attila mußte den Abzug beſchließen.

Bevor das Heer aufbrechen ſollte, ritt Attila nochmals um die Stadt, vielleicht noch eine ſchwache Seite zu entdecken. Siehe, da ſteigt ein Storch mit ſeinen Jungen von einem der Dächer auf und fliegt fort aus der Stadt in die Felder.**) Da faßt Attila neuen Muth, ſchnell geht er zurück zum Heere,

*) Oro Fris. chr. IV. 27: Tanta in obsidione hujus urbis et mora et multitudo fuit, ut miræ magnitudinis monticm, Jetinum dictum, quem ipse vidi, in modum arcis, ab exercitu comportatum, incolæ usque hodie admirantur. Nach Callimach und Diadus baute Attila eine Stadt.

**) Jorn. r. G, c. 42. Procop bell. Vand. I. 4 ſetzt noch hinzu, daß ein Theil der Mauer beim Auffluge der Störche eingeſtürzt ſey. Attilas Benutzung der Umſtände iſt zu bewundern. Er lockte die Bürger auf dieſe Art durch verſtellten Abzug aus ihrer Wachſamkeit und nahm alſo die Stadt.

meldet, daß die Götter selber die Stadt verließen und ein neuer Sturm beginnt. Die Einwohner, die das abziehende Heer sahen, hatten sich von ihren Posten entfernt. — Da kehrt der Feind um, und nimmt so in kurzer Zeit, was er in monatlanger Belagerung nicht erreichen konnte. Die Stadt fiel, denn der Schrecken des Ueberfalls und die Schwächung durch lange Wachten und das Elend, das im Gefolge jeder Belägerung ist, machte den Widerstand schwach. Die Verwüstung war grenzenlos und die vorher blühende Stadt sank in einen Aschenhaufen zusammen. 34,000 Menschen sollen hierbei umgekommen seyn. — Hierbei ist aber zu verwundern, daß Aetius der bedrängten Stadt nicht zu Hülfe eilte, und auch später dem Hunnenheere sich nicht entgegensetzte. Aber — er war zu schwach, hatte keine Hülfsvölker und auf Römer konnte er sich nicht verlassen.*)

Stolz, muthig und nur noch beutedürstiger durch das Glück der Eroberung ergossen sich nun die Schaaren Attilas über ganz Oberitalien, und die schönsten Städte die sich zu wehren wagten, wurden ein Raub der Flammen.

In Verona nahm Diethericus ihn ehrenvoll auf, nachdem er ihm die Stadt übergeben, Mantua ergab sich ihm eilig, vorwärts dringend zerstörte er Cremona, Placentia, Pergamum, Mediolanum. Ticinum ward ebenfalls zerstört. Eben so in Tuscien.

Einzelnes aus der Geschichte dieses Zuges gehört hierher, sofern es auf Attilas Charakter einiges Licht wirft.

---

*) Prosper Aq. a. 452. Attila — Italiam ingredi — intendit, nihil duce nostro Aetio secundum prioris belli opera prospiciente; ita ut ne clausuris quidem Alpium, quibus hostes prohiberi poterant, averetur: hoc solum spei suis superesse existimans, si ab omni Italia cum imperatore discederet. Sed cum hoc plenum dedecoris et periculi videretur, continuit verecundia metum ut tot nobilium provinciarum latissima eversione credita est saevitia et cupiditas hostilis expleta: nihilque inter omnia consilia principis ac senatus populique Romani salubrius visum est, quam, ut per legatos pax truculentissimi regis expetteretur.

Marcian selbst schickte keine Hülfe, es galt ja die Nebenbuhlerin zu schwächen!

Suidas*) meldet, daß, als er nach Mailand gekommen, auf Gemälden die römischen Kaiser, auf goldenen Stühlen sitzend, zu ihren Füßen Scythen gebeugt, gesehen habe; habe er sich, auf dem Throne sitzend, vor ihm die römischen Kaiser, mit Säcken auf den Schultern und Gold vor ihm ausschüttend, malen lassen.**)

Sehr schön ist, wenn der Zug wahr ist, dieser: als Attila in Padua war lobte ihn der Dichter Marulus übertreibend. Attila über die knechtische Schmeichelei empört, ließ ihn auf den Holzstoß setzen, als solle er verbrannt werden. Jedoch begnadigte er ihn nachher und ließ es bei der ausgestandenen Todesangst bewenden.***)

Jetzt nahte Attila der Stadt Rom, nachdem Oberitalien seine Hand gefühlt. Bloß in Aquileja hatte er Widerstand gefunden — der vielleicht von Aetius angeordnet war. Rom stellte ihm keine Legionen, keine Bürger oder seine Jugend entgegen: die hätten ihn nicht besiegt; aber es sendete einen Greis, ehrwürdig durch Stand, Alter und Umgebung. Dem wich Attila.

Zaudernd nahte Attila der ewigen Stadt, denn Alarichs Schicksal schwebte ihm warnend vor, der kurz nach der Eroberung von Rom gestorben war. Am Fluß Mincius, im picentinischen Gebiet, kam eine von Valentinian geschickte Gesandtschaft, an deren Spitze der Bischof von Rom, Leo, ein ehrwürdiger Greis stand, aus dem ehemaligen Consul Avienus und dem ehemaligen Prefectus Prätorio Trigetius bestehend. Diese brachten den Hunnenkönig dahin, daß er sich zurückzog.****) — Alarichs Schicksal und der Gedanke, daß sein Heer in Italien verweichlichen könne, daß er sich zu weit von seinem Reiche entferne, ohne Rückhalt zu haben —

*) Sub voce Κόρυνος. Maicov teutsche Gesch. I. 459.

**) Dieß erinnert an einen Spruch Josephs II., welchen Archenholz erzählt: Da Joseph in Venedig das Gemälde sah, worauf abgebildet, wie der Papst auf Barbarossas Nacken den Fuß setzt, um aufs Roß zu steigen, sprach er: tempi passati!

***) Fessler p. 276 in seinem Attila, nach Callimachus und Otachus.

****) Prosper aq. a. 452.

brachten Attilas Entschluß hervor, ohne daß es der Erscheinung des Apostel Paul bedurft hätte. — Mit großer Beute ging er zurück, gab jedoch, unter Bedrohung eines schwerern Einfalls, seine Ansprüche auf Honoriens Hand und die Hälfte des römischen Reiches durchaus nicht auf.*) Einer zweiten Gesandtschaft gedenkt Cassiodorus, welche sein Vater und Carpilio verrichtet.**)

So war Italien von den Hunnen befreit worden, ohne daß es — außer in Aquileja — zu einer Hauptschlacht gekommen wäre. Ueberhaupt aber ist es eine sonderbare Erscheinung im ganzen Leben Attilas, daß er mit allen seinen großen Rüstungen und Kämpfen nichts gewann, als Beute. Fast scheint es, als habe die Vorsehung ihn in den Osten gebannt, denn so lange er hier blieb — im Kampf mit Byzanz, so lange blühte auch sein Glück. Bei Chalons schlugen ihn die Waffen der Teutschen, am Mincius die Ueberredung eines Priesters.

7.

Letzte Thaten Attilas und sein Ende.

Attila war in seiner pannonischen Lagerstatt wieder angekommen, ohne weder Rom genommen noch einen Theil von Italien unterjocht zu haben. Er glaubte jedoch beide Theile seiner westlichen Feinde — Aetius und die Gothen — so geschwächt zu haben, daß, wenn er sie schnell, bevor sie einen Bund gegen ihn aufrichten könnten, angriff, er sie besiegen könnte. Plötzlich brach er daher gegen Gallien wiederum auf***), nachdem er Marcian in Constantinopel wegen des verweigerten Tributs nochmals erinnert und bedroht hatte.

*) Jorn. c. 42.
**) Marcell. I. 440.
***) Jornand. r. G. c. 43.

Attila wollte vorerst die Alanen, die an der Loire saßen, unterjochen und sich durch sie verstärken, alsdann aber die Westgothen seiner Herrschaft unterwerfen. Aber der König Thorismund — der übrigens seinen Vater an Attila zu rächen hatte, — merkte Attilas Anschlag und kam noch vor Attila mit einem Heere zu den Alanen. Als Attila kam, geschah ein Treffen, gleich fürchterlich wie das in den catalaunischen Feldern, und die Westgothen siegten, diesmal allein, ohne römische Hülfe. Abermals zog Attila sieglos heim.

Dieses ist der letzte Feldzug gewesen, den Attila gethan; er selbst scheint ermüdet gewesen zu seyn von den drei Feldzügen, die er schnell hintereinander unternommen — wo nicht gar, zu schwach, jetzt einen neuen zu wagen.

Seinem Volke gönnte er Ruhe. Er selbst nahm zu seinen vielen Gemalinnen noch eine. Vielleicht wäre dieses Ereigniß gar nicht von den Geschichtschreibern aufgezeichnet worden, wenn es nicht in seinem Gefolge so wichtig für Europa geworden wäre.

Ildico hieß die Jungfrau*), die Attilas Gemalin werden sollte. Mit großem Aufwand*) ward, wie gewöhnlich, die Hochzeit begangen; bei dieser Gelegenheit mochte denn auch der König und Bräutigam, über das gewöhnliche Maas dem Trunke sich überlassen. Trunken kam er ins Brautzelt, wo Ildico seiner schon erwartete. Am späten Morgen, als die Hunnen schon wieder versammelt waren, das Fest vielleicht zu wiederholen, und nach langem vergeblichen Warten ihr König noch nicht erschien, gehen denn einige Diener ins Zelt und finden hier den König im Blute und die Braut in Thränen. —

Vieles hat man über die Art von Attilas Tode gesagt, aber das Wahrscheinlichste bleibt doch, daß ein Blutsturz den König getödtet. Er — wie aus Priscus erhellt — des Schwelgens ungewohnt, konnte leicht ein Opfer desselben werden.

*) Jornand. c. 49.

So war das Schrecken der Völker, die Geißel Gottes nicht mehr. Der griechische Kaiser, Marcian, hatte im Traume Attilas Bogen zerbrechen gesehen. Wohl mag Attilas Rückkunft ihn beunruhigt haben. Die geträumte Hoffnung war erfüllt.*)**)

Jetzt begann die große Todtenfeier und das Begräbniß des Helden. Mitten auf das Feld unter seidene Gezelte ward der Leichnam gestellt. Vom ganzen Volke der Hunnen begannen dann die erlesensten Reiter einen Wettkampf, nach Art der Circusspiele. Dann besangen sie seine Thaten in dieser Gedankenfolge:

„Attila, der größte König der Hunnen, von seinem „Vater Mundzuck erzeugt, der tapfersten Völker Herr, „der mit nie vor ihm gehörter Macht allein die scythi„schen und germanischen Reiche besaß, der nach Ero„berung der Städte die beiden Reiche der römischen „Stadt schreckte und der durch Bitten besänftigt einen „jährlichen Zins erhielt. Da er dieses alles mit glück„lichem Erfolge gethan, verschied er, nicht durch Wun„den vom Feinde, noch durch Verrath von den Seini„gen, sondern bei vollzähligem Volke unter Freuden „freudig, ohne Empfindung des Schmerzes. Wer soll „diesen Ausgang singen, da ihn keiner rächen kann?“*)

Die Hofdiener hatten sich das Haar abgeschnitten und sich selbst verwundet, um durch äußern Schmerz den innern zu betäuben; mit diesen Klagen ward er beweint. Nun erhoben sie eine Strava, wie sie dieses Monument selbst nennen, von ungeheuren Verhältnissen, und, das verschiedenartige verbindend, feierten sie ein Gastmal. In der Stille der Nacht ward der Leichnam begraben. Die Bahre ward erst mit Gold, dann mit Silber, zuletzt mit Eisen umgeben, womit sie bezeichnen wollten, was Alles dem mächtigsten König gehört habe; durchs Eisen ward seine Eroberung, durch Gold

*) Jorn. c. 49.

**) Der Wunsch an Wunden zu sterben, war wie bei den Germanen auch bei den Hunnen gewöhnlich, wie schon oben, im 2. Abschn. bemerkt ward.

und Silber, daß er den beiden Staaten damit beschenkt worden. Dazu legen sie Waffen, die sie in den Kämpfen mit den Feinden erworben, ein prächtiges mit Gemmen besetztes Pferdezeug und verschiedene Arten Abzeichen, die bei Hofe gewöhnlich sind. Und damit kein Mensch diese Kostbarkeiten finden könne, ermorden sie die Arbeiter am Grabe und begraben sie mit dem Todten.

Auf ähnliche Art wurden die scythischen Könige begraben, wie Herodot im vierten Buch meldet. Auch Alarichs Grab ward verheimlicht. Attila aber war im Gebiete von Jass Bereny begraben, wo man auch später sein Trinkhorn gefunden.

8.

Attilas Gestalt, Charakter und Beurtheilung.

So war denn Attila von der Erde gegangen und mit ihm verschwand sein Reich. Nur er hat es zusammengehalten. Die Mittel, die er dazu brauchte, hat man verschiedentlich beurtheilt, so wie er selbst sehr verschieden beurtheilt ward.

Bevor ich die Beurtheilungen Attilas zusammenstelle, scheint es nothwendig, erst sein Aeußeres zu betrachten. Der Körper ist der Spiegel der Seele, auf ihm drückt sich das Wesen des Innern aus. Attilas Gestalt und Sitten beschreibt uns ein Augenzeuge Priscus, den nachher Jornandes benutzte *).

Attila war seiner Gestalt nach ein vollkommener Mogole. Wie alle Mogolen war er kurz von Statur, mit breiter Brust, einem großen Kopfe, kleinen Augen, hatte einen dünnen, jedoch ziemlich langen, mit grauen Haaren durchsprengten Bart, eine Plattnase und war von Farbe gräulich.

Seine Sitten aber zeichneten ihn von den übrigen Hunnen aus. Diese waren wieder in die rohe Schwelgerei und

*) Jorn. c. 35.

Pracht gefallen, die ihnen schon einmal bei langer Dauer gefährlich geworden war. Attila aber zeichnete sich vor Allen durch seine Einfachheit aus, und durch einen anständigen Ernst. Er speiste an hölzerner Tafel, trank aus hölzernem Becher, trank und aß mäßig. Sein einfaches Kleid zeichnete sich nur durch Reinheit und Nettigkeit aus. Einfach war sein Schwert, seine Pferdezäume, nicht mit Gold und Perlen, wie die der andern Hunnen belegt. Ein gewisser Ernst, den selbst die Späße eines albernen Hunnen nicht brechen konnten und ein, solchem Manne wohlanständiger Stolz, der auf dem Gefühle der einnehmenden Kraft und Würde, nicht auf eingebildeten Vorzügen beruht, ein scharfumherblickendes Auge, der Spiegel gleichsam des scharfsichtigen Geistes, kündigte den König an. Dieselbe Einfachheit, ohne Lynismus, dieselbe Würde ohne Brutalität, finden wie auch an den großen Männern der Nachwelt wieder, an Karl dem Großen, Heinrich I. und an den erlauchten Männern der letzten Jahrhunderte, die ich gar nicht erst zu nennen brauche.

So war das Aeußere unseres Helden — hierüber ist man allgemein einig. Aber über seinen Character ist man desto mehr in Streit.

Im Allgemeinen ist — meiner Meinung nach — vielleicht dieses am wenigsten an Attila streitig.

Im Kriege war er nicht glücklich — ob durch Schuld seiner Völker, oder aus Mangel an Feldherrntalent, wage ich nicht zu entscheiden, in Italien und Gallien wenigstens erlangte er keine Siege. Im Unterhandeln war er schlau, gewandt und kräftig — denn er trotzte auf seine Macht. Freilich sehen wir ihn hier nur gegen das schwache Byzanz als thätig, aber er behandelte dieses Reich, wie es dasselbe verdient — mit Verachtung.

Im Privatleben — wo Held und König gewöhnlich ganz anders erscheinen als auf dem Throne oder im Felde, scheint er gutmüthig und sanft gewesen zu seyn. Die Züge mit Bigilas und dem Poeten Marulus*) sind wenigstens sehr für

*) Doch nicht Diminutiv von Maro?

den König einnehmend. So war er auch gütig gegen die byzantinischen Gesandten. Gerecht ist in der Regel jeder Barbar. Ueberhaupt ist Attila am besten mit dem Namen eines cultivirteren Barbaren zu bezeichnen, wenn man das Wort Barbar im Gegensatz von dem eines Römers des fünften Jahrhunderts gebraucht: er war tapfer, kriegerisch, schlau im öffentlichen, gütig im Privatleben.

Doch wer vermag durch anderthalb Jahrtausende hindurch zu schauen und deutlich das Bild eines Mannes aufzufassen, den Krieg, Verwüstung, Betrug, Verläumdung und Haß umgeben? Muß doch selbst über Helden neuerer Zeit stets das Urtheil beschränkt bleiben.

Attilas Beurtheiler sind jedoch folgende:

Jornandes ist der erste, der mit diesen Worten Attilas Bild entwirft:*) „Vir in concussionem gentis natus in mundo, terrarum omnium metus: qui nescio qua sorte, terrebat cuncta, formidabili de se opinione vulgata. Erat namque superbus incessu, huc atque illuc circumferens oculos, ut elati potentia ipso quoque motu corporis appareret. Bellorum quidem amator, sed ipse manu temperans, consilio validissimus, supplicantibus exorabilis, propitius in fide semel receptis."

Diese Meinung galt bei den Gelehrten — den Geistlichen — das ganze Mittelalter hindurch: auch Otto B. von Freisingen wiederholt dieselbe (Chr. IV. 28.) und setzt hinzu, so kam der im eignen Blute um, der im Leben nicht genug trinken konnte. Calamus, Callimachus, Olachus halfen diese Ansichten fortpflanzen. In neuerer Zeit haben nach dem Vorgange von Noht (1671) Deguignes und Gatterer das eigentliche Wesen Attilas genauer untersucht. Fischer in den Sitten und Gebräuchen der Eur. (S. 7.) scheint Attila etwas zu hoch zu stellen. Das neueste und gediegenste hat Luden in seiner Geschichte der T. V. B. V. C. 9. und 10. wovon ich nur die eine Stelle S. 422. ausheb: „Nur die

*) Rer. Goth. c. 35.

Umstände brachten Attila zu seiner Größe und zu seinem Trotze."

Die übrigen Beurtheiler hat Feßler gesammelt in seinem Attila, es bedarf daher keiner Wiederholungen derselben.

Neben den Beurtheilungen und Ansichten der Gelehrten bestanden aber das ganze Mittelalter hindurch noch zwei Bilder von Attila, eines im Volke, das ihn als Völkerhirt, das andere im Clerus, das ihn als Geißel Gottes darstellte. Beide verdienen einer genauern Betrachtung, wenn wir vorher uns zu stummen Denkmälern, die von Attila übrig sind, oder die man doch auf ihn bezogen, gewendet haben.

Diese Denkmäler sind:

1) Im Dorfe St. Görgen bei Eisenstadt in Ungarn ist in der Mitte des Dorfes an der Straße ein alterthümlicher Steinbrunnen, mit einem nie versiegenden klaren Quell. Drei Schritt zur Rechten des Brunnens ragt ein, gegen acht Schuhe hoher, dreiviertel Schuhe dicker und vier Schuhe breiter, größtentheils schon verwitterter Sandstein frei und aufrecht stehend aus der Erde hervor, in welche er tief eingesenkt ist. Die Rückenwand ist flach. Die Vorderwand zeigt aber folgende Gegenstände: Ein Drittheil der Höhe des Steines nehmen zwei Brustbilder von erhabener Arbeit ein. Die Figur zur Rechten reicht der zur Linken sichtbaren ihre rechte Hand unter einem Mantel hervor, welche die andre Figur mit ihrer rechten Hand faßt, und mit der Linken eine Rolle oder einen dicken Griff hält. — Unter diesem Relief ist ein vierräderiger Wagen sichtbar, unter diesem folgende Buchstaben:

MATIL
AMOLN
ATILLAE MRMI
ATILLAE
ATII

So viel zeigt wenigstens die in den Curiositäten (Bd. 3. Taf. 8. dazu S. 246 ff.) gegebene Abbildung. — Der älteste Greis des Dorfes erzählte dem Berichterstatter — (dem

fürstl. eszterhazyschen Bibliothekar Geo. Gaal) — daß der Heidenberg (in der alten Mundart Hadenperch.) an dessen Fuße das Dörfchen mit dem Monumente liegt, also von dem Heidenkönig Attila benannt sey, welcher vor vielen Jahrhunderten daselbst residirt habe. Der Stein aber sey das Denkmal seiner Verlobung mit einer schönen Prinzessin. — Die Schriftsteller geben nicht deutlich an, wo Attila gestorben, mithin Hochzeit gehalten — aber — sein Grab sollte ja geheim bleiben.*) Uebrigens der Wagen, der den Hunnen das Haus war, die oft wiederholten Buchstaben von Attilas Namen und die Handreichung der Figuren, Alles dieses hat viel überredendes für das Denkmal. Von römischen Händen war es gemacht, darum römische Schriftzüge, und der römische Stil des Ganzen. Uebrigens kann es ja eine der unzähligen Gemalinnen gewesen seyn, die er hier mit sich verband.

2) In der Raitzenstadt Jasz-Bereny — in der szolnocker Gespannschaft in Ungarn, wo später ein festes Schloß stand, welches 1594 die Türken verließen, grub man ein Trinkhorn aus, das dem Attila gehört haben soll, das noch jetzt dort gezeigt wird und in einem eignen 1808 zu Pest (ungrisch geschriebenen und) gedruckten Buche beschrieben wird. In dem 9. Bande der schätzbaren Curiositäten, S. 225 ff. wird es beschrieben und Tafel 8 abgebildet.

An Form gleicht es fast dem dänischen: aber die Bilder sind anders: Zunächst dem Mundloche sind acht sonderbare Figuren von Thieren, besonders ein Adler, 2 Löwen, 2 Hähne, mit etwas aus dem Schnabel Hängenden, 2 Menschen auf einem Bein stehend, das andere mit den Händen fassend, und ein Centaur.

Die übrigen Gegenstände, vier Reihen Figuren scheinen eine Jagd zu seyn, wenn nicht etwa die Thiere Zeichen und Repräsentanten von Völkern sind: denn Centauren wechseln

*) Oder erging es den Todtengräbern Attilas wie denen, so die Herthe gesehen? Sie mußten sterben, weil sie zu glücklich waren.

Friedenspalmen. Römiſche Ideen ſpricht das Horn nicht aus, das Zelt aber iſt ächt hunniſcher Art.

3) Von einem andern Denkmale, einem Stein, Attila darſtellend, über dem Thore von Straßburg befindlich, giebt Martin Schödelius Nachricht in ſeiner notitia Hungariae p. 1. S. 245.

4) Die Münzen, welche Schödelius, l. c. p. I. §. 238, (und Belius in exercitt. de vet. liter. Hunnoscyth. Sect. III. t. IV. und im mausoleum regum s. 27.) haben, nennt Maſcou — teutſche Geſch. I. 426 — erdichtet.

Doch wir kehren zu den ſprechenden Monumenten von Attila zurück, zur Sage und zur Legende; die zum Theile noch jetzt leben, wenn auch nur im kleinern Kreiſe.

9.

Attila, wie die Sage ihn darſtellt.

Während fleißige Hände das, was die Gegenwart groſſes bietet, in ihre Bücher aufzeichnen und es ſo der Nachwelt überlieferen, ſpricht der Hausvater im Kreiſe der Seinen davon, und er erzählt es noch, wenn er alt iſt und neue Erſcheinungen drängen, den Enkeln. Die Enkel aber thun desgleichen und ſo fort durch alle Geſchlechter. So gelangte auch die Geſchichte Attilas ins Mittelalter. Das junge für Dichtkunſt geſtimmte Volk faßte die Sage auf und verband ſie mit andern groſſen Erſcheinungen der Vorzeit, ohne die Ordnung der Zeiten ängſtlich zu beobachten. Dieſe Sage aber iſt der Innbegriff aller Anſichten, Erfahrungen und Begriffe des Volkes. Das Heldenbuch und die Wilkinasage ſind in Hinſicht auf Teutſchland die ſchriftlichen Reſte derſelben.

Auch von Attila[7], melden uns dieſe Sagen, aber ihrer Natur nach geben ſie mehr Zeugniß über den Zuſtand des Volkes, unter dem ſie entſtanden, als über ihr eigentliches

Object, geben mehr Zeugniß über den Urtheiler, als daß sie selbst urtheilen. Fürs erste gehören die Stellen des Heldenbuchs hierher, die von Attilas Character, von seinen Kriegen und von seinen Dienern handeln. Das Heldenbuch hat aber ein eignes Gedicht das an Etzels — wie er stets im teutschen Heldenbuch heißt — Hofe spielt: Etzels Hofhaltung: Dieses sagt:

Str. 1. Es saß in Ungerlande
ein konick so wol bekant,
der was Etzel genande;
sein gleichen (man) nydert sant:
an reichtum vnd an milde
was im kein konick gleich;
zwelf konicklich kron vnd schilde
dinten dem konick reich.

2. Er hat zwelf konickreich freye,
dye waren im vnderthan,
zwelf herhog auch da peye,
dreyßt grafen wolgethan,
manck riter vnd auch knechte,
darzu manck edelman;
der konig was milt vnd gerechte:
sein gleich man nydert sant.

3. Konick Artus was auch reiche,
wol zu derselben zoit,
er was Etzel nit gleiche;
auf aller erden weit
dorft niemant wider in thune,
er hat sein leib verloren;
der konig hilt frid, gleit schune,
was seyner lant do worn.

4. Konick Etzel lies mit schalle
beruffen ein wirtschafft,
die konig vnd fursten alle,
die heten adels kraft,
vnd auch alle die recken,
die waren in seynem lant,
ein zil ließ er in stecken,
nach dem er do sant.

5. Daß er gen hof solt komen,
wol mit der frawen sein;
das mocht im wol gefrumen
gegen dem konig rein:

„vnd auch die gewaschte kinder,
pey firtzehen jaren wol,
dye las nimant dohinder;
der konig die haben sol."
6. Er speist sunst alle tage
drew taussent menschen wol;
nach armen that er froge,
die musten sein gar vol.
auch speist die konigine
mit irer speiß so rein
arm frawen must man pringen,
der must vierhundert seyn.
7. Itlicher kong da nome
die werden frawen sein;
vnd mit den fursten kome,
manch furstin vnd greffein:
die komen alsampt dare
zu Etzel dem kong gut;
ir zukunft freut in gare,
er wurt gar hoch gemut.
8. Er entpfing die kong am ersten,
darnach die fursten gut,
die frawen allermersten,
als man zu hoffe thut.
Der kong setzt sich zu tische
wol mit den recken fein,
man pracht wilpret vnd fische,
mocht nit zu teuer sein.
9. Kein tor mit was beschlossen,
vnd nye beschlossen wart:
„man sol mirs offen lassen;"
sprach Etzel der konig zart
„wan ich hab doch kein feinde
auf aller welte preit:
die tor mir fast auf leinde;
es darf nimant gelait.

Wir sehen hier Etzeln in seiner ganzen Herrlichkeit. Nothwendig scheint die Vorstellung, daß Etzel nach seinen großen Thaten nun in Frieden sitzt und seine Völker regiert. War, wie die Geschichte berichtet, Etzels Werk mit seinem Tode unvollendet geblieben, so läßt die Sage ihn als werkfertigen, ruhigen Sieger erscheinen.

Ueberall in der Sage des Heldenbuchs finden wir Etzeln zu Etzelburg in Ungerland (so auch im Biterolf: z. B. V. 3211) mit großer Pracht seines Hofes pflegend; Biterolf V. 284:

— Den von Hünenlandt,
Etzele den vil reichen,
der lebet wol wunschleichen,
was man von Salomone seyt,
wie der sein leben vnd auch sein leyd
mit ein ander kunde tragen,
der, herre, wan, bey seinen tagen
so manigen ritter nie gewan,
so ich ein zeit gesehen han,
bey Etzele dem reichen;
im kan sich nicht gleichen.

Seine Burg. Nibl. L. v. 7293 dabei war eine christliche Kirche und

nach siten christlichen man vil luten began.

Etzel hatte die ganze Welt bezwungen, nun ruht er aus und streitet nie: Etzels Hofhalt. v. 38 sagt er selbst:

das sey dir hie versayt;
wan ich streit nimmermere."

Und Str. 40.

Du verstest woll meynen syn,
ich wil mit fur dich fechten,
wan ich der hochste pin.

Und Str. 50 heißt es:

Sunst waren sie al verzaget,
gleich als kong Etzel was.

Und Str. 82 erschrickt er vor dem Horn des wilden Wundners.

Aber Etzel war sehr gütig und gastfrei: so nahm er den vertriebenen Dietrich auf (Dietr. Ahnen und Fl. v. 8056) und, wie schon in der Hofhaltung erwähnt wird, stand sein Thor den fremden Rittern stets offen, wie dem Biterolf, Dietlieb.

Aber sehr viele dienen ihm (Etzels Hofh. St. 2) wie im Nibelungenliede v. 5365 ff. bezeugt wird:

Von vil manicher sprache sach man auf den wegen.
vor Etzele dem chunige riten vil manigen chunen degen,
von Christen vnd von heiden vil manige wite schare,
da sie dů frowen funden, sie chomen herlichen dare.
Von Ruzen vnd von Chriechen reit da vil manich man,

den Polen vnd den Vlachen ſah man ſwinde gan,
ir roſſe die vil guten, da ſie mit chreſte riten:
Swaz ſi ſiten hatten, der wart vil wenich da vernieten.
Von dem lande ze Kyben reit da manich degen
Und die wilden Petſchenäre.

Etzels Helden führt das Lied von der Ravennaſchlacht ziemlich vollſtändig auf, als Etzel und die Seinen dem Dietrich von Bern Hülfe zu einem Zuge nach Italien, gegen Ermenrich verſprachen.

1) Rüdiger von Pechlern und
2) Dietrich von Bern, welche beiden Etzel am meiſten ſchätzte: Rav. Schl. 30 f. und 37 f.
3) Nudung der junge degen, RG. 41.
4) Potterolf der Stprere ib. 42.
5) Dietlaip der helt ib. 43.
6) Gotel der margman ib. 44.
7) Plodelin, ib. 45.
8) Hornpoge von Polan, ib. 46.
9) Walter der Lengefere, ib. 47.
10) Von grozzen Vngern Yſolt, ib. 49.
11) Von Lunders Helffrich, ib. 51.
12) Dietrich von Kriechen, ib. 53.
13) Yrinch, ib. 54.
14) Norprecht von Profinge, ib. 55.
15) Erwin von Elſen Treie, ib. 56.
16) Baltran, ib. 57.
17) Sintram, ib. 58.
18) Aſtolt von Muteren, ib. 59.
19) Dietmar von Wienen, ib. 62.
20) Von Oſter Francken der herzog Herman, ib. 63.
21) Wolffhart, ib. 64.
22) Von Beyern her Diepolt, ib. 65.
23) Von Grane Wolger, ib. 66.
24) Von Sibenburgen Tibalt, Brudr Frauwen Herrat, ib. 67.
25) Reicholt von Ormeie, ib. 69.
26) Von Salnike herzog Perchtram, ib. 71.
27) Von Conſtantinopel Weicher, ib. 72.
28) Markgraf Perchtung, ib. 73.

In Dietrichs Ahnen und Flucht heißt es v. 5117:

In der zit gie Etzel auf den ſal
und auch die ritter uberal,
die hoften und die peſten
die ſtarcken und die notveſten

die tureſten die Etzel mochte han
der hat er mer, dann je dohein konig gewan.

Außer den ſchon genannten, finden wir hier:

29) Von Anthioch her Ymian.
(Morprecht von Brumenige — in R. S. v. Profingen.
30) Helphrich von Lotringe.
31) Wigolt.
32) Sturniger.

Von Helche geſendet kommen mit andern ſchon genannten (v. 5878)

33) Ludiger.
34) Ludegaſt.
35) Von Lengez Walter.
36) Hagan der ſtarcke.
37) Hanzolt von Pruzzen.
38) Hartneit von Ruzzen (Hertnid der Wilkinaſ.?)

Daſ. v. 8565 ff. noch, als Helfer Dietrichs:

39) Danckwart.
40) Alphert.
41) Amelolt.
42) Ekkewart.
43) Nere und andere, die für Dietrich gegen Ermenrich ſtritten.

Dazu kommen noch:

Nannunch aus Blachen.
Irnfried von Turingen.

In Dietr. Ahnen und Flucht ſagt Etzel (v. 5246)

ich han ſo manigen biderlen helt
die wol geturen ſtriten,
die helz ich mit aich riten.

Etzel ſelbſt war ein Sohn des Botelunge (Biterolf 1193 Dietr. Ahnen und Fl. 5334) und mit Helchen zeugte er den Ort und Scherf, die durch Witigen — zur Zeit der Ravennaſchlacht — erſchlagen wurden, da ſie Dietrich mit ſich genommen, der Mönch Yhſan ſie aber der Aufſicht hatte entlaufen laſſen. Nach Helchens Tode heirathete Etzel Chrimhilt, mit der er einen Sohn erzeugte, den Hagan erſchlug, worauf der große Kampf in Etzelburg begann, deſſen letztes Opfer Chrimhilt ward.

Helchens Lob aber tönt in allen Liedern wieder, die das Heldenbuch enthält. (S. Dietr. Ahnen und Fl. v. 4659.)

Den König Hauzolt von Pruſſen beſiegte er durch Dietrich von Bern und Biterolf von Spanien. An den Rhein zum Roſenkampfe (Schr. Roſeng.) ſendete er ebenfalls ſeine Schaaren. Der letzte groſſe Kampf war der in Etzelburg, deſſen Beſchreibung der Inhalt des letzten Theils des Nibelungenliedes iſt.

Ueber Etzels Tod findet ſich im Heldenbuch nur eine Stelle (ſo viel mir bekannt) — in der Chlage, am Nibelungenlied: v. 4503 ff.)

Wie es Etzeln ſider erginge
Und ob er ſin dinch angefinge,
Do her Dietrich von im gereit,
Des erchan ich dů Warheit
Ue noch nieman geſagen.

So weit die Nachrichten aus dem Heldenbuch. Kriegeriſcher erſcheint Attila in der Wilkinaſaga. (ed. Joa. Perings-kiold. Hafn. 1715. f.)

Das hierher gehörige ſtehe in kurzem Auszuge hier:

(62. Abſchn.) König Oſides nahm Friesland und war ſehr reich und mächtig, ſeine beiden Söhne aber hieſſen Ortnit und Attila. Dieſer, der jüngere, zeichnete ſich von Jugend auf durch ritterliche Stärke und Geiſtesgaben aus, er war freigebig, weiſe und gewandt, kriegeriſch und beſtändig. Als er zwölf Jahr alt war, beſtellte ihn König Oſid zum Oberſten über alle Hofwürden (hofdingia ulir alla hofdingia.) Attila zog nun mit ſeinem Heere oft in das Reich des alten, kinderloſen König Melias von Hunaland, und nahm ihm viele Städte weg. Melias ward jetzt krank und rief ſeine Heerführer zur Berathung zu ſich und beſchloß das Reich ſeinem Schwiegerſohne König Oſantrix von Wilkinaland zu übergeben, daſſelbe gegen Attila zu ſchützen. So ſtarb Melias, betrauert von ſeinen Unterthanen, denn er war friedfertig, freigebig und gerecht geweſen. Als das Attila erfahren berief er eine Volksverſammlung, ſtellte derſelben ſeinen bisherigen, glücklichen Erfolg gegen Hunaland vor und ſchwor, er wolle das väterliche Reich nicht eher wiederſehen, bis er ganz Hunoland erobert. Die Verſammlung lobte ihn deshalb.

(63.) Melias hatte erſt in Vilkinaburg geſeſſen, als er aber das Reich vollſtändig erobert, verlegte er den Sitz nach Suſat, welche Stadt er begründet. Mit Feierlichkeit ward Attila zum König von Hunaland gewählt und Oſantrix, der Oda, Melias Tochter, Gemal, dem das Reich entriſſen, erzürnte darüber. Dieß der Urſprung der Feindſchaft und Kriege zwiſchen Oſantrix und Attila. Attila behielt das Reich unter dem Vorwand, das Reich Frießland, ſeines Vaters Oſid, müſſe er, da es zu klein für zwei ſey ſeinem Bruder Ortnid überlaſſen. Das eroberte Reich aber werde er eifrig vertheidigen. Da einige Zeit darauf Oſid geſtorben war, noch der ältere Sohn Ortnid Friesland.*) Ortnids Sohn, Oſid ging dann, als er erwachſen, an Attilas Hof, und ward hier gut aufgenommen, und zum Anführer einer Ritterſchaar gemacht.

(64.) Attila ſchickte ſeinen Neffen Oſid an Oſantrix und ließ um deſſen Tochter, Erka, für ſich anhalten. Oſantrix empfing ihn ſehr wohl, aber der Brautwerber erlangte ſeinen Zweck nicht.

(65 — 67.) Nun ſendete Attila den Markgraf Nodolfur an Oſantrix. Der aber entgegnete unter andern, Attila ſey nicht von ſo edlem Geſchlecht als die Nuzciamena, und er fürchte den angedrohten Krieg nicht.

(68.) Attila begann auf die abermalige abſchlägige Antwort den Feldzug gegen Vilkinaland mit Eifer. Mit 6000 Rittern und vielen andern Dienern (mi kinn her, thann er Sergenter heita.**) Er kam nach Vilkinaland und wüſtete und brannte und nahm die Burgen.

(69.) Oſantrix ſchickte dann, auf die Nachricht von Attilas Ankunft nach Sioland an den ihm zinspflichtigen König Aſpilian und ſeine Brüder die Rieſen. Sie kamen und

---

*) Iſt dieſes Alles vielleicht genaue Nachzählung der Geſchichte? Die Namen der Orte und Perſonen ſind verändert. Dieß würde Licht in das dunkele Verhältniß zwiſchen Attila und Wieda bringen. Attilas Entſchuldigung für ſeine Occupation erinnert an die neuern Zeiten.

**) Die Savianten, ſ. v. 146. Anm.

richteten eine große Niederlage an, obgleich ihre Zahl die kleinere war, besonders Widolf. Endlich aber wichen sie der Menge und flohen zum Osantrix.

(70.) Da setzte sich Osantrix mit 10,000 Rittern und großem Heer dem Attila entgegen. Widolf und seine Brüder kämpften heftiger. Da sich Attila von den Feinden umringt sah, entwich er in den nahen Wald, wo er die Zelte aufschlagen ließ und mit dem Heere ruhte.

(71.) In der Nacht erhob sich aber Markgraf Rodolfur, ging heimlich mit 500 Rittern nach Osantrix Lager und tödtete 500 von seinen Rittern, mußte sich aber, als Osantrix das Heer ihm gewaffnet entgegen stellte, zu Attila zurückziehen. Er bewog Attila nach Hunaland zurückzugehen und den Krieg zu lassen. Attila zog also heim und ruhete einige Zeit.

(72 — 83.) Rodolfur gedachte nun mit List Erka zu erlangen. Mit 300 Rittern und Osid ging er nach Vilkinaland, diente dem Osantrix unter der Gestalt des Sigurd, entdeckte sich der Erka und beredete diese, nebst ihrer Schwester Berta, zur Flucht. So führte er sie dem Attila zu, der ihn dafür sehr ehrte. Hieraus entstanden schwere Kriege zwischen denen von Hunaland und Vilkinaland.

(84.) Attila, König von Susat, ward reich und mit einem großen Heer versehen und bezwang die angrenzenden Reiche. Mit Ermenrik, König von Puli, trat er in Bündniß: Attila hatte ihm den Osid mit 12 Rittern zum Abschluß gesendet. Dagegen sendete ihm Ermenrik den Waltar mit 12 Edeln.

(85 — 87.) Waltar verliebt sich, als er einige Jahre bei Attila gewesen, in die Hilldegundur, des Jarls von Grecia Tochter, die auch als Geißel in Susat war und entführt sie.

(111.) Es war immerwährender Streit zwischen Osantrix und Attila, so daß bald der, bald jener siegte oder niederlag. Attila wuchs an Macht durch eingegangne Bündnisse mit Rittern und Fürsten, und die Männer seines Landes waren ihm gewogen, denn er war mild.

(112) Osantrix dagegen war rauher und härter geworden. Seine steten Begleiter waren die beiden Brüder, die Riesen Vidolf Mittumstanga und Arentrod.

(113.) Attila wünschte mit Osantrix Frieden zu machen und schickte eine Gesandtschaft an ihn, seinen Sinn zu erforschen. Osantrix wollte nicht Frieden. Da sendete Attila an Thidrik, König von Bern und lud ihn ein zu ihm mit einer Schaar seiner besten Kämpfer nach Hunaland zu kommen, denn er wolle den Osantrix in Vilkinaland bekriegen. Thidrik kam da seinem Bundsgenossen zu Hülfe.

(114.) Thidrik kam mit 500 Rittern und allen seinen Kämpfern von Verona und erfreute Attila durch seine Ankunft. Zusammen zogen sie nach Vilkinaland, wüsteten, raubten Menschen und Beute.

(115.) Osantrix sammelte ein tüchtiges Heer aus seinem gesammten Reiche und es trafen sich die beiden feindlichen Heere. Herbrand trug Thidriks Fahne und streckte Roß und Mannen nieder; neben ihn Thidrik mit den Kämpen. Da kam Vidolf Mittumstanga und schlug den Vidga nieder, dem Heimir zur Seite stand. Thidrik drang heftiger. Osantrix floh, nachdem ihm 500 der Seinigen erschlagen worden. Von Seiten Attilas wurden 300 vermißt.

(116.) Da fand Hertnid, Osantrix Brudersſohn, am Wege den niedergestreckten Vidga, nahm ihn mit und legte ihn in Ketten. Attila und Thidrik gingen nach Susat. Thidrik ging aber nach Bern, während Vildifer bei Attila blieb um zu erfahren was mit Vidga geschehen.

(117.) Einige Tage darauf ging Attila auf die Jagd in den Lyrawald, mit Vildifer und andern Genossen. Vildifer blieb im Walde, während Attila Abends heim ging, und erlegte einen Bären.

(118 — 125.) Der Sänger Isung kommt zu Attila, reist mit Vildifer zum Osantrix und befreit durch List den Vidga, der mit ihnen nach Susat und Bern geht.

(123.) Vildifer erschlug zugleich den Osantrix und seine Riesen, Vidolf und Arentrod, als Bär verkleidet.

(220.) Artus, des Königs von Bertangaland Söhne, Iron und Apollonius kamen zu Attila nach Suſat, wurden gut aufgenommen und der erſte zum Jrol von Brandinaborg, der andre zum Jrol von Tira (ſkamt fra Rin) geſetzt. Apollonius hielt vergebens um des König Salomon, König von Frackland, Tochter, Herberg an. Er erhielt ſie nicht. — Attila war im Bunde mit Salomon.

(268.) Thidrik nun durch Ermenrik vom Reiche vertrieben, geht mit den Seinen zu Attila nach Suſat, der ihn mit Freuden aufnimmt und bei ſich behält.

(269.) Attila erzählte dem Thidrikur das viele von Oſantrix erlittene Unrecht, und Thidrikur trieb ihn zur Rache an. Es melden bald die Boten, wie er das Land verwüſte. Attila rief ſeine Schaaren zuſammen und Thidrikur will ihn unterſtützen. Attila, Thidrikur und Markgraf Rodingeir zogen aus Suſat aus, gen Brandinaborg, welche Stadt Oſantrix genommen, und wo er jetzt ſeinen Feind erwartete.

(270.) Die Schlacht begann; der König ermahnte die Hynen an die frühern Siege und Thaten. Hildebrand erſchlug die anrückenden Vilkinamänner. Einen Tag dauerte der Kampf, denn Oſantrix erſchlug viele Hynen — aber Ulfrad erſchlug den Oſantrix. Da flohen die von Vilkinaland und Attila war Sieger und zog heim. An Oſantrix Stelle ward Hertnit, Oſantrix Bruder, König.

(271.) Bald darauf kommen Boten und melden, daß Walldimar, König von Holmgard, in Hunaland. Thidrikur beſtieg einen Thurm und ſah den in der Ferne aufſteigenden Rauch, und rieth dem Attila, das Heer alsbald zuſammen zu berufen. Es geſchah durch das Heerhorn. Der Feldzug begann. Wolldimar hatte indeſſen eine anſehnliche Stadt genommen, und den Rodolf, einen Geſandten (Sendimann) gefangen. Er hatte tauſende von Menſchen erſchlagen, tauſend Dörfer und fünf Kaſtelle und Burgen verbrannt, und große Beute genommen. Da er aber Attilas Ankunft vernahm, zog er ſich in ſein Reich zurück.

(272.) Attila bereitete ſich zu einem Feldzug mit ſeinen Herzogen, Grafen und Rittern gegen Ruziland. Er ver-

wüstete dasselbe und Walldimar zog dagegen sein Heer zusammen. An den Grenzen von Vilkinaland trafen sich die Heere, Walldimars war das stärkere. Thidrikur stand dem Sohne Walldimars, dem Thidrikur gegenüber.

(273.) Von beiden Seiten ward heftig gestritten. Thidrikur von Bern brachte die Ruzimänner zum Weichen, und fing den Thidrikur, Walldimars Sohn. Da kam die Nachricht, daß Attila mit seinen Hunnen geflohen. Thidrikur kämpfte hierauf nur noch eifriger. Attila aber kam nach Hunaland mit einem Verlust von 500 Mann.

(274.) Thidrikur mußte sich in eine Burg zurückziehen, und Walldimar belagerte ihn. Thidrikur trieb ihn durch einen Ausfall auf einige Zeit zurück, denn der meinte, Attila sey gekommen.

(275.) Da Walldimar merkte, er sey betrogen, schloß er ihn noch enger ein. Ulfred aber drang in Walldimars Lager, steckte sein Zelt an und entkam, als Thidrikus Bote zum Attila, dem er die Noth der Eingeschlossenen klagte.

(276.) Attila eilte nun dem Thidrikur zu Hülfe. Walldimar zog sich auf diese Nachricht zurück und Thidrikur tödtete viele der Flüchtigen. Der gefangene Sohn Walldimars ward mit heim genommen und ins Gefängniß geworfen.

(277.) Attila dachte nun auf einen Feldzug und überließ den wunden Berner der Heilkunst der Erka. 8000 Ritter hatte Attila und viele andere Mannen. Erka aber rieth zum Frieden mit Walldimar und zur Freilassung von dessen Sohne. Attila erzürnte und ließ diesen in ein arges Gefängniß werfen.

(278.) Während nun Attila nach Pulinaland und Ruziland zog, heilte Erka den Sohn des Walldimar und ließ den Berner in seinen Wunden leiden. Als der Vilkiner gesund war, wappnete er sich und entfloh.

(279 — 82.) Thidrikur von Bern, von Erka gebeten, zog nun seinem Namensbruder nach, kämpfte mit ihm und erschlug ihn.

(285.) Attila verwüstete indessen die Länder des Walldimar. Dieser stellt ihm sein Heer entgegen. Attila trug

die Fahne vor seinen Hynen: Hildebrand befehligte die Berner. Von Attilas Theile wurden 1000 erschlagen und Attila flieht. Hildebrand aber streitet tapfer gegen die Ruzimänner, mußte sich aber dennoch nach Hunaland zurückziehen.

(287.) Thidrik erfuhr von Hildebrand das Geschehene und rieth dem Attila zur Rache und versprach ihm seine Hülfe, denn er war von seinen Wunden hergestellt. Verwüstend zogen sie nach Pulnia und Ruziland, und belagerten die feste Burg Palteskia. Dort theilte Attila sein Heer in drei Theile. 10000 hatte er, 10000 Thidrik, den dritten Theil, meist Ritter, hatte Markgraf Rodingeir.

(288.) Drei Monate schon hatten sie die Stadt Palteskia belagert, jetzt beriethen sich die drei Heerführer und beschlossen, Attila solle mit dem Markgrafen vor der Stadt bleiben, während Thidrik ins übrige Reich Walldimars einfiele.

(289.) Thidrik zog fort, und wüthete mit Feuer und Schwert in Ruziland, und unterwarf sich die Gegend, belagerte auch die Stadt Smaland. Hierher kam nun Walldimar. Eine große Schlacht geschah, Thidriks Tapferkeit leuchtete Allen vor, Walldimar von tödtlicher Wunde getroffen warf die Fahne weg und die Aurilungen und Hynen verfolgen das übrige flüchtige Heer.

(290.) Drei Tage nach Thidriks Abzug nahm auch Attila die Stadt Palteskia ein. Die Einwohner wurden erschlagen und die Stadt zerstört.

(291 und 292.) Attila wollte nach dieser Eroberung nach Ruziland gehen und sich mit Thidrik, der vor Smaland lag, vereinigen. Dort war Iron Jarl, Walldimars Bruder, der ergab sich nun, nach Attilas Ankunft, an Attila, der, auf Thidriks Rath, diesem das Reich gegen mäßigen Tribut überließ.

(293 — 314.) Thidrik wollte nun von Ermenrik sein Reich wieder erobern mit Attilas Hülfe. Attila gab ihm seine Söhne Runga und Erp mit.*) Aber der Feldzug

*) Wie in der Ravennaschlacht.

war nicht glücklich. Attilas Söhne blieben und Thidrik kehrte flüchtig nach Hunaland zurück.

(317.) Zwei Jahr nach dieser Schlacht starb Erka, und Attila

(318.) ließ sie feierlich begraben.

(Hier beginnt nun die Niflungesage — (von Cap. 319) — und berichtet den Inhalt des Nibelungenliedes, von Brynhild und Grimhilds Streit und Neid, Sigurds Tod; Grimhilds Rache.)

(332 und f.) König Attila hatte bis dahin ehelos in Susat gelebt und wünschte sich die Wittwe Grimhild zur Frau. Osid ward als Brautwerber abgesendet und erreichte seinen Zweck. Attila holte seine Braut selbst mit großer Begleitung ab. In der Stadt Vernizu*) geschah die Hochzeit.

(364 — 367.) Sieben Jahr war Grimhilde in Hunaland schon, als sie ihren Gemal Attila bat, er möchte doch bald einmal ihre Brüder zum Besuch einladen lassen. Auch hätten diese noch die Schätze des Sigurd. Attila war sehr habsüchtig und wünschte den Niflungenschatz zu besitzen. Grimhilldur ließ also ihre Brüder einladen.

Es folgt nun der Traum der Oda (Frau Ute) und die Reise, die Verheirathung von Rüdigers Tochter und das Gastmal. Aldrian, Grimhilldurs Sohn giebt dem Hogne einen derben Schlag und dieser haut dem Kinde das Haupt ab. Die Schlacht beginnt, und es wurden Hynen und Niflungen — auch Blodelin — erschlagen.)

(367.) Hogne war von Thidrik sehr geschlagen, dieser erbarmte sein und ließ ihn; Hogne meinte er habe nur noch wenige Tage zu leben, und schlief noch mit der Herraud, einer Verwandtin Thidriks. Dieser gab er die Schlüssel zum Niflungenschatze, und bat sie, den Sohn, den sie einst gebären würde, Aldrian zu nennen. Das Geschlecht der Niflungen hatte aufgehört und die reichsten Hynen waren erschlagen worden. Blos König Attila, Thidrik und Hilde-

*) Worms.

brand waren übrig geblieben — (die wüthende Grimhilldur hatte Thidrik erschlagen) — 1000 Niflungen und 4000 Hynen und Aumlungen waren erschlagen. (Der Verf. der Wilkinasaga bezieht sich hier auf Thydestir (teutsche) Männer, die dieß besungen.) Erka hatte schon das Unglück dieser Verheirathung vorausgesagt.

Thidrik verließ nun Attilas Hof und ging nach Verona, erhielt sein Reich wieder und ward gekrönt.

(381.) Attila wünschte nun eifrig zu wissen, wo die Schätze der Niflungen wären. Endlich erbot sich Aldrian, Hognes Sohn, er wolle dem Könige den Schatz zeigen, wenn er allein mit ihm, ohne alle andre Begleitung, kommen wolle. Attila wollte dieß. Einige Tage darauf ritt Attila mit Aldrian in einen Wald, was die andern nicht billigten, da er schon so alt sey. Nach einer Tagereise kamen sie an einen Berg. Hier ging Aldrian in den Berg, dessen verschüttete Thür 3 Schlösser verwahrten: ihm folgte der König, welchem jener den Schatz der Niflungen zeigte, wie auch die Waffen von Sigurd, Gunnar und Hogne. Aufmerksam betrachtete Attila diese aufgehäuften Schätze. Aldrian ging noch tiefer in den Berg und gebot Attila ihm zu folgen, und zeigte ihm einen noch einmal so großen Schatz, der Attila besonders erfreute. Da er nun das Innere des Berges durchgangen, ging Aldrian zurück und verschloß den Berg wiederum. Attila bat jenen er möchte doch wieder zu ihm kommen. Der entgegnete aber, er könne sich am Schatze nun sättigen, er selbst wolle im Schatten des Waldes bleiben. Somit verriegelte er die Thür und schob Erde und Sand davor. Da merkte Attila, daß Aldrian sich für den Mord des Vaters und der Niflungen rächen wolle. Nach dreien Tagen kam Aldrian zum Berge zurück und Attila hatte die innere Thüre geöffnet und bat den Aldrian ihn doch herauszulassen, er wolle ihm gern Schätze und eine reichsfürstliche Würde geben, und die Erbschaft des Schatzes versichern. Aldrian blieb unerbittlich; einst hatte er vorausgesagt, Attila werde sich Baumirndenbrod und Wasser wünschen. Nun möge er sich mit Schätzen füllen. Somit ver-

ſcharrte er die Thür wiederum, ſetzte ſich zu Pferde und ging zur Brynhild. So hatte Attila ein würdiges Ende ſeines Lebens, und fürder wußte kein Menſch wo der Niflungenplatz verborgen ſey.

Dies iſt was die Sage berichtet. Die Wilkinaſaga ſtellt ihn in ſeiner Thatenkraft dar, mehr der Geſchichte treu, das Heldenbuch, von der Wilkinaſaga berückſichtigt, ſtellt den idealiſchen Attila dar; die Sage hat hier gleichſam die Geſchichte fortgeſetzt, das ergänzt, was dem Volke fehlte — wie ſie denn ſonſt gewöhnlich den Anfang der Geſchichte zu ergänzen pflegt.

Die Wilkinaſaga ſagt, Attila habe ſich ein Reich erobert, um den Bruder nicht zu beeinträchtigen. Oſantrix von Vilkinaland war der erſte Feind, Walldimar der zweite. Attila erſcheint nicht ſtets als Sieger, muthig im Glück, faſt verzagt im Unglück. Seine Züge gehen meiſt auf Vilkinaland, Polen und Rußland. Dieſes aber ſtammt von den Normannen, die dorthin zogen und ſich Reiche errichteten. So warf er die Fahne weg und floh; dagegen erſcheint Thidrik als groß, tapfer und edel. Vielleicht iſt Thidrik der oſtgothiſche König Wolamir der Geſchichte und der Dietrich von Verona, als allgemein bekannte Perſonen mußte der Repräſentant aumlungiſcher Königsgröße ſeyn. — Die Erka des Etzel iſt die bei Priscus vorkommende Kerka — ſo wie Helches Name an Ildico oder Idilor erinnert.

Am merkwürdigſten iſt der Tod Attilas dargeſtellt, die Sage läßt ihm das Gold und Silber, worein ihm ſeine Hunnen legten. Ungern ſtarb Attila — denn ſein Werk war nicht vollendet — (Aldrian iſt faſt wie ein Rachegeiſt. Ein würdiges Ende!) — Aber auch plötzlich, unvermuthet endet er in der Sage, wie in der Geſchichte.

10.

Attila, wie die Legende ihn darstellt.

Also hatte das Volk seine Ansichten von Attila gestaltet, anders die Geistlichen, der Clerus. Das Volk kannte ihn nur als Sieger, als König, als reich, als gut, mild gegen die Untergebenen, groß gegen die Feinde.

Die Geistlichkeit aber sah in ihn nur die Geißel Gottes, Gottes Strafruthe für die entarteten Christen. Er erscheint also gleichsam im Dienste der Kirche — denn diese und Gott waren ja im Mittelalter ein Begriff.

Wollte ich alle Legenden, die von Attila bekannt sind, aufführen, so müßte ich doch wohl mit der angeblichen Ermordung des Bleda beginnen. Aber nur die geistlichen Sagen scheinen einen Ort zu verdienen, welche die Kirche selbst bestätigt und aufgenommen hat.

Die Geschichte des gallischen Zuges bietet dann die ersten dieser Sagen dar.

(1.) Des heil. Anian der Orleans rettete ist schon gedacht. (im 5. Absch.)

(2.) Vom heil. Servatius meldet Gregorius*), daß er, als das Gerücht von Ankunft der Hunen erscholl, nach Rom gereiset sey, um durch Fasten und Beten den Einfall der Hunen in Gallien abzuhalten. Aber der heil. Apostel sagte ihm, er solle nur heimgehen, Gallien würde verwüstet werden, er aber werde die Verwüstung nicht sehen, denn vorher werde er schon sterben. Servatius ging heim und starb in Utrecht.

(3.) Als die Hunen Metis zerstörten**), blieb auf die Bitten eines frommen Mannes, durch St. Peter und Pauls Schutz das Oratorium des heil. Stephan allein unverletzt. Dieses soll am heiligen Osterabend geschehen seyn.

(4.) Auch St. Genovefa***) rettete durch ihr Verdienst Paris. Als der Ruf kam, Attila durchziehe Gallien

*) Gregor. Tur. II. 5. du Chesne I. p. 270. sq.
**) Gregor. Tur. II. 6.
***) Vita S. Genovevae Virginis; (du Chesne Scr. r. T. I. 525.)

mit Verwüstung, wollten die erschrockenen Bürger von Paris ihre Güter in andre Städte retten. Genovefa aber rief ihre Frauen zusammen, beredete sie zu Fasten, Gebeten und Wachen. Einige Tage lang setzten sie dieß im Taufhause fort, nachdem sie ihre Männer beredet, die Güter nicht in andre Städte zu entfernen, denn jene Städte würden durch Hunen zerstört, Paris aber gerettet werden.

Doch die vorzüglichste und merkwürdigste aller dieser Legenden — worin Attila als der eigentliche Völkermörder bezeichnet wird, ist

(5.) die Legende von der heiligen Ursula und ihren eilftausend Jungfrauen, welche schon Sieghbert von Gemblours beim Jahre 450 erzählt.

Ihr Leiden (passio) ward also begangen.*) In Britonien war ein christlicher König, Nothus, dessen Tochter, Ursula, durch wunderbare Sittenreinheit, Weisheit und Schönheit sich auszeichnete. Der König von Anglica aber wünschte sie seinem einzigen Sohne zur Gemalin. Er hielt für diesen Sohn bei Nothus um die Ursula an, und drohte, wenn man ihm abschlägige Antwort gäbe, mit Krieg. Nothus ängstigte sich sehr, denn jener König war ein Heide. Ursulas Gesinnung aber kannte er. Die Jungfrau jedoch beredete den Vater, dem Brautwerber zuzusagen, aber unter der Bedingung, daß man ihr, zum Troste, zehen erlesene Jungfrauen, jede von tausend Jungfrauen begleitet, zuweise, auch ihr 3 Jahre Zeit und Schiffe zu einer Wallfahrt und zu Weihung ihrer Jungfräulichkeit gestatte, und daß der junge König Christ werde und sich drei Jahr lang im Glauben unterrichten lasse. Alles wird zugestanden, eine Flotte wird bereitet, Jungfrauen strömen zusammen. Ursula aber eröffnete der Schaar ihren Anschlag. Alle strömen zur neuen Ritterschaft. Nun begann sie Kriegsübungen, mit Laufen und Scheinflucht und aller Art Spiele. Die Edelsten des Landes strömen zum ungewöhnlichen Schauspiel zusammen.

*) Ich folge der „viola sanctorum s. martyrologium. s. l. 1449. 4. fol. XCVII. mens. oct. XII. Kal.

Als Urſula alle 11000 Jungfrauen bekehrt, ſegelten ſie ab und kamen mit günſtigem Winde in einem Tage bis Colonia. Hier erſchien ihnen ein Engel des Herrn und weiſſagte ihnen, hierher würden ſie vollſtändig an Zahl zurückkehren und hierſelbſt die Krone des Markgrafthums erhalten. Sie gingen alſo nach Rom; bis Baſel fuhren ſie auf dem Rhein, dort verließen ſie die Schiffe und wanderten zu Fuße fort. Papſt Circacus*), ſelbſt aus Britannien ſtammend, freute ſich ihrer Ankunft; er ward ihr unzertrennlicher Genoſſe, taufte viele von ihnen, die noch nicht dieſe Weihe empfangen. Dann legte er ſeine Würde nieder, wider Willen der Cardinäle und den Willen des Volkes und übergab ſie dem heil. Almachius. Als aber die Jungfrauen von Rom zurückkehrten, kam Urſulas Bräutigam, Etherius, vom Herrn ermahnt, ſich ſogleich zu erheben und mit ihr in Cöln die Palme heiliger Zeugenſchaft zu erlangen. Gottes Winke folgend ließ er ſeine Mutter und ſeine kleine Schweſter Florentina taufen, ging mit ihnen und mit dem Biſchof Clemens den Jungfrauen entgegen nach Cöln. Jetzt kam mit ſeinem Heere plötzlich der König der Hunnen, Attila, die Geiſſel Gottes nach Cöln. Die heilige Schaar wußte dieſes, kehrte nach Cöln zurück und fand es von den Hunnen belagert. Die wilden Feinde aber fielen über die Heiligen her und ermordeten ſie grauſam. Als der König nach dem Morden der übrigen auch zur heil. Urſula kam, entbrannte er ob ihrer Schönheit und verſprach ihr größeres als ſie verloren, wenn ſie ſich ehelich mit ihm verbinden wolle. Sie aber lehnte dieß ſtandhaft ab und Attila durchbohrte ſie mit einem Pfeile und vollendete alſo ihre Zeugenſchaft. Alſo litt das Lamm Gottes in ſeinen Bräuten: wie ein ſtarker Löwe ſendete er ſein himmliſches Heer über die Feinde und vertrieb ſie. Die Bürger von Cöln aber begruben mit Freude und unter Thränen die heiligen Jungfrauen, ſo ſchicklich ſie nur konnten. Mit Recht freuet ſich ganz Teutſchland ihres Schutzes und bis an

*) Siricius? der von 385 — 398 regierte. Ein Anachronismus, der in Legenden und Sagen oft Statt findet. S. Ursisii epitome hist. Basil. (Bas. 1577. 8.) p. 60.

die Grenzen der Welt ward ihr Sieg ausgebreitet. Eine aber, fährt das Martyrologium*) fort, die heil. Cordula, entkam beim allgemeinen Morde, sie ging aber selbst am folgenden Tage zum Feinde und bot sich dem Schwerte dar.

Diese Legende wirft ein sonderbares Licht auf Attila, er mordet eine Schaar Jungfrauen und in der Sage heißt es (Etzels Hofh. 93.)

„Wer Weib schilt um ein Haar
Dem bin ich fast gehaß."

Aber die Sage sagt nicht von diesem unritterlichen Morde, vielmehr stellt sie Attila mit hoher Achtung gegen Frauen erfüllt, dar. Es war diese Legende bloß das Werk des Clerus. Sache des Volkes ward sie erst durch das Christenthum, welches, lange nach der Entstehung der Heldensage, den Neubekehrten auch diese Legende zuführte: (vielleicht gar um es von der Heldensage, dem Inbegriff des Heidenthums, abzuziehen). In Cöln aber ruhen noch bis heute die Gebeine von St. Ursula und ihren Eilftausenden in einer eignen Kirche. Auf Ursulens Grab stehet:

Sepulchrum Sanctae Ursulae indicio columbae detectum.

Auf andern Gräbern stehen Lampen und Kreuze.

Hiervon handeln folgende Werke:

Herm. Crombachii vita et martyrium S. Ursulae et sociarum XIm virginum. Ex antiquis monumentis. Colon. 1647. II. fol.

Historia undecimmillium virginum cum nonnullis additionibus. Impressio Colon. antiqua per Martinum de Worden a. s. a. 4.

Historia undecim milliumvirginum. Colon. 1509. 4.

Doch hatte auch Attila, Gottes Zornruthe, den Unschuldigen mit dem Schuldigen gestraft, so mußte er dennoch die Kirche ehren. Er konnte wohl Heilige morden, aber dem Bischof von Rom — dem Herrn der Könige und doch noch

*) XI. Kal. XXII. Ai.

Knecht der Knechte Gottes — mußte er ehrfurchtsvoll weichen.

Attila stand am Mincio im Begriff nach Rom zu gehen. Da kam der Papst Leo I. mit römischen Gesandten und bewog ihn zum Rückzug. Die Legende aber sagt*); als man Attila fragte, was ihn bewogen einem waffenlosen Priester zu weichen, habe er geantwortet: Ich sah an der Seite jenes Priesters einen Mann von bewundernswürdiger Größe im weißen Kleide, mit gezogenem Schwerte mir Tod drohend, wenn ich Leos Bitte nicht erfüllte. Ich gehorchte erschreckt. Da bewunderten ihn seine Ritter, lobten ihn und meinten dieser weiße Geist müsse ein Gott gewesen seyn.

Raphael von Urbino hat diese Legende in einem Gemälde und Aldgarde in einem Marmorhautrelief dargestellt. Aldgarde soll von Innocenz X. 30,000 Scudi dafür erhalten haben. Eine Nachbildung aus Holz befindet sich in den Sälen der königl. Antikensammlung zu Dresden. Attila, ein schlanker schöner Mann, in römischer Kriegstracht blickt erschüttert gen Himmel, der von den Heerschaaren Christi erfüllt ist, voran zwei Männer mit gezücktem Schwert. Der Papst zeigt dahin auch.

Noch eine Legende von Attila steht zu berichten.*)

(6.) Als St. Johann Bischof von Ravenna war, verwüstete Attila, König der Hunnen, die Gränzen Italiens und tödtete mit seinem Schwert die Leiber der Völker. Er nahte auch der Stadt Ravenna, umgeben mit Panzern und Schildern. Da warf sich der heilige Vorsteher der Stadt, Johannes, vor Gott nieder und flehte ihn an. Den folgenden Tag ging dieser, gleich als wollte er Messe halten, in geistlichem Gewand mit Priestern und Geistlichen, mit Weihrauchfässern und Kerzen, Gott lobsingend und preisend vor

*) Juvenci Coelii Calani Attila, et XIX

*) Aus Agnelli — Ravennalis — libro pontificali ps. I. c. 2. (in Muratori Scr. rer. Italicar. Mediol 1723 fo. vol. III. ps. 1. nr. 1. — Agnell lebte zur Zeit Ludwigs des Frommen.)

die Stadt zu dem König Attila. Dieſes rührte ihn alſo, daß er nicht nur dem Johann nichts übles zufügte, ſondern ihn ſelbſt beſchützt hätte, wäre ein anderer Feind gekommen. Attila ſprach: dir Vater ſey deine Bitte gewährt, als er gefragt was jener wolle. Attila verweilte nur eine Nacht in Ravenna und zog am folgenden Tag ab. Denn Johann gab ihm die Schlüſſel der Stadt, man zierte dieſelben mit Blumen und ſang vor dem König her. Von da an verharrte Attila nicht mehr in ſeiner Grauſamkeit und kehrte ohne Krieg heim. Nachher ward er von einem feilen Weibe (mulier vilissima) ermordet."

So bändigte die Kirche den Ungebändigten, ſo benutzte die Kirche Alles zu ihrer Erhöhung — in majorem dei gloriam!

11.

Die Hunnen zu Attilas Zeit.

Was Attila gethan, wie er vom Volke und Clerus betrachtet ward, haben wir geſehen. Noch iſt es nothwendig einen Blick auf ſein Volk zu thun.

Die Verfaſſung der Hunnen unter Attila war ohngefähr dieſelbe, welche bei den aſiatiſchen Horden bis jetzt fortdauert. Attila war das Haupt der angeſehnſten Nation, nach deren Beiſpiel ſich die übrigen Unterthanen richteten. Den König aber umgaben die Vornehmſten und Angeſehnſten, was denn entweder die reichſten, tapferſten oder klügſten waren. Der König ſprach als ſolcher auch das Recht. Vor den Thoren ſeiner Burg ſaß er und hörte — wie der Augenzeuge Priscus meldet — die Partheien an. Grauſame Strafen werden bei dieſem Volke uns nicht befremden, denn die Roheit deſſelben machte ſolche nothwendig. Das Kreuzigen ſcheint die gewöhnlichſte Strafe geweſen zu ſeyn. Das Herkommen und der Wille des Königs, geſtimmt vielleicht

von seiner Umgebung waren die Gesetze. Volkszählung scheint Statt gefunden zu haben, wenigstens ließ Attila von einer Schreibtafel die Namen der Ueberläufer ablesen.

Von der Religion der Hunnen wissen wir wenig. Geschichte und Sage stellen sie als Heiden dar. Das Schwert war ihres Gottes Sinnbild. Doch scheint es aus Ammian zu erhellen*), daß sie diesen Dienst erst von den Scythen angenommen, wenigstens von den Alanen. Oder bedeutete das Schwert den Thor der Gothen? Die Orakel und Weihsage ist gewöhnlich bei jedem Volke zu finden, das sich von der Stufe der ersten thierischen Roheit erhebt.

Die Cultur der Hunnen beschränkte sich in Hinsicht der Kunst, auf Gesang. Das andere besorgten gefangene Römer. Priscus lernte einen Baumeister kennen, der des Onegisius Bäder gebaut und bei den Hunnen bleiben mußte. Doch scheint es fast, als ob die Hofburg Attilas von hunnischen Händen geschaffen worden sey. Priscus beschreibt uns dieselbe ziemlich genau. Attilas hölzerne Gebäude waren höher als alle übrigen, mit hölzernen herrlich polirten Tafeln belegt, umgeben von einer hölzernen Schranke. Zierliche hölzerne gedrehte Säulen ragten darüber hervor.

Die Kunst in Metall zu arbeiten scheint bei den Hunnen nicht unbekannt geblieben zu seyn. Denn ihren Waffenbedarf — sie kamen doch nicht mehr mit den Knochenspitzen an ihren Geschossen aus — mochten sie doch wohl selbst fertigen, so fern er nicht aus der römischen Beute zureichte.

Man hat den Hunnen die sogenannten Regenbogenschüßlein zugeschrieben. Reich genug wären sie wohl. Aber sie hatten ja genug römisches Geld, und es war mithin nicht nothwendig, daß sie eigenes geprägt hätten. Eben so wenig hatten sie eigne Schrift.

Das Trinkhorn Attilas — falls es ihm noch zugehörte — war aber wohl nicht hunnischer Arbeit.

Rohe Pracht finden wir bei ihnen. Ihr Kunstsinn mag wohl überhaupt mehr annehmender als schaffender Art

*) Ammian. XXXI.

gewesen seyn. Sie raubten die Schätze zusammen und putzten sich, ihre Pferde und ihr Geräthe damit. So sagt Priscus, daß Attila nicht wie die andern Hunnen sein Schwert und Gezäume mit Steinen und Perlen besetzt habe, und daß er nicht wie die andern in prachtvolle Stoffe gekleidet gewesen sey.

Die ganze Lebensart der Hunnen erinnerte an ihre Herkunft — an die asiatischen Steppen. Als ächte Nomaden finden wir keine Städte bei ihnen, außer denen, die sie im eroberten Lande vorfanden. Nur Flecken waren ihre Wohnungen von zeltartigen Häusern. Darum führten sie auf Reisen stets Gezelte bei sich. Als die Gesandtschaft, wobei Priscus war, ein Gewitter überraschte und der Sturm ihre Zelte zerriß, das Gepäck aber umherstreute, kamen die Einwohner eines nahen Fleckens mit Spahnfackeln, halfen ihnen das Zerstreute sammeln, nahmen die durchnäßten Römer mit in ihre Hütten, pflegten sie mit Speise und Trank, und die Weiber gingen in ihrer Gastfreundschaftlichkeit sogar soweit, daß sie recht freundlich gegen die Fremden waren.

So waren die Hunnen ein glückliches Volk, mit Viehzucht beschäftigt, sicher unter dem Arme ihres Königs, beutelustig und darum auch kriegfertig. Priscus berichtet, daß er einen griechischen Handelsmann kennen gelernt, der sich sehr glücklich bei den Hunnen gefühlt. Weiter habe einer der seinen Geschäften obliege und seine Güter genieße, berichtete der Hunnen-Grieche, keine Geschäfte. Des Drucks der römischen Beamten vergesse er hier. Das Volk lebte also in einfachem Genusse seines Besitzes hin — so doch daß oft neben der größten Einfachheit und neben schmutzigem Geräthe, manches kostbare römische Beutestück glänzen mochte.

An Attilas Hofe und in dessen Umgebung herrschte natürlich größerer Luxus. Wir finden hier schönere Gebäude, Bäder, Gelage, Schmuck und Putz. Hier waren die ersten Hunnen, die reichsten und angesehnsten. Trank das übrige Volk eine Art Bier — *Kámor* — das man wahrscheinlich von den Gothen bereiten gelernt, so trank man bei Hofe Wein.

Priscus wohnte einem Gastmale an Attilas Hofe bei und beschreibt uns dasselbe. Der Vater des Hunnen Orestes ladete ihn und den Gesandten Maximin zur neunten Stunde des Tages, bei Attila zu erscheinen. Als sie an die Schwelle des königl. Hauses kamen, überreichte ihm der Schenke einen Becher. Hier tranken sie einen Willkomm auf Wohlseyn des Königs. Sodann führte man sie zum Sitze. Im Zimmer standen 2 Reihen Sitze. In der Mitte saß auf einem erhöhten Lager Attila. Zur Rechten von Attila saßen edle Hunnen, zur Linken der edle Hunne Berich und die Gesandten. Zur Rechten des königlichen Lagers saß auf einem Hochsitz Onesigius, ihm entgegen zwei von Attilas Kindern. Als Alles in Ordnung saß, gab der Weinschenke dem Attila eine Schale Weines, grüßte den ersten der Gäste, und dieser trank stehend auf Attilas Gesundheit. So tranken alle Gäste. Jeder aber hatte einen Schenken, der, wenn Attilas Schenk hinausging, dessen Stelle, reiheum, vertreten mußte. Als dieser Umtrunk geschehen, forderte Attila die Männer auf, nach thracischer Sitte einen Wettkampf zu beginnen. Nachher begann das Gastmal. Es waren vor Attila Tische errichtet, an denen je drei bis vier saßen. Man brachte volle Teller mit Fleisch, Zukost und Brod. Attila speiste mäßig am hölzernen Tische und trank aus hölzernem Becher. Die übrigen speisten auf Silber. Nach der ersten Wahl trank man Attilas Gesundheit. Nachher setzte man sich wiederum und erst mit dem Einbruch der Nacht endete das Gelag. Jetzt traten 2 scythische Männer ein, welche in selbstgemachten Versen Attilas Siege besangen. Viele Hunnen weinten in Erinnerung der Thaten oder von Muthe entflammt. Nun kam das Gegenstück — ein verrückter Hunne trat ein, schwatzte abentheuerliches Gerede und Alle lachten, außer Attila. Die Verlegenheit eines Bittstellers erregte eben ein so großes Lachen. —

So waren die Gelage bei Hofe beschaffen. Auch noch andre Feste hatten diese Hunnen. So ward Attila einst, als er von der Jagd zurückkam, feierlich eingeholt. Es gingen ihm Mädchen voraus in Reihen gehend, von denen

die erste und letzte jeder Reihe einen feinen Schleier emporhielten, so daß die andern wie unter einem Dache gingen. Je 6 Mädchen bildeten eine Reihe und sangen scythische Gesänge. Als sie bei Onesigius Hause vorbeikamen, trat dessen Gemalin hervor und reichte dem König einen Willkomm.

Das öffentliche Leben war also in Krieg und Feste getheilt. Einfach floß das häusliche dahin. Ehen hatten die Hunnen, aber so rein wie bei den Germanen des Tacitus waren sie nicht, wie die Abentheuer des Priscus beweisen. Die Erziehung, war wohl bloße Ernährung. Jung zog der Hunne in den Krieg — die Führung der Waffen und Viehzucht war das einzige was ihn beschäftigte. Die Frauen, selbst die Königin beschäftigte sich mit Weben von Stoffen.

Im Ganzen waren die Hunnen ein gastfreies, gutmüthiges, kriegerisches, rohes Volk, vielleicht ganz den Germanen gleich — nur noch sinnlicher, genußsüchtiger wie diese.

12.

Attilas Söhne und Ende des Hunnenreiches.

Attila hatte nach Jornandes Zeugniß mehrere Gemalinnen *) gehabt und mit denselben mehrere Kinder erzeugt. Die Geschichte nennt uns die Recca, Kerka und Ildico. Die Sage Ospiru, Helche (Erka) und Chrimhild. Mit der Kreka (Creca) erzeugte er drei Söhne. Der ältere herrschte schon zur Zeit des Priscus über die Akaterer und die andern scythischen Völker am Pontus. Seinen jüngern Sohn, Er-

*) Im Heldenbuch hat Attila zwar auch mehrere Gemalinnen, aber nicht nach, sondern neben einander. Erka und Chrimhilt, von ersterer war Ort und Scharp (Ez und Runga) von letzterer Aldrian. Also auch drei Söhne.

nas, liebte er vor allen Andern, denn eine Weissagung hatte ihm verkündet, dieser gerade werde das Reich aufrecht erhalten. Noch ein Sohn hieß Dengizich. Diese Söhne hinterließ Attila, als ihn der Tod aus der Mitte seiner Entwürfe riß, im blühenden Lebensalter.

Die nächsten Bewegungen nach Attilas Tode erzählt Jornandes.*) Die Söhne Attilas, die sämmtlich herrschen wollten, verloren sämmtlich die Herrschaft. Sie wollten die Völker des Reiches nach dem Loose unter sich vertheilen. Als dieses der Gepiden König Ardarich erfuhr, erhob er sich, der erste, und erlöste sein Volk und andre von der hunnischen Herrschaft. Am Flusse Notad in Ungarn geschah eine Schlacht. Die Völker hatten sich getheilt. Gepiden, Gothen, Sueven und Hunen, Alanen und Heruler stritten um die Herrschaft. Nach vielem Streite siegen die Gepiden. Ardarich erschlug 30,000 Hunnen und deren Hülfsvölker. Ellac, Attilas ältester Sohn, bleibt, die übrigen Brüder flohen nach dessen Tode an die Ufer des Pontus, und viele Hunnen wurden auf römischen Boden aufgenommen. Die Gepiden nahmen die frühern Sitze der Hunnen ein, die Dacier verlangten von den Römern Jahrgelder und erhielten diese. Die Gothen erlangten Pannonien und die Sarmaten und Cenumdri nebst einigen Hunnen erhielten: die Sciren**) aber und Satagirier und andre Alanen, unter ihren Führer Kandax, Klein-Scythien und Unter-Mösien.

Das war das Schicksal von Attilas Reiche. Die Völkermasse löste sich auf, da der Stamm fehlte, der sie zusammengehalten. Auch Priscus berichtet noch Einiges über Attilas Söhne.

Zu Leo — griech. Kaiser — kam, im J. 457 eine Gesandtschaft der Söhne des Attila, um, nach Beilegung aller frühern Streitigkeiten Frieden zu machen. Die Römer sollten bis an den Ister Handel treiben, und das, was sie brauch-

*) v. Goth. c. 50.

**) Die eigentlichen Sciren waren unter Ildes aufgerieben worden, diese sind also wahrscheinlich die Nachfolger in ihren Sitzen.

ten, nehmen können. Aber die Gesandtschaft ging unverrichteter Sache zurück; denn, sagt Priscus, es schien den Römern nicht schicklich ihre eignen Vortheile mit den Hunnen, die ihnen so vielen Schaden zugefügt, gemeinschaftlich zu machen. Als die Gesandtschaft zurückkam entzweiten sich Attilas Söhne. Dengizich wollte die Römer bekriegen, Irnach (oder Ernach Ἕρναχ) widersetzte sich dem, weil es nicht gut gethan sey, soweit vom Vaterlande den Krieg zu führen. Dengizich bekriegte die Römer dennoch und wollte sich des Isters bemeistern. Ornegisclus, Unterpräfect am Ister, ließ ihn fragen, ob er Krieg wolle. Dengizich aber entließ den Gesandten, ohne daß er etwas ausgerichtet und meldete dem Kaiser, er würde ihn bekriegen, wenn er ihm nicht das Land, welches er inne habe und Geld für sein Heer geben werde. Der Kaiser antwortete, er wünsche ihn zum Bundsgenossen zu haben. Doch kam es zu Kämpfen.

Als hierauf die Gothen und Hunnen von den römischen Feldherren Anagastus, Basiliskus und Ostrovius belagert wurden und an Lebensmitteln Mangel litten, meldeten die Hunnen (Scythen) sie wären zur Uebergabe bereit, der Kaiser möge ihnen nur einen Landstrich zur Wohnung anweisen. Ehe aber die versprochene Antwort vom Kaiser zurückkam, sagten die Hunnen, sie könnten den Hunger nicht länger ertragen. Die Feldherren der Römer beriethen sich und versprachen den Hunnen Lebensmittel, wenn sie alsbald zum römischen Heere stoßen wollten, aber, wie sie gewohnt wären, in einzelnen Haufen. Caleal, ein Hunne im Dienste der Römer brachte es aber dahin, daß sich die Hunnen und Gothen gegenseitig niedermetzelten, indem er Zank unter ihnen anrichtete. Nun fielen die Römer über die Andern her und rieben sie auf.

Nachher finden wir noch Hunnen im römischen Heere, das Belisar gegen die Vandalen führte; hier waren sie gewohnt, als Bundsgenossen einzeln zu streiten. Auch hier zeigten sie noch die alte Raub- und Beutesucht. Doch die Größe der Hunnen war dahin.

Die Teutſchen aber, die bisher unter hunniſcher Herrſchaft gelebet, wurden nun frei, und die nächſte Folge war der Umſturz des weſtlichen Kaiſerthums durch Odoacer, ſo wie die Gründung des fränkiſchen Reiches. Dem Odimar folgte Theodorich mit ſeinem Reiche.

Auch dieſes Reich ſank hin — als die Gothen im ſüdlichen Clima verweichlicht wurden. Der Einzug der Lombarden in Italien öffnete den ſlaviſchen Völkerſchaften Pannonien. Im eigentlichen Teutſchland aber bildeten ſich die Grenzen der Völkerſchaften beſtimmter aus.

So war durch Attila und Odoacer das weſtrömiſche Reich aufgelöſet, und Italien ward mit friſchen, kraftvollen Völkern erfüllt. Zwar hatte Rom noch die Denkmäler ſeiner alten Cultur, ſeiner Schriftſteller- und Künſtler-Werke, an die des Chriſtenthums einfach erhabene Lehren ſich anſchloſſen, aber die Kraft, dieß Alles aufzufaſſen, fehlte. Rom ſank durch ſich ſelbſt, nachdem ſeine Volkskraft aufgelöſt: noch ſteht aber die ewige Stadt, ein warnendes Beiſpiel allen Völkern und allen Zeiten.

Anmerkungen.

a) Sogar geheime Polizei fehlt nicht in diesem Musterbilde eines verderbenen Staates. Ammian Marcellin sagt in 2 langen Stellen so viel, daß nur der Name fehlt. Die erste ist lib. XIV. c. 1. (p. 2. der Ausg. von J. A. Ernesti. Lpz. 1773 8.)

„Excogitatum est super his, ut homines quidam ignoti, vilitate ipsa parum cavendi, ad intelligendos rumores per Antiochiae latera cuncta destinarentur, relaturi, quae audirent. Hi peragrantes et dissimulantes honoratorum circulis adsistendo pervadendoque divitum domus egentium habitu, quicquid noscere poterant vel audire, lateuter intromissi per posticas in regiam, nuntiabant: id observantes conspiratione concordi, ut fingerent quaedam et cognita duplicarent in pejus: laudes vero supprimerent Caesaris*), quas invitis compluribus formido malorum impendentium exprimebat. Et interdum accidebat, ut si quid in penetrali secreto, nullo interioris vitae ministro, paterfamilias uxori susurrasset in aurem, velut Amphiarao referente aut Martio, quondam vatibus inclytis, postridie disceret Imperator. *Ideoque etiam parietis arcanorum soli conscii timebantur*"

Schrecklich ist die andere Stelle lib. 15. c. 3. p. 41: „Mercurius somniorum adpellatus comes, quod ut clam mordax canis, interno vicio submissus, agitans caudam, epulis coetibusque se crebris inferens, si per quietem quisquam, ubi fusius natura vagatur vidisse aliquid animo narrasset, id venenatis artibus coloratum in pejus, patu-

*) Natürlich, sie wurden wahrscheinlich nach dem Werthe ihrer Nachrichten bezahlt! Je mehr Verbrecher desto besser für den Fiscus.

lis imperatoris auribus infundebat: et ob hoc homo tamquam inexpiabili obnoxius culpae, gravi mole criminis colubatur. Haec augente vulgatius fama, tantum aberat, ut proderet quisquam visa nocturna, cum aegre homines dormisse sese praesentibus faterentur externis: maerebantque docti quidam, quod apud Allanteos nati non essent, ubi memorantur somnia non videri."

Wir können nicht froh genug seyn, daß wir nicht in solchen Zeiten leben. Was ist denn einer Familie das wirkliche Eigenthum, als das Bewußtseyn ihrer gegenseitigen Geheimnisse! Der Staat, der dieses Verbrechen hegte, ward gräßlich bestraft. Nie bleibt die Nemesis aus; wie dieß schon Ammian sagt: XIV. 11. p. 34.

b) Die ältere Geschichte der Hunnen findet man in Deguigne, Geschichte der Hunnen, übers. v. Dähnert, 4. Buch, 1. Bd. S. 397 ff. in J. C. Gatterers Vers. einer allg. Weltgeschichte bis zur Entdeckung Amerikas. Gött. 1792. S. 488. ff. in Fesslers Attila, Bresl. 1806. 8. S. 87.

c) Ueber diese Streitart hat Ammian Marcellin folgendes (XXXI. 2.) „Et pugnant nonnunquam lacessiti, sed incuntes proelia cuneatim variis vocibus sonantibus torvum. Usque ad pernicitatem sunt leves et repentini; ita subito de industria dispersi vigescunt et incomposita acie cum caede vasta discurrunt."

Hierher gehört noch die Stelle des Anonymus v. 51:
„Atque ad praedandum cuneus dispergitur omnis."

d) Ueber den Ursprung der Hunnen erzählt Jornandes (de rebus Goticis c. 24.) überschrieben de Hunnorum execranda origine, veneficarum scilicet cum immundis spiritibus congressu) dieses: Der Gothenkönig Filimar fand nach dem Auszug aus Scanzia, als er mit seinem Volke nach Scythenland kam unter demselben magische Weiber — alirumnas — die er in die Wüste jagte. Hier vermischten sie sich mit unreinen Geistern und es entstanden die Hunnen. Gobelin Persona — cosmodromii aet. III. c. 18. (scr. rer. sem. ed H. Meibom. Helmst. 1688. T. I. p. 109) meldet dasselbe und erzählt es dem Jornandes nach. Die Sage gab ihnen also denselben Ursprung wie den Riesen, Heldend. Ecken Ausf. Str. 280. Besser konnten die Germanen ihren Abscheu vor den Mongolen nicht ausdrücken.

e) Verschiedenartig wird von den Alten der Uebergang der Hunnen gemeldet. Zosimus sagt (lib. IV. et 29 §. 4. ed.

Rectemli): Der Treibſand des Tanais habe eine Bank gebildet auf welcher die Hunnen, wie auf einer Brücke, übergegangen wären. Johomenns (hist. eccl. l. IV. c. 37.) läßt ihnen eine Furth durch einen Ochſen zeigen, den eine Horniſſe geſtochen und den die Hirtin verfolgt. Jornandes — c. 24 — hingegen läßt ſie einen Hirſch verfolgen, der vor ihnen her in den Tanais ging und ihnen alſo die Furth zeigte (wie denn auch Clodwigen eine Hündin die Furth über den Fluß Vigenne zeigte.) Man ſieht alſo, die Zeitgenoſſen fragten, wie iſt dieſes Volk zu uns gekommen über den großen Strom, und jeder übte ſeinen Scharfſinn an der Beantwortung dieſer Frage, welche Deguignes doch wohl am wahrſten löſte; er ſagt, daß ſich kein Mongolenvolk durch Flüſſe aufhalten laſſe im Beutezuge, ſondern daß es ſein Gepäck zu einer Art Fahrzeug verbinde, und ſelbſt, an die Pferdeſchwänze ſich haltend, überſchwimme.

f) In dieſen Alanen könnte man faſt noch unausgewanderte Teutſche erblicken, wenn man Ammians Beſchreibung derſelben (XXXI. 2.) lieſt. Geſtalt, kriegeriſcher Sinn und Sitte beſtärken die Meinung.

g) Hermanrichs Reich erſtreckte ſich nach Jornandes — c. 23 — über die meiſten nördlichen Völker, dem auch Ammian (XXXI. 3) nicht widerſpricht: „Ermenrichi late patentes et uberes pagos — perruperunt, bellicosissimi regis et per multa variaque fortiter facta nationibus vicinis formidati.“ Er kommt auch im Heldenbuch als Kaiſer Ermenrik vor, wo aber Odoacers Thaten unter ſeinem Namen erzählt zu ſeyn ſcheinen. Nach Ammian ſtarb Ermenrich, indem er aus Furcht vor den Hunnen ſelbſt Hand an ſich legte. Jornandes, l. c. läßt ihn durch die Brüder der Sanieth, Sarus und Ammius ermorden, weil er dieſe, zur Strafe der Entweichung ihres Gemals, von Pferden hätte zerreißen laſſen. Er kam gerade um, während Balamber auf ihn losging, 110 Jahr alt. Die leichte Auflöſung des gothiſchen Reiches läßt ſich leicht einſehen, wenn man bedenkt, daß daſſelbe, wie nachher das hunniſche durch Attila, nur durch Ermenrich zuſammengehalten war, und daß die verſchiedenartigen, des Drucks müden Völker, ſich gern an den neuen Sieger anſchloſſen, der ſie ſogleich zu Raub und Beute führte. Alſo iſt aber das Schickſal aller Reiche, deren Völker der Zwang hält.

h) Die Hunnen müſſen Pannonien ſchon in den erſten Jahren ihres Einbruchs genommen haben, denn zum J. 427 ſagt Marcellinus Comes: „Pannoniae, quae per *quinquaginta*

annos ab Hunnis retinebantur, a Romanis receptae sunt. (Vergl. die Anm. Röslers in ſeinem Chroniciis medii aevi p. 259.)

i) Der Name Hunnen ward in eben ſo allgemeiner Bedeutung gebraucht, wie der der Scythen. Hunnen und Scythen hält Priscus für gleichbedeutend und es mag mancher Kampf zwiſchen den unter einem Namen begriffenen Völkern geführt worden ſeyn, den wir nicht kennen. Eine Stelle des Socrates, hist. eccles. l. IV. c. 33. ed. Vales. p. 251, wo er den Eintritt der Gothen ins römiſche Reich beſchreibt, lehrt noch, daß die Römer Anfangs glaubten, der Einfall der Gothen und ihr Uebergang über den Iſter rühre von innern Streitigkeiten her.

k) Die Geſchichte des Gainas erzählt ausführlich Sozomenus l. VIII. 4 und Socrates VI. 6.

l) Auch dieſe Geſchichte erzählt Sozomenus hist. eccl. gr. VIII. 5: Die Hunnen kannten ihre Macht recht wohl. Als Uldis, wie ihn Sozomenus nennt, die Stadt Caſtramaotis in Thracien durch Verrath genommen und der römiſche Feldherr über den Frieden mit ihm ſprach, zeigte Uldis nach der aufgehenden Sonne und ſagte, wenn er wolle, könne er mit leichter Mühe alle Länder, die dieſe beſcheine, erobern. Der Grund ſeines Unglücks war auf jeden Fall der, daß die Römer ſeine Officiers beſtochen hatten, denn vom Lobe des römiſchen Landes ergriffen, wie Sozomenus ſagt, würden ſie auch nicht übergegangen ſeyn, zumal da ſie die Hoffnung des Sieges hatten und der Sieger mehr als der Unterthan genießen kann. Die Sciren und andere Gefangene wurden nach Aſien geſchafft, und unter der Bedingung verſchenkt, daß ſie nie wieder Europa beträten.

m) Von dieſer Schlacht ſ. Socrates hist. eccles. l. VII. c. 30. Socrates nennt die Burgunzwien, die am Rheine wohnten, von Zimmermannsarbeit lebten, und die von den Hunnen angegriffen in ihrer Noth ſich an Chriſtus wandten. Nur ſieben Tage währte der Unterricht im Chriſtenthume. Octar hatte übrigens denſelben Tod wie Attila, er erſtickte, weil er ſich den Magen überfüllt. S. Mascov teutſche Geſch. I. 381. Beim Einbruch in Gallien ſoll Attila die Burgunder abermals überwunden haben. S. Mascov ib. I. 432. Lud. Geſch. des teutſchen Volks II. 212.

n) Schon die Scythen (Herodot IV.) und die Alanen (Ammian XXXI.) hatten heilige Schwerter. So auch Attila.

ine merkwürdige Stelle des Lambert von Schafnaburg J. 1071: ls König Heinrich (als Kaiser der 4. dieses Namens) nach Mainz reiste, fiel bei der Villa Utenhusen Lupold (quidam de lersburg) des Königs treuer Freund, bei der Abreise vom ferde und stürzte in seinen eignen Dolch, worüber sich der önig sehr betrübte. Das war dasselbe Gewehr, welches Attila edem gebraucht hatte. Die Königin von Ungarn, König Sa- mons Mutter, hatte es dem Herzog Otto von Baiern gege- n, weil derselbe ihren Sohn in seinem Reiche wieder herge- ellt hatte. Otto schenkte es dem jüngern Dedi, Markgraf edos Sohn, zum Zeichen untheilbarer Liebe. Als dieser er- ordet ward, kam das Schwert an den König und dieser schenkte seinem Freunde Lupold. (Dasselbe sagt in der Kürze Bruno ist. belli Sax. ed. M. Freher. Erf. 1600 fol. p. 131.) Lambert ährt fort aus der gothischen Geschichte (gesta gotica) die Auf- ndung dieses Schwertes zu beschreiben.

o) Bledas Ermordung bezeugen Jornandes, Prosper la., Tiro, und aus diesen alle mittlere Auctoren. Priscus aber chweigt davon. Feßler vertheidigt den Attila warm S. 157. Bledas Gemalin lernte übrigens Priscus kennen, sie war Für- in eines Dorfes am Ister. S. auch H. Luden teutsche Gesch. . V. B. 9 Cap. 16. Anm.

p) Constantius sollte vom Theodos eine reiche Frau bekom- en. Er war als Gesandter in Byzanz gewesen und hatte ver- rochen, so lange als möglich den Frieden aufrecht zu erhalten, enn man ihm eine reiche Frau verschaffe. Theodos bewilligte m die Tochter des Saturnus. Eudokia aber ermordete diesen. eno, der von Isauriern umgeben, die Stadt Constantinopel gen die Anfälle der Barbaren schützte und den Hof beherrschte, ab das Mädchen seinem Freunde Rufus. Dem getäuschten onstantius gab man nachher eine andre.

q) Von diesem Constantin s. Mascov t. G. I. 360,

r) Straßburg, vorher Argentina oder Argentoratum, soll lso genannt worden seyn, weil Attila eine Straße creuzweis urch die Stadt gemacht habe. S. Beschreibung des Rhein- roms. Nürnb. 1635. 12. p. 150. — Das Andenken der Hun- en soll auch der sogenannte Hunsrücken — mons hunnius oder lunnesrüche, wobei noch die Oerter Castelhun (Castellum lunnorum) jetzt Castelaun, Hundheim, Hundshausen, Hun- erbern — enthalten. Junker Geogr. mittl Zeiten p. 248 er- ählt nämlich, daß sich die Hunnen vom Kaiser Gratian geschla-

gen, hierher hätten zurückziehen müſſen, wie Auſonius in Moſella bezeuge: Die Stelle iſt v. 6. aber Maſcov t. G. I. 303. erinnert mit Recht gegen Freher (der in ſeinen orig. palat. P. II. c. 10, dieſe Anſicht aufgebracht) daß unter den Sauromatum Colonis keine Hunnen zu verſtehen ſeyn, weil Auſonius ſorgfältig die Sauromates und Chuni unterſcheide. Das Land könnte vielleicht von Hunnen aus Attilas Heere den Namen haben. — Mit den Hünengräbern iſt es ziemlich daſſelbe, ſ. Cuvier. X. 1522.

o) Die Belagerung von Orleans wird durch Gregor b. v. Tour II. 7, die historia S. Aniani und Sidonius l. VIII. ep. 16. bewieſen.

e) Die catalauniſchen Gefilde ſucht man gewöhnlich in der Gegend bei Chalons sur Marne; aber, Bel (ad cap. 8. Calani) bringt eine Stelle des Jean Savarus — in deſſen Anmerkung zu Sollius Apollinaris carm. VII. p. 96, 97 (Paris 1609. 4.) — vor, wornach die große Schlacht in Auxerre geſchehen ſeyn ſoll, wo es noch mehrere Denkmäler davon gäbe. Dieſem nach wäre die Schlacht auf gothiſchem Gebiet geſchehen. Nun nimmt zwar H. Luden (Geſch. des teutſch. Volks II. 414) an, daß Attila in 13 Colonnen durch Gallien gezogen, deren eine das burgund. Reich auflöſte, die mittlere, wobei Attila ſelbſt bei Chalons focht, und die dritte gegen die Franken ſtritt, von denen eine alſo wirklich in Auxerre geweſen ſeyn könnte, allein die Zerſtörung der batav. und tungriſchen Städte, ſo wie die allgemeine Annahme laſſen doch mehr die Meinung gelten, daß die Hauptſchlacht an der Marne geſchehen ſey.

Vielleicht war die zweite Schlacht in den catal. Gefilden, wo Attila gegen Gothen und Alanen ſtritt, im ſüdlichen Gallien. So ließe ſich auch der Widerſpruch löſen, welchen die Monumente — freilich nur Namen — im Gebiete von Auxerre geben — bei der Abtei St. Mauriac.

n) Die Metzelei der Gepiden und Franken, deren Gregor v. Tours unter dem Namen der mauriaciſchen Schlacht erwähnt, verleitete den J. Savares das große Gefecht in die Gegend von Auxerre zu verlegen.

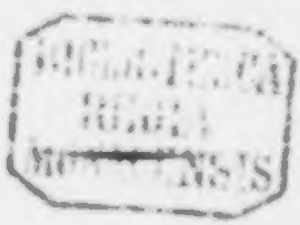
v) Hierüber ſ. Maſcov teutſche Geſch. I. 436.

w) Ildico oder Idilco, von Jornandes ſchön genannt, nennt das alexandriniſche Chronicon eine hunniſche Hure. Proſper ſagt (J. 453) Attila ſey geſtorben, aber Marcellin (J. 454)

er sey durch das Messer eines Weibes ermordet worden, führt jedoch noch an, daß man sage, er sey erstickt. Feßler nimmt an, Hiltgund — dieselbe, welche im latein. Gedichte von Walther von Aquitanien vorkommt — sey die Mörderin des Attila, und habe an ihm die Zerstörung des burgund. Reiches gerochen. Aber das Gedicht ist eine Sage und sagt überdem gar nicht von Attilas Tod, den die übrigen Theile der Sage ganz anders darstellen.

x) Callimachus und Olachus führen viele Vorzeichen an, welche vor Attilas Tode Besorgniß erregt — außer Marcians Traum. Als Attila aus Italien nach Pannonien zurückkehrte, rief ihm beim Uebergang über den Fluß Licus (Lech) zwischen Rhätien und Vindelicien, ein Weib dreimal zu: „Attila kehr um." Ferner, am Hochzeittage starb sein Leibroß, die Braut stieß mit der Zehe an die Schwelle des Brautzeltes und schrie laut auf. Zwanzig Tage lang war ein Comet sichtbar.

y) Attilas Name. H. Luden muthmaset (teutsche Geschichte II. 586) daß beide Namen, Attila und Mundzuh, teutsches Ursprungs wären und nennt eine Stelle des Jornandes c. 11. Es sey möglich, das Wort Attila sey mehr eine Ehrenbenennung gewesen. „Attila, Väterchen, auch der gewaltige und erhabene Ethel ein reißender Strom, Ehel ein hoher, rauher Berg." S. auch Mas. I. 424.



Mokomokai.

Freundschaftliche Briefe

von

Gustav Klemm.

Leipzig,
Verlag von B. G. Teubner.
1847.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Klagen.

Briefe an eine Freundin.

Erſter Brief.

Klagen? Klagen! ja Klagen, liebe Freundin; ich will klagen, weil alle Welt klagt; er, ſie, es klagt; ihr, ſie und Sie klagen; da will ich denn auch klagen. Ich bedarf nach den anhaltenden Arbeiten und der Anſtrengung dieſes Sommers einer Erholung, und da will ich denn klagen. Klagt doch jetzt die ganze Natur der alten Welt, daß die Sommerfreude vorbei; die Bäume klagen, daß man ihnen ihr Obſt abgenommen, und die Reben über den Verluſt ihrer Trauben, die ſie doch ſo liebevoll ernährt. Die Hühner klagen, daß ſie ſo lang im Stall ſtecken müſſen. Alles klagt; ſo will auch ich klagen. Wer kann mir dieß wehren? Die Fürſten klagen über die Völker und die Völker über die Fürſten; die Lehrer klagen über ihre naſeweiſen Schüler, die Schüler aber über ihre Lehrer. Die Männer klagen über die Frauen und letztere natürlich über die Männer. Die Alten klagen über die liebe Jugend und die Jugend klagt über die Alten. Die Dienſtboten klagen über die Herrſchaften und dieſe laſſen es nicht an Klagen über

die Dienerſchaft fehlen. Da nun auch der Bauer über die Ernte klagt, ſo bin ich feſt überzeugt, daß bei dieſer allgemeinen Klagerei auch die Erde über die Luft, die Luft über das Waſſer, der Mond über die Sonne heftig klagen wird. In der Stille klagen jedenfalls die Butter über die Brotſchnitte, zwiſchen denen ſie eingezwängt iſt, das Meſſer über den Löffel und dieſer über Meſſer und Gabel, letztere aber über ihren Stiel, über das Tiſchtuch und den Tiſch, worauf ſie liegt.

Man darf manche Sachen und manche Menſchen nur anſehen und man wird finden, wenn man nur ſonſt Blick und Sinn für dieſe Dinge hat, welches ihre Geſinnung iſt. Sie kennen z. B. die beiden alten Reiterpiſtolen mit Radſchlöſſern, welche in meinem Sommerarbeitszimmer neben einander an dem Pfeilerſchränkchen hängen; eine kleine Schießtaſche von Seehundsfell, ein meſſingenes Pulvermaas nebſt dem Schlüſſel hängen an weiß und rother Schnur dabei. Sehen Sie Sich dieſe Gruppe genauer an, ſo werden Sie von ſelbſt auf den Gedanken kommen, daß dieſe fünf Perſönlichkeiten, die doch eigentlich eine Familie bilden, in dem größten Unfrieden beiſammen leben. Die Piſtolen ſind allerdings etwas angelaufen und an den Griffen zu Zeiten etwas beſtaubt; die Taſche iſt offenbar rauchmuthig, wie Jemand, der nach Tiſch zu lange geſchlafen hat; der Schlüſſel

verſteckt ſich grollend hinter derſelben; das Pulvermaas ſcheint noch am beſten bei Laune zu ſeyn. Es ſind nun allerdings Jahre vergangen, daß ich dieſes Schießzeug nicht benutzt habe; es macht mir das Schießen überhaupt weniger Spaß wie früher; Sie wiſſen, ich werde älter, zum Theil auch bequemer. Und ſo mögen denn die Piſtolen darüber ungehalten ſeyn, daß ich ſie weniger benutze, und verdrüßlich, daß ſie nicht mehr an die friſche Luft kommen. Möglich iſt auch, daß ſie ſich über die beiden Glasbilder ärgern, die in dem Fenſter angebracht ſind, durch welches ſie früher eine Ausſicht in den Garten und auf die Bäume hatten, worauf ſich Finken und Sperlinge, Staare und Meiſen, je nach der Jahreszeit luſtig tummeln. Dabei erinnerten ſich wahrſcheinlich meine Piſtolen an die herrlichen Zielſchüſſe, welche ſie ehedem verrichtet hatten. Dieſe Freude iſt freilich vorbei. Indeſſen werfen aber jetzt dafür in den Morgenſtunden bei Sonnenſchein die beiden Glasfenſter die ſchönſten Farben auf die Läufe, und namentlich funkeln die blanken Stellen der Schlöſſer oftmals im herrlichſten Blau oder Roth. Das Alles aber ändert jedoch nichts in der Sache, und die Piſtolen hängen mürriſch und verdroſſen an ihren Nägeln und verharren in ſtummer, langweiliger Klage.

Das iſt aber noch ein großes Glück, daß derartige Klagen ſtumm ſind; denn wenn alle Klagen laut würden,

ſo wär' es in der Welt gleich gar nicht mehr aus zuhalten. Werfen wir nur einen Blick in den Winkel worin meine Spazierſtöcke ſtumm und faul lehnen. Die Geſellſchaft iſt zwar zahlreich, aber wie das dann allemal der Fall zu ſein ſcheint, auch ſehr gemiſcht. Da ich nicht blos älter, ſondern auch, wie Sie ja ebenfalls wiſſen, bedeutend verſtändiger worden bin, ſo pflege ich das Nützliche dem Scheinbaren vorzuziehen. Ehedem kaufte ich mir von Zeit zu Zeit einen zierlichen Stock aus Pfeffer-, Cedern- und anderem koſtbaren Holz, und trug denſelben auf meinen Berufs- oder Spaziergängen. Seitdem mir aber einmal ein ſolcher geſtohlen und ein anderer, als ich einem ungezogenen Jungen einen Hieb über den Rücken pflanzen wollte, zerbrochen, — trage ich gar keinen Stock mehr, als wenn ich denſelben gebrauche, auf naturhiſtoriſchen Excurſionen und Fußwanderungen im Gebürge. Dazu bedarf ich nun freilich eines dauerhaften Gefährten, und der iſt mir denn auch in der Perſon eines zollſtarken Birkenſtammes erwachſen. Dieſer, als der oft gebrauchte, dominirt nun unter meinen Stöcken, die dahero auch verdrüßlich in einem Winkel meiner Naturalienkammer, zum Theil als Repräſentanten der Holzarten, beiſammen lehnen. Keiner rührt ſich, höchſtens macht einmal der eine, wenn etwa Jemand vorübergehend ſtark auf die Diele tritt, oder mit dem Kleide daran

ſtreift, eine kleine Rutſchbewegung und läßt ſich polternd auf den Boden nieder, im Fallen ſeine Cameraden grob anſtoßend. Man ſieht aber dieſen langgeſtreckten Hölzern die Unzufriedenheit an; die Zwinge wie der Griff, der Schaft wie das eingebohrte Loch, Alles ſieht verdroſſen und wahrhaft ſtöckiſch aus. Welch ein Glück, daß ſie nur ſelten laut werden. Auch iſt es gut, daß ſie ſich doch wenigſtens wieder aufrichten und zurechtſtellen laſſen, wenn ſie ſich einmal umgelegt haben, und nicht, wie viele Menſchen, Hülfe und Beiſtand mürriſch abweiſen.

Wollten Sie nun aber erſt mit Kennerblick in die Reihen meiner Bücher ſchauen, welch einen ſtillen Ocean von Klagen würden Sie nicht da entdecken! Die ſchönen rothen Saffianbände, welche den **Guillaume Thomas Raynal** ſo überaus anſtändig kleiden, ſind in offener und ſteter Klage gegen die allerdings unſcheinbaren Pergamentbände begriffen, welche die corpulenten Volumina der allgemeinen Hiſtorie der Reiſen zu Waſſer und zu Lande umhüllen. Ja dieſe Rothſaffianbände ſind unter einander ſelbſt uneinig, und die zehn Octavbände Text ärgern ſich über den Quartband, der den Atlas enthält, und welcher allerdings höhniſch genug vom linken Flügel auf ſeine kleinern Cameraden herabſieht. Etwas Aehnliches ſah ich vor etwa zwanzig Jahren in der Menagerie des Herrn von Aken. Dort war neben den Löwen- und Tigerkäſten eine Reihe kleiner Löwen-

äffchen, etwa acht Stück, aufgestellt; neben denselben befand sich eine große Meerkatze, die von Zeit zu Zeit nach der kleinen Gesellschaft herüberlangte, sich ein Mitglied derselben herausholte und dasselbe weidlich durchprügelte, bis der Wärter diesem Unfuge mit einigen Gertenstreichen ein Ende machte. Daß die armen kleinen Löwenäffchen über die Meerkatze klagten, konnte ihnen kein Wohlgesinnter verargen; daß die Meerkatze über den Wärter und dieser über die Thiere, letztere aber über die Zuschauer und deren Neugierde klagten, war ebenfalls ganz in der Ordnung.

Sie ersehen also, daß überall Klage, selbst unter Pistolen, Spazierstöcken, Büchern, Affen, wie ich Ihnen durch die bewährtesten Beispiele bewiesen habe. Bei einiger Aufmerksamkeit würden Sie auch in Ihrem Hühnerstall, unter Ihrem Küchengeräth, in Ihrem Speiseschranke, in Ihrer Garderobe Klagen über Klagen bemerken. Ich habe die Ehre zu versichern, daß ich sogar da Klage entdeckt habe, wo ich sie am wenigsten vermuthet hätte, in meinem Geldbeutel. Denken Sie Sich, da klagte vor Kurzem ein königlich preußischer halber Silbergroschen über unbequeme Lage und ungerechten Druck zwischen und durch ein herzoglich braunschweigisches Zweithalerstück und einem königlich sächsischen Fünfneugroschenstück, die doch wesentlich dadurch gemildert wurde, daß ein Leipzig-Dresdner Eisenbahn-

thaler, die bekanntlich aus weichem Papier beſtehen und weiblichen Geſchlechts ſind, ihn in ſeinen Schutz genommen und zärtlich umſchlungen hatte. Ein mitleidiger königlich ſächſiſcher halber Neugroſchen arbeitete ſich dem bedrängten Preußen zu Hülfe und Unterſtützung herbei, erntete indeſſen auch gerade keine ſonderlichen Dankſagungen und Lobgeſänge. Ich konnte weiter nichts thun, als den Ring des Geldbeutels feſter anziehen, um nur zu verhüthen, daß nicht etwa die übrigen noch im Beutel befindlichen kupfernen und ſilbernen Vereinsmünzen auch Parthei nähmen, worüber der Eiſenbahnthaler noch ärger zerknittert und zerknüllt werden konnte.

Alles klagt, da will denn auch ich mich den Klagenden anſchließen. Ich aber richte meine Klage an Sie, theure Freundin, denn ich mag nicht ſo ins Blaue hinein klagen; meine Stimme ſucht ein freundliches Echo, daß ſie nicht verſchalle, wie die Stimme des klagenden Wanderers in der randloſen öden Wüſte. Als galanter Mann bitte ich erſt um Erlaubniß zur Klage. Ich kann Ihnen im Voraus verſprechen, daß ich Sie nicht mit politiſchen Klagen beläſtigen werde. Die Politik hat mehr Organe gefunden, als ſie deren eigentlich bedarf; ich will dieſe Ueberzahl nicht noch vermehren. So laſſen Sie denn meiner Anfrage eine freundliche Antwort folgen.

Zweiter Brief.

Ich freue mich herzlich, daß Sie, meine verehrteſte Freundin, nicht böſe geworden und mir meine Klagen nicht unterſagt haben, daß Sie vielmehr darauf hören und mir nöthigenfalls Troſt zuſprechen wollen. Daß es im Ganzen nicht ſo toll ſey, wie ich es darſtellte, darin kann ich Ihnen aber durchaus nicht beiſtimmen, ſo ſehr ich es auch für meine Pflicht halte, Ihre Anſichten jederzeit möglichſt zu den meinigen zu machen. Sie fragen, was meine vortreffliche Laune verdorben, warum ich ſie noch mehr verderben wolle. Mein Gott, meine Laune iſt ja ſo wenig verdorben als mein Magen, der Sitz derſelben. Aber ich will meine gute Laune noch mehr verbeſſern, dadurch, daß ich gewiſſe Unbehaglichkeiten aus meiner Seele entferne und mich derſelben entäußere.

Nein, verehrte Freundin, die Maſſe der Klagen iſt eben ſo endlos, wie die Erſcheinungen im menſchlichen Leben und die Formen der irdiſchen Welt. Gehen Sie Morgens aus, das Erſte, was Ihnen auf der Straße begegnet, iſt gewiß eine Klage, ja ich behaupte, das Erſte, was Sie ſprechen, iſt eine Klage. Ihr Gartenthor geht etwas ſchwer, Sie verzeihen mir dieſe unmaasgebliche Bemerkung; denken Sie nicht allemal: ach, wenn doch das abſcheuliche Thor nicht ſo ſchwer zu

öffnen wäre? — Sehen Sie, Beste, da haben wir die erste Klage. Das Haus, welches dem Ihrigen gegenübersteht, ich meine Nr. 17, ist gewiß seit dem Kriege nicht mit einem neuen Anstrich versehen worden und sieht etwas unsauber aus; unter anderem haben Sie ja selbst gar oft über die blinden Fensterscheiben geklagt. Das Erste, worauf Ihr Blick fällt, nachdem Sie Ihre schwere Thür geschlossen, ist unfehlbar besagtes Haus und allemal zuckt, wenn sie auch nicht laut wird, eine leise Klage darob über Ihre vortreffliche Seele. Es ist ferner sehr oft dagewesen, daß Sie an dem Drücker Ihres Thores sich Dero Handschuh zersprengt haben. Daß nun diese Klage, welche mit Nr. 3 zu bezeichnen sein würde, laut wird, wenigstens die Gestalt eines unwilligen: „da wollt' ich gleich, daß" — oder „daß Dich doch" — annimmt, das findet gewiß bei jedem Wohldenkenden eine willige Entschuldigung. Sie schreiten weiter — ein Theil Ihrer Gasse ist macadamisirt — es kommen Steine des Anstoßes, hier und da, wenn es kurz vorher geregnet hatte, niedliche Miniaturseen, seltener Accumulationen von Geschieben, deren Bestimmung es ist, zerkleint und zur Verbesserung der Straße verwendet zu werden. Sie haben Eile, wollen zur bestimmten Zeit auf der Terrasse oder im großen Garten eintreffen, Sie müssen erwähnten Naturproducten ausweichen, werden etwa durch ein Paar an

einander fahrende Bauerwagen aufgehalten. Die Folge dieſer und ähnlicher Zwiſchenfälle und Hinderniſſe ſind nur Klagen, welche vielleicht von Nr. 4 bis 6, 7, ja ſogar bis 8 zählen dürften. Endlich kommen Sie auf das tadelloſe Granittrottoir; wir nehmen an, daß die Straße nicht durch ein Leichenbegängniß, ein öffentliches Unglück, ein durchgegangenes und umgeſtürztes Cabriolet übermäßig mit Menſchen gefüllt worden. Da bemerken Sie gerade auf Sie losſteuernd Frau von Gelb. „Großer Gott — wie komme ich da vorüber? Kann man denn nicht ungeſtört über die Straße kommen?“ Meine verehrte Freundin, dieſer Ausruf berechtigt mich, die 9. Klage zu notiren, und bedenken Sie, Sie ſind noch nicht auf der Brücke. Die Brücke iſt bekanntlich im Bau begriffen oder befangen. Es iſt heißes, trocknes Wetter, der Wind weht Ihnen den Staub in Ihre blauen Augen, bringt Ihre Locken in Unordnung; Sie ſind damit unzufrieden. Oder aber, es iſt feuchtes, nebliches Wetter; haben Dero Locken ihre Elaſticität bis hierher noch nicht verloren, auf der Brücke findet dieſes unangenehme Ereigniß unfehlbar ſtatt. Ach denken Sie, wenn Ihnen das kalte, feuchte Haar recht unmaleriſch über Ihre vom Gehen gerötheten Wangen herabhängt, das iſt doch in der That ſehr unangenehm, und ſomit erlauben Sie mir, Nr. 10 der Klagen zu bemerken. Endlich iſt die Brücke paſſirt, es iſt ſonſt

nichts Unangenehmes vorgefallen; Sie wenden Sich den Stufen der Terraſſe zu — und, wie jeder andere Darüberhinſchreitende, bemerken auch Sie, daß dieſe Sandſteine doch in der That bereits ſehr abgetreten ſind und es der Aufmerkſamkeit bedarf, um keinen Fehltritt zu thun. Die dabei auftauchende leiſe Klage über die Vergänglichkeit, ſelbſt des Sandſteins, würde die Nummer **11** erhalten.

Soll ich weiter fortfahren? Ich ſehe, Sie winken mir ſchon mit der Hand den Befehl zum Stillſchweigen zu, tragen aber jedenfalls die Ueberzeugung davon, daß ich doch wohl Recht habe, wenn ich ſage, die Welt iſt der Klagen voll.

Und das iſt ſie auch in der That. Erlauben Sie mir, daß ich Sie noch ein Stückchen Weges begleite. Ich gehe behutſam, denn es hat geregnet und die Sandſteine auf der Terraſſe ſind vollgeſogen, ſo daß hie und da noch das Waſſer ſteht. Da kommt uns ein Vater, ein Witwer mit ſeinen beiden Töchtern, entgegen. Die jüngſte hat ihr 35., die ältere ihr 40. Jahr bereits zurückgelegt. Ein junges Ehepaar geht vorüber und wir hören noch die verhallenden Worte, welche einen bittern Tadel über die Toilette der jungen Ehefrau enthalten; dieſe Worte aber ſind eine Klage der beiden unverheiratheten Damen über den eignen eheloſen Stand. Alsbald gewahren wir den wachthabenden Sol-

baten, der bereits anderthalb Stunden sein Gewehr allhier spazieren getragen hat. Es schlägt, er horcht auf, eins, zwei, drei — in seinem Gesichte lese ich die Klage über das langsame Verstreichen der Zeit. Ganz anderer Ansicht ist freilich ein junger Herr, dem es gelungen ist, seiner Angebeteten hier zu begegnen. Er spricht lebhaft mit ihr, sein Gesicht strahlt von Wonne und Freude. Da hört er die drei Glockenvierteltöne — o weh, er muß enteilen, die Zeit ruft ihn mit eherner Stimme auf sein Büreau. Er reißt sich los, er eilt davon, blickt sich oft im Gehen nach ihr um und hofft auf das Nächstemal; morgen aber schreibt er in sein Tagebuch:

Uebermorgen, übermorgen,
wie langsam schleicht die Zeit;
übermorgen, übermorgen,
und haben jetzt erst heut!
Gestern Abend, gestern Abend
ist so schnell entflohn:
gestern Abend, gestern Abend,
haben heute schon!
Noch zwei Nächte und zwei Tage, ohne sie zu sehn,
lange ein und vierzig Stunden; ach wie wird das gehn!

Es ist dieß ein Lied, was vor Jahren selbst in mir erklungen, und dessen Aechtheit ich dahero verbürgen kann.

Sie erlauben mir, noch ein Stück Weges Ihr Be-

gleiter zu seyn, denn ich lasse mir nicht gern eine Gelegenheit entgehen, das, was ich für wahr halte, Ihnen durch Beispiele zu erläutern. Zwei nette Dienstmädchen begegnen uns; sie sind im lebhaften Gespräch begriffen; was sagt die kleine freundliche Brünette? „Meine gnädige Frau ist gut, wenn nur der Herr nicht so heftig wäre." Die andere aber erwidert tröstend: „ja, bei mir ist es gerade umgekehrt, der Herr ist zu gut, er läßt sich Alles gefallen!" Sie vernahmen so eben zwei Klagen, und wenn Sie den eben vorbeigehenden Hausvätern Gehör schenken, vernehmen Sie: „Ja, es ist arg, die Lebensmittel sind theuer und der Lohn doch gering; wenn es nur bald anders würde." Wir brauchen die Antwort des andern nicht abzuwarten, denn sie enthält sicher nichts Anderes, als eine Klage.

Der Mensch klagt, wenn er den Mund aufthut, und schließt ihn nur, um auf eine Klage zu sinnen. Ich werde mir nächstens die Ehre ausbitten, Sie in die Kunstausstellung begleiten zu dürfen; wir wollen dann gemeinschaftlich auf die Reden der Leute hören, und wenn wir nicht unter hundert Reden achtzig Klagen finden, sollen Sie mich auslachen. Doch es wird Zeit, daß ich umkehre; ich empfehle mich Ihnen! O weh, da trete ich in eines der Wässer des Sandsteins und einige Tropfen treffen Ihr schönes Seidenkleid. Sie

drohen mir mit dem Finger, d. h. Sie klagen, daß der Himmel Ihnen einen so ungeschickten Freund in den Weg geführt. Setzen Sie gefälligst Selbst die zu dieser Klage gehörige Nummer bei, und lassen Sie mit der Klage Ihren Unwillen entschwinden.

Dritter Brief.

Es ist in der That spaßhaft, daß Sie Ihren werthen Brief gleich mit einer Klage beginnen und mir den Vorwurf der Spottsucht machen, mich anklagen, daß ich mich über Sie hätte lustig machen wollen. Sie befehlen mir sodann, einmal mich zu schildern, wie ich in Klagen ausbreche, wenn nicht Alles nach meinem Kopfe geht. Sie vergessen aber, daß ich nie klage, sondern entweder gleich los wettere, wenn die Sache nicht zu ändern ist, oder sofort Anstalt treffe, dem Unbequemen oder Fehlerhaften abzuhelfen. Sie haben mir ja oft gesagt: Ihr ewiges „Ist nicht zu ändern" oder „Wird auch vorüber gehn" sey manchmal unerträglich. Doch ich will meine weitern Bemerkungen über diesen Gegenstand für spätere Zeiten aufsparen und jetzt das mir gestellte Thema lösen, nachdem ich nur noch den Satz hingestellt: daß der Mann bei weitem weniger

klagt, als das Weib, und daß die Klage eine moralische Schwäche ist.

Zur Sache also. Ich stehe auf, in der festen Ueberzeugung, daß heute der Himmel hell und rein seyn müsse, da gestern Abend bei Sonnenuntergang kein Wölkchen den Horizont trübte und die Sterne hell funkelten, als ich zu Bett ging. Trotz dieser vortrefflichen Aussichten finde ich heute früh den Himmel mit einem sehr gleichmäßigen Grau überzogen; es regnet allerdings zur Zeit noch nicht, allein es sind die sichersten Vorboten dazu vorhanden. Ich habe eine Landpartie vor, und zwar in eine Gebürgsgegend, welche ohne Sonnenschein einen überaus trübseligen Anblick darbietet. Mit Klagen ist hier nichts gethan; ich fasse daher den Entschluß, zu Hause zu bleiben und eine Arbeit vorzunehmen, die gelegentlich abgethan werden kann. Ich habe nun eben begonnen, als ein Freund eintritt, der mich auffordert, eine Fahrt nach Endorf mitzumachen. Da ich jedoch durchaus nicht liebe, angefangene Arbeiten im Stich zu lassen, den Freund aber als einen großen Virtuosen im Klagen kenne, lehne ich seinen Antrag ab. Denn es ist vorauszusehen, daß der Treffliche bei bevorstehendem Regenwetter und auf den holperigen Vicinalstraßen, den elenden Wirthshäusern, heute aus einem Klageliede in das andere verfallen werde. Al-

lerdings muß ich, ehe er in ſeinen Wagen ſteigt, eine große Klage- und Trauerrede über meine Halsſtarrigkeit mit anhören. Dieſe Rede iſt jedoch in zehn Minuten vorüber und der Freund rollt ſeinem Geſchick entgegen. Ich ſetze mich alſo wieder zu meiner Arbeit nieder, nehme den Faden wieder auf und bin bald mitten in der Sache, nachdem draußen der Regenhimmel ebenfalls ſeine Arbeit begonnen und recht mit ſichtbarer Liebhaberei fortſetzt. Eben glaube ich den Gipfel meiner Arbeit erſtiegen zu haben und eine klare Ueberſicht des Ganzen gewinnen zu können, als ſich Frau von Acht, eine bekannte Schriftſtellerin, anmelden läßt. Es regnet — und diesmal habe ich dem Regen dieſen Beſuch zu danken, da ſie recht gut weiß, daß ich bei Regenwetter am ſicherſten zu Hauſe zu finden bin. Es hilft nichts, Frau von Acht tritt ein, wir verſichern uns gegenſeitig unſere Hochachtung, und ſie beginnt alsbald auch ihr Klagelied über die Kälte des jetzigen deutſchen Publicums, die Impertinenz und Ungalanterie der Recenſenten, die Härte der Verleger, und ergeht ſich überhaupt in dem Thema, welches alle Schriftſtellerinnen ſo gern abſpinnen. Frau von Acht intereſſirt ſich auch für meine Studien und guckt wohl gern einmal in meine Schränke. Nur hat ſie, wie die meiſten Damen, eine unbezwingliche Averſion gegen Schädel

und Dinge, die aus Gräbern kommen. Der Zufall führt uns vor den Kasten, welcher Hauptschmuck enthält. „Herr Gott, das ist doch nicht etwa Haar?“ „Allerdings, meine Gnädige, dieß ist eine Flechte des schönsten blonden Haares, welches, wie die dabei liegenden Fragmente eines versilberten Brautkranzes andeuten, dem Köpfchen einer in der Blüthe ihrer Jahre als Braut verstorbenen, und jedenfalls vor dem Jahre 1700 begrabenen Dame angehört hat. Sie bemerken, wie das oxydirende Metall das blonde Haar an dieser Stelle grün gefärbt hat“ — „Ach Gott, ich bemerke noch mehr, den Leichen-, Grab- und Moder-Geruch; nein es ist entsetzlich! ich bitte, schließen Sie den abscheulichen Kasten. Herr Gott, ich bin auf acht Tage um Schlaf und Appetit gebracht. Das Bild der unglücklichen Braut“ — —

„Wollen Sie Sich dasselbe vervollständigen,“ fiel ich ihr in die Rede, „so betrachten Sie nur geneigtest jenen Schädel; bemerken Sie, wie edel die Nase geformt gewesen seyn muß, bemerken Sie die Stellung der Augenhöhlen, übersehen Sie nicht die Jochbeine und die perlenweißen, kleinen, herrlichen Zähne, dazu die Fülle der blonden Locken; alle diese beaux restes lassen schließen, daß deren ehemalige Inhaberin große Aehnlichkeit mit der jungen Gräfin Elisa gehabt haben müsse.“

„Ich bitte Sie," erwiderte ſie, „ſchlagen wir eine andere Saite an. Dieſe Perlen?" — „Dieſe Perlen," mußte ich erwidern, „zierten Hals und Buſen einer jungen Dame hohen Standes, deren Gebeine vor wenig Jahren ebenfalls ausgegraben wurden."

Meine vortreffliche Freundin wurde kleinlaut; ſie ſchob ein Manuſcript, was aus ihrer Rocktaſche mir, wie die Canonen aus der Schießſcharte einer Feſtungsmauer, entgegen drohete, tiefer hinein; verſicherte, daß ſie noch den Dr. R... und die Frau von Zett beſuchen müſſe, klagte über das Wetter, den weiten Weg, und daß bei ſolchem Wetter es am ſchwierigſten ſey, eine Droſchke zu finden. Die Klage, welche ſo eben auf die Omnibus übergehen zu wollen ſchien, wurde ſchnell abgebrochen, denn eben rollte eine leere Droſchke die Straße herauf; ſie wurde aus dem Fenſter angerufen, hielt an und nahm meine Freundin in ſich auf.

Ich aber pries mein Geſchick, dießmal mit einer Viertelſtunde Zeitverluſt weggekommen zu ſeyn, denn es hat ſich zugetragen, daß Frau von Acht mich ſechs Stunden unterhalten hat. Ich kehrte daher friſchen Muthes an meine Arbeit zurück, nehme den Faden wieder auf und bin eben munter daran, als die Hunde einen gewaltigen Lärm anheben. Das Gebell iſt jedoch das freudige, raſch aufeinander folgende,

und der Grad der Freude, den es beurkundet, zeigt mir, daß kein anderer Mensch, als der Capitain .... eingetreten ist. Die Hunde lieben ihn zärtlich, weil, wenn er mich zum Spaziergang abholt, er allemal bittet, die beiden Hunde mitzunehmen. Das Erscheinen des Capitains erweckt daher stets die sanguinischesten Hoffnungen bei den Thieren. Richtig, er kommt die Treppe heran, und die Hunde springen um und an ihm herum, wie der Epheu um den Tyrsusstab. Er tritt ein — „Sie arbeiten?" — Ein wenig! Jetzt heißt es: „Vorwärts Marsch! der Regen ist vorüber, wir können vor Tisch schon noch ein Stündchen gehen. Die Luft ist herrlich und die Felder duften. Nur keine Umstände. Ihr Herren Gelehrten müsset Euch Bewegung machen, sonst versauert Ihr ganz."

Was will ich machen? Ich brauchte zwei Stunden Zeit, ihm die Nothwendigkeit und Nützlichkeit meiner Arbeit auseinander zu setzen, und so komme ich mit einer Stunde weg, die ich noch dazu in frischer Luft verlebe. Zudem hatte ich ja ohnehin die Absicht, den ganzen Tag im Freien zuzubringen; meine Arbeit ist zu zwei Drittheilen fertig, der Schluß ist leichter wie der Anfang, die Hunde wollen auch einmal ins Freie. Ja, Capitain, ich gehe mit. Während nun der Freund die Hunde und die Hunde

den Capitain mit Liebkosungen überhäufen, und sich schließlich in die Haare fahren, weil der Freund den einen einmal mehr gestreichelt, ziehe ich mich an, und wir gehen hinaus in die Felder, über welche bereits Sonnenlichtstreifen wonnig hinblitzen. Der frische Ostwind kämmt das junge Sommerkorn, aus welchem mein schwarzer Windhund wie eine Lufterscheinung von Zeit zu Zeit hoch auftaucht. „Es ist doch prächtig in der Welt, mein alter Freund," ruft der Capitain einmal über das andere, „weiß Gott, ein Esel, der das nicht bei jedem Gang ins Freie fühlt. Nein, schlimmer als der Esel, der sich doch vor Wonne wälzt, wenn er, entladen seiner Bürde, ins Freie kommt und die Last vergißt, die er getragen. Während er unter der Last keucht, denkt er schon an die Freude, die es geben wird, wenn er dann aus dem Stall auf die Wiese rennen kann. Manche Menschen aber jammern über das Leiden oder die Arbeit, während es vorhanden, klagen, wenn es vorüber, und klagen noch, daß sie sich vor der Wiederkehr desselben so sehr fürchten müssen."

„Die Furcht", entgegne ich ihm, „ist doch eigentlich eine Krankheit, wie die Klage eine Schwäche ist. Beide sind unnütz, schädlich, und dennoch sind beide heilbar. Die Klage aber ist eigentlich eine Ungezogenheit."

„Da haben Sie ganz Recht," erwiderte der Capitain; „meine alten Soldaten werden Sie nie klagen hören, am meiſten klagen die jungen Gelbſchnäbel. Warum? Weil ſie ſich nicht zu helfen wiſſen. Wenn wir Anno dreizehn beim Ausrücken ſchlechtes Wetter vor uns hatten, zogen meine alten Veteranen ihre Mäntel zurecht, rückten den Tſchako auf der Wetterſeite ins Geſicht und marſchirten, nachdem ſie einen derben Zug aus der Feldflaſche gethan, entſchloſſen vorwärts. Die neuen Leute aber rückten ſich erſt den Tſchako feſt, nachdem der Regen bereits ihr Haar durchnäßt, und wußten ſich mit dem Mantel auch nicht zu ſchützen; und dazu jammerten ſie, ernteten aber allemal ſtatt Mitleid nur bittern Spott und Hohn. So war's beim Kochen, beim Bau der Baraken, beim Putzen und überall. Erſt nachdem ſie ſich eingewohnt, hörte ihre Noth und mit der Noth ihre Klage auf."

„Auch ich könnte manche Beiſpiele von Fußreiſenden liefern," erwiderte ich, „die ſo lange klagten, bis ſie ſich beſannen, daß Abhülfe des Uebels doch zweckmäßig ſey. Ich habe geſehen, wie Fußwanderer laut über die Blaſen klagten, die ſie ſich durch ungeſchicktes Anlegen der Strümpfe zugezogen, und laut klagend ihre entzündeten Füße auf dieſelbe unzweckmäßige, dumme Weiſe bekleideten, auch durchaus

keine Lehre annahmen, da ſie vor lauter Klagen nicht zum Anhören des guten Rathes gelangten."

Unter ſolchen Geſprächen wurde der Spaziergang fortgeſetzt und beendigt, und als ich dann heimkommend die dampfende Suppe auf meinem Tiſche fand, brachte ich der Hausfrau einen herrlichen Appetit mit; ich langte tapfer zu, hatte gute Laune, und ſtocherte nicht mit der Gabel klagend und tadelnd auf dem Teller herum.

So haben Sie denn, meine vortrefflichſte Freundin, das Bild eines Vormittags, an welchem mir Alles quer ging; Ihr Befehl iſt ſomit erfüllt.

Vierter Brief.

Dacht' ich mir's doch gleich, Ihre Antwort iſt eine Klage, daß ich jenen Vormittag nicht der Wahrheit gemäß dargeſtellt. Sie wollen wiſſen, daß ich gleich zum frühen Morgen mit meinem Herr Gott über den grauen Himmel gehadert, daß ich den Freund mit ſeinem Wagen und die Frau von Acht mit ihrem Manuſcript zu allen Teufeln gewünſcht, daß ich endlich dem Capitain einen wüthenden Blick beim Eintritt zugeworfen und ihn kurz gefragt habe,

ob er nicht wisse, daß ich Vormittags nicht gern mich stören lasse? Ich kann aber auf Ehre versichern, daß ich meinen Bericht ganz der Wahrheit gemäß eingerichtet und daß ich erbötig bin, mich darüber eidlich vernehmen zu lassen. Vor zwanzig Jahren würde mein Benehmen allerdings ein anderes und von der Art, wie Sie dasselbe schildern, gewesen seyn. Wie oft habe ich nicht geklagt über das Wetter, über Mangel an Geld, über Zahnweh, über das Benehmen meiner Lehrer und Freunde, über meine Hunde, meine Schreibmaterialien, meine Wohnung, meinen Ofen u. s. w. Die Klagen gingen oftmals in Schimpfen und in Fluchen über, oft waren Klagen und Flüche so vermischt, daß man kaum eines vom andern unterscheiden konnte.

Wie ich nun aber allgemach die Erfahrung machte, daß meine Klagen zu gar nichts halfen — wie das Wetter trotz allen Klagen trübe blieb, wie der Ofen sich durch meine Klagen durchaus nicht bewegen ließ, mehr zu heizen und weniger zu rauchen, und ich einsah, daß in letzterem Falle der Maurer die einzige hülfebringende Person sey — wie ich entdeckte, daß gegen Zahnweh nur Geduld, aber keine Klage helfe, wie ich durch Klagen verständige Männer nur zum Spott, nicht aber zu Rath und Hülfe bewege, — seit dieser Entdeckung änderte ich mein System und

meiner Klagen wurden immer weniger, ja ich hoffe mit Gottes Hülfe mir das Klagen nach ganz abzugewöhnen.

„Auch muß ich bemerken," schreiben Sie mir, „daß Sie Sich ja vorgenommen hatten zu klagen und diese Correspondenz zu diesem Zwecke ausdrücklich eröffnet haben. So klagen Sie denn."

Sehr wahr, meine Gnädige; nur Geduld, es wird schon noch kommen. Vorher aber lassen Sie uns versprochener Maaßen unsern Gang zur Kunstausstellung antreten. Kommen Sie, werthe Freundin.

Wir treten in das Haus und steigen die finstere Treppe hinan. Ein Berliner, der mit seiner Dame hinter uns kommt, sagt zu ihr: „Das Entrée ist bei Gott sehr abschreckend; gelangen wir mit unzerbrochenen Gliedern hinauf, so möge uns dafür Entschädigung werden; ich erwarte nichts Sonderliches."

Lassen wir den Berliner und seine Dame und treten wir ein. „Ach, wie voll das ist, o weh, wie warm!" klagen Sie, und die hinter uns eintretende Berlinerin versichert sofort, daß es unerträglich heiß sey. Aber, verehrte Freundin, wir sind ja nicht hierher gekommen, um eine Veränderung in der Temperatur zu genießen; treten wir also zu den Bildern. Na hier das erste, ein Viehstück von ... recht brav, die Kühe meisterhaft, auch die Ziegen und der Hirte

nebſt dem Hunde. Auffaſſung charakteriſtiſch, Ausführung geſchmackvoll und ſicher. „Mein Gott, wie ſieht der Hund doch ſo ruppig aus, daß es doch gar keine Hundemaler giebt," klagt der Berliner. Ein Herr in Paletot ſucht ihm begreiflich zu machen, daß dieſer Hund Portrait und die Raſſe in der niederen Gegend allgemein als Hirtenhund gebraucht werde. Der Berliner hört es kaum und tritt vor die Landſchaft, die ſeit mehrern Tagen alle Kunſtfreunde feſthält. „Mein Gott," ſagt er, „iſt es denn gar nicht möglich, einen Platz zu gewinnen, von welchem man das Bild in günſtigem Lichte ſieht." Seine Dame klagt, daß der Oelgeruch der Bilder ihre Nerven angreife.

Eine andere Dame ſtimmt ſofort in die Klage ein, fügt aber noch eine weitere Klage über die blendenden Firniſſe der neuen Oelmaler bei. Sie ziehe eigentlich die Porzellan- und Paſtellmalerei vor, denn erſtere rieche, letztere blende nicht.

Laſſen wir, verehrte Freundin, jenes Bild; das Gedränge wird ſich ſchon zerlöſen; betrachten wir dieſes Portrait. Meine Cenſur lautet: erträglich, leidlich getroffen. Das will freilich nicht viel ſagen, nicht wahr? Doch ſtill, da ſteht der Künſtler; hören wir, was er ſeinem neben ihm ſtehenden Gönner ſagt: „Sie glauben nicht, was es für Noth macht,

eine Dame zum Sitzen zu bringen; nämlich zum Sitzen, wie es sich gehört; ich habe ihr die himmlischsten Worte gegeben, sie beschworen, nur eine Viertelstunde auf den ihr vorgestellten Blumenstock hinzuschauen. Nicht drei Minuten hielt sie aus, und wenn ich nun eben im Begriff war, den Umriß festzuhalten und aufzutragen — gleich wendete sie sich, und meine Bitte und mein Versuch begannen aufs Neue. Sie glauben nicht, welche Noth ich mit der Dame gehabt, und werden nun begreifen, warum ich sie nicht treffen konnte." Der Gönner hörte seinen Clienten freundlich an und sprach ihm dann einige Worte des Trostes zu, obschon in seinem Gesicht eine ganze Reihe Klagen über den Leichtsinn, Mangel an Energie, Fleiß und Talent desselben sich deutlich aussprachen.

Da kommt Professor Z... auf uns zu, und auf unser Befragen nach seinem Befinden ist die nächste Antwort: „schlecht, sehr schlecht. Die Zeiten sind abscheulich. Die niederträchtige Recension meiner großen Composition hat mich tief verletzt. Ich habe Jahre auf das Studium der Costüme verwendet; ich bin selbst nach Paris gereiset, um die besten Portraits der Helden zu sehen; ich habe Abgüsse, Kupferstiche, ja sogar Handzeichnungen mit schwerem Gelde angekauft, und das müssen Sie doch sagen, daß wenigstens Costüm, Portraits und die Pferde gut ge-

lungen sind. Von alle dem wird nichts anerkannt. Da sehen Sie Sich einmal den Dragoner im Vordergrund an, es fehlt keine Schnalle, kein Knopf; die Canone dort hat mir Artillerieleutnant F... selbst corrigirt, obschon ich nur eine Radspeiche zu viel und einen Radnagel am unrechten Orte angebracht hatte. Von alle der unendlichen Arbeit habe ich nichts, als das schnöde Urtheil, das Costüm scheine mir die Hauptsache gewesen zu seyn. Und der impertinente Wiz, das Bild gleiche einer Flasche Champagner, aus welcher der Wein mit dem Geiste entflohen, soll mich das nicht empören? Ist das nicht schändlich?"

Zum Glück tritt Doctor B... zu uns und lobt über alle Maaßen die naturgetreue Auffassung der Verwundeten, namentlich die farblosen Wangen und gebrochenen Augen des alten Grenadiers, der im Vordergrunde unter einer zerbrochenen Canonenlaffette hervorguckt. „Indessen," fügt er bei, „doch das soll Ihnen durchaus kein Vorwurf seyn, indessen, die Farbe des Blutes ist nicht ganz getroffen; mehr gebrannte terra di Siena ist unumgänglich nothwendig."

Lassen wir die Herren; wir wenden uns zu jenem Nachtstück mit Mondschein, das in der That nicht ohne Verdienst ist. Allerdings ist Herr von Ball anderer Ansicht. „Ach wenn ich nur," klagt

er, „keine Mondscheinstücke mehr sehen sollte. Mondschein kann nur auf dem Theater oder im Dierama täuschend, also gut dargestellt werden. Aber so sind die Künstler; was ihnen erreichbar ist, was sie darstellen können, mithin also darstellen sollen, das, wozu sie berufen sind, davon wollen sie nichts wissen. Sie stellen sich selbst Aufgaben und nennen das nach einem Ideal streben." Der gelehrte Magister ... sucht ihn von dem Thema abzubringen, indem er ihm bemerklich macht, daß ein intimer Freund des Künstlers ganz in der Nähe stehe, um die verschiedenen Urtheile anzuhören und dem Schöpfer des Kunstwerkes zu hinterbringen. Herr von Ball versichert aber, daß ihm das ganz einerlei sey, ja daß es ihm eben recht, wenn der Künstler sein Urtheil vernehme, und behauptet dabei, daß die Künstler bei weitem weniger Anfechtung vom Hoffahrtteufel zu leiden haben würden, wenn sie öfter unpartheiische Kritiken über ihre Arbeiten zu hören bekämen. „Ja," fährt er fort, „man möchte in die bittersten Klagen ausbrechen, wenn man bemerkt, wie junge Künstler sich oft durch ein leicht hingeworfenes Lob zu den unsinnigsten Unternehmungen hinreißen lassen — und unsere verdammten Academieen, wo sie gleich von vorn herein verdorben werden. Hat je eine Academie einen grosen Künstler geschaffen? Nennen Sie mir einen einzigen

und ich will mich ſelbſt der Verläumdung anklagen! Rafael, Michel Angelo, Correggio, Johann van Eyk, Michael Wohlgemuth, Albrecht Dürer, dann Rembrandt, Wouvermann, Ruysdael, Mieris — keiner hatte die Ehre, Zögling einer Academie zu ſeyn und testimonia morum, Belobungsſchreiben und Preismedaillen derſelben aufzeigen zu können. Dieſe alten Herren lernten bei einem Meiſter die Bereitung der Farben und die Handhabung des Pinſels, überhaupt zuvörderſt genaue Kenntniß des Materials; dann ſahen ſie, wie emſig er die Natur ſtudirte und in Gottes Namen darauf los arbeitete. Er erzählte ihnen nebenbei, wo und wie etwas Intereſſantes zu ſuchen ſey. Die Landſchafter beſuchten fleißig Wieſen, Felder, Wälder und Gebürge, ſahen ſich aufmerkſam das fließende und ſtehende Waſſer an; die Thiermaler trieben ſich vor Wirthshäuſern, Schmieden und auf Viehmärkten umher, und lernten ſo die ungeheure Formenfülle der lieben Natur kennen; ſie malten, was ſie ſahen" —

Magiſter ... rieſelte der helle Schweiß von der Stirn, denn er wußte, daß dieſe Reden dem Profeſſor ... hinterbracht werden würden, daß dieſer ihn zur Rede ſtellen werde und fragen, warum er nicht widerſprochen; allein Herr von Ball führt eine gute Tafel, hat aber die Eigenheit, nur Gleichge-

ſinnte bei ſich einzuladen; es darf alſo Magiſter ... dem Mäcen nicht widerſprechen. Indeſſen er hat Glück. Major von ... tritt, angezogen von der lauten docirenden Stimme, hinzu und bringt eine Wendung des Geſpräches hervor, welche Magiſter ... benutzt, um zu der Schildwacht ſeines Freundes des Profeſſors zu treten, und dieſer nun eine Widerlegung der von Ball'ſchen ketzeriſchen Anſichten ins Ohr eindringlich einzuflüſtern, worauf beide, einander ſüß anlächelnd, ſich langſam und ſtill auf den Heimweg begeben. Wir vernehmen nur noch die Worte: beklagenswerther Mäcenatendünkel, jammervoller Unverſtand.

Sie langweilen Sich unter den vielen Menſchen und Bildern; die hohe Temperatur des niedrigen Saales wird Ihnen läſtig? Wohlan, gehen wir, ehe Sie zu neuen Klagen veranlaßt werden. Seyn Sie verſichert, daß ich ſchon längſt aufgehört habe Ihre Klagen zu numeriren.

Fünfter Brief.

Sie kommen allgemach zur Ueberzeugung, daß doch in der That auf Erden viel geklagt wird, und verlangen nun, daß auch ich klagen ſoll? Je nun, worüber aber ſoll ich denn klagen? Sie gebrauchen

Repreſſalien und ſuchen mich durch Tadel zur Klage zu reizen. Sie tadeln z. B. an meinem Hauſe die Enge der Treppe. Es iſt wahr, meine Treppe könnte breiter, ſtattlicher ſeyn; dieß könnte jedoch nur auf Koſten meiner Zimmer ſtattfinden; es würden dann deren entweder weniger, oder, da ich gerade ſo viele Zimmer gebrauche, würden dieſe noch kleiner geworden ſeyn, als ſie ſchon ſind. Belaſſen wir alſo die Treppe wie ſie iſt. Oder, ſagen Sie, das ganze Haus ſollte größer ſeyn. — Vortrefflich: dann würde jedoch der Garten an Umfang verlieren, und das geht nicht; wo ſollten denn meine Bäume hin? Soll ich etwa, wie weiland die babyloniſche Königin Semiramis, hängende Gärten auf das Dach ſetzen? Das geht auch nicht, wie Sie wohl einſehen werden.

Es iſt wahr, Andere haben größere, ſchönere Häuſer mit Prachttreppen, Salons, Corridors, Loggien u. a. Comfort. Ich habe das Alles nicht, ſondern nur ein kleines einfaches, ganz ſchlichtes Haus. Statt der Klage aber erlauben Sie mir es wie die Schnecke zu machen, die auch ihr Haus, das eben für ſie paßt, weil es für ſie geſchaffen iſt, für das beſte hält. Darüber kann ich alſo ohnmöglich klagen, denn ich würde mir dadurch die Freude an dem verbittern, was ich haben kann.

Dann wünſchen Sie eine Klage zu hören, daß

ich in letzter Lotterie das große Loos nicht gewonnen habe. Es wäre allerdings ganz allerliebst gewesen, wenn mir einige Tausend Thaler ohne weitere Mühe in den Beutel geflogen wären; ich hätte mir und den Meinigen manchen längst gehegten Wunsch erfüllen können; ich hätte die längst ersehnte Reise nach Paris und London, nach Leiden und Copenhagen ausführen können. Ich hätte meine kleine Besitzung vergrößern können. Denken Sie Sich, wie schön es seyn müßte, wenn mein Garten um hundert Schritt verlängert würde, wenn das Weingeländer noch weiter ausgedehnt, wenn eine Galerie für meine Sammlungen auf der Nordseite emporstiege — das wäre ja Alles überaus prächtig und könnte heute bereits in reinlich gezeichnetem Plane vor mir liegen, wenn meine Nummer das große Loos gewonnen hätte. Es ist aber nicht der Fall, und ich bin dennoch um keinen Grad unzufriedener. Im Gegentheile, ich werde, wenn nicht besondere Unfälle eintreten, diesen Winter eben so zufrieden, wie alle übrigen verleben.

Ich habe Ihnen wohl schon die seltsame Grabschrift mitgetheilt, welche sich auf einem altenburgischen Dorfkirchhofe findet:

Hier liegt das kleine Ochselein,
des alten Ochs sein Söhnelein;
der liebe Gott nicht haben wollt,
daß es ein Ochse werden sollt.

Der arme Mann hat ganz meine Anſicht, und ſie gewährt mir denſelben Troſt, wie dem Dichter Ochs.

Worüber ſoll ich ferner klagen? Daß es glücklichere, jüngere, gelehrtere, berühmtere, ſchönere Männer giebt wie ich? Ich würde bei dieſen und mit dieſen Klagen älter, aber weder glücklicher, noch ſchöner und berühmter werden. Wozu alſo klagen? Daß ich nicht unter den Palmen Neapels leben darf? Ich habe ja auch dort gelebt und unter den Palmen mich über die Schlaffheit der Verwaltung jenes ſchönen Landes und die moraliſche Indolenz geärgert. Soll ich klagen, daß ich nicht alle Sommer eine große Reiſe machen kann? Ich habe ja ſchöne Reiſen gemacht. Wer weiß, ob ich noch mit unzerbrochenen Gliedern, wofür der Menſch Gott alle Tage ſpeciell danken ſollte, hier von meinem Schreibtiſch aus auf die herrlichen herbſtlich gefärbten Caſtanien ſehen könnte. Soll ich etwa klagen, daß ich keinen höhern Rang in der bürgerlichen Hierarchie einnehme und vielleicht als Excellenz an irgend einem großen europäiſchen Hofe lebe? Ich habe an den Tafeln von Königen und Fürſten geſpeiſet, bin oft genug über das Parket der Fürſtenburgen gegangen und habe in ſeidenen Umgebungen der herrlichſten fürſtlichen Marmorpaläſte wochenlang gewohnt. Aber, liebe Freun-

bin, nirgend iſt mir ſo behaglich geweſen, wie in den beſchränkten Räumen meines ſandſteinernen Hauſes. Nehmen Sie der Schnecke ihr einfaches, gelb und ſchwarz geſtreiftes Haus und laſſen ihr durch den geſchickteſten Arzt ein goldenes aufſetzen — die Schnecke wird klagend ſterben.

Warum ſoll ich alſo klagen, daß ich kein Cröſus, keine Excellenz, kein gefeierter Talma oder Cuvier bin? Ich kenne Millionaire, deren Geſicht eine plaſtiſch dargeſtellte Klage iſt, vor deren Anblick die Milch ſauer wird und das Bier umſchlägt. Ich kenne Excellenzen, die in äußerlicher Ehre ſchwimmen und welche fortwährend über Mangel an Beehrung klagen.

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen zwei Geſchichten erzähle. Als Friedrich der Große nach den glänzenden Siegen des ſiebenjährigen Krieges in ſeine Reſidenz zurückkehrte, bemerkte er an einer Straßenecke noch dieſelbe alte Obſtfrau, welche vor ſieben Jahren dageſeſſen hatte. Ihre Aufmerkſamkeit nur ihrem Obſte zuwendend, läßt ſie ſich durch die Erſcheinung des ſiegumſtrahlten Heldenkönigs nicht aus der Faſſung bringen. Da fragt er ſie endlich: Na, hat Sie denn keine Freude, daß Ihr König den Sieg gewonnen, den Frieden errungen? Je nun, erwidert ſie, Pack ſchlägt ſich, Pack verträgt ſich. Der König aber ritt, nachdenkend den Worten des indolenten Weibes, ſeines Weges.

Ein bekannter Geograph macht eine Fußwanderung durch das blühende Altenburger Land. In einem Dorfe fragt er einen unter ſeinem Thorwege ſtehenden Bauer nach dem nächſten Wege zur Reſidenz. Da muß Er erſt nach S.... Sehr ſchön, aber wo iſt denn S....? Na, wenn Er nicht einmal S.... weiß — ſagt der Bauer verdrießlich und dreht ſich mit großer Verachtung von ihm ab.

Sie erkennen daraus den hohen Werth des Ruhmes, d. h. des Werthes, den die Menſchen auf fremde Leiſtungen legen. Ich könnte Ihnen wahrhaft ſpaßhafte Geſchichten auftiſchen, welche dieſes Thema erläutern. Als ich vor einer namhaften Reihe von Jahren ein Buch herausgegeben, das der erſte Verſuch der Art war, glaubte ich, etwas recht Verdienſtliches geleiſtet zu haben, und wurde in meiner Anſicht nicht wenig beſtärkt, als mehrere geachtete und ſachverſtändige Männer in öffentlichen Blättern und in Privatbriefen meiner Arbeit großen Beifall ſchenkten. Zur ſelben Zeit komme ich auf einer Fußwanderung in das Haus eines tüchtigen Landwirthes und reichen Grundbeſitzers und finde daſelbſt wohlwollende, gaſtliche Aufnahme. Bei Tiſch iſt der Geiſtliche zugegen, dem meine Arbeit bekannt und der ſich mit mir darüber in ein Geſpräch einläßt. Er verſucht, unſern Wirth für das Thema zu erwärmen. Unſer Wirth geht auch verſtändig darauf

ein — erklärt aber am Ende: na, wenn ich dereinſt alle die Pläne vollſtändig ausgeführt, die ich noch hier vorhabe, dann will ich mich auch mit ſolchen Allotriis beſchäftigen. Das war der Dank eines hochachtbaren Mitgliedes unſerer Nation für meine jahrelang emſig fortgeſetzte, koſtſpielige Arbeit. Soll ich darob etwa klagen? Behüte der Himmel, der Mann hat Recht. Ich blieb noch viele Tage bei ihm und habe viel von ihm gelernt; ja wir ſchieden als gute Freunde, obſchon er ebenſo beſtimmt es ablehnte, mein Schüler zu werden, als er mit aufopfernder Güte mir eine Idee von dem Umfang und der Art ſeiner Beſchäftigungen zu geben ſich bemühte.

Sie ſehen alſo, verehrte Freundin, daß es ſchwer hält, mich zum Klagen zu bewegen, obſchon ich ſelbſt ſehr aufmerkſam auf die Klagen meiner Mitmenſchen bin. Dennoch klage ich zuweilen doch auch ſelbſt mit. Ich klage z. B. wenn ich einen Menſchen ſehe, der ſich einen Beruf erwählt, der für ihn ganz und gar nicht geeignet iſt, der ſich abmüht, eine Fertigkeit zu erwerben, für welche ihm die Organe abgehen. Ich klage aber erſt dann, wenn es rein unmöglich iſt, ihn von der Unausführbarkeit ſeines Vorhabens zu überzeugen. Ich klage ferner, wenn ich einen Ehebund ſchließen ſehe, der beiden Theilen zum Verderben gereichen muß, wovon ſich aber alle Theilhaber nicht überzeugen laſſen.

Ich klage gleichermaaßen, wenn der Himmel dem Landmanne Regen ſtatt Sonnenſchein und Barfroſt ſtatt Frühlingsregen ſendet. Auch klage ich, wenn zwei liebende Herzen durch teufliſchen Neid einander entfremdet und dadurch gebrochen werden. Am meiſten aber klage ich, wenn es der Lüge gelingt, über die Wahrheit Herrin und Meiſterin zu werden.

Sie ſehen alſo, verehrte Freundin, daß ich gar wohl klagen kann, ja zuweilen muß. So müßte ich klagen, wenn Sie von einem Phantom geängſtigt allen freundlichen Zuſpruch ſtarr von Sich abweiſen wollten, wie wir an Ihrer vortrefflichen Freundin ſo oft haben erleben müſſen.

Sechster Brief.

Ja, ja, ſelbſt mein Schreibetiſch iſt Sitz einer großen Menge von Klagen. Nicht wahr, das hätten Sie nicht gedacht, meine theure Freundin? Die Uhr klagt, daß ſie neben dem Tintenfaß ſtehen, die Papierſcheere, daß ſie neben dem Zollſtabe liegen müſſe. Das Federmeſſer klagt über Beſchränkung ſeiner Freiheit, weil es in der Scheide ſtecken muß und nicht, gleich der Reißfeder, ſich blinkend und flimmernd zeigen kann. Die rothe Feder klagt, daß ſie weniger gebraucht werde

als die ſchwarze, und die ſchwarze klagt, daß ſie doch niemals ſo ſauber ausſehe, wie die rothe. Die Oblatenſchachtel klagt über die Tabakdoſe und über Zurückſetzung, während die Tabakdoſe klagt, daß ſie zu oft incommodirt werde und daher nicht, wie erſtere, ihren Träumereien und Phantaſien nachhängen könne. Allgemein iſt die Klage der Zettel und Briefe über den harten Druck, den ſie von dem Briefbeſchwerer aus Carlsbader Sprudelſtein erdulden müſſen, wogegen das Uhrgehäuſe aus tegernſeeer Marmor klagt, daß es nicht gleich jenem drücken dürfe, ſondern den Druck der nimmerruhenden Uhr und deren ewiges Geplapper ertragen müſſe. Ich hätte viel zu thun und würde Sie nur langweilen, wollte ich alle Klagen der Lineale, der Schlüſſel, der Falzbeine, der Bleiſtifte, des Federwiſchers, der Tintefäſſer aufzeichnen, unterſuchen, abwägen oder gar ſchlichten und ausgleichen. So viel iſt gewiß, ein jedes dieſer Individuen iſt unzufrieden und klagt.

Nun denken Sie Sich aber, wenn ich nun am Schreibtiſche ſitzend auch noch anfinge zu klagen, anſtatt dieſe ganze materielle Geſellſchaft von Gegenſtänden zu überwachen, zu beſſern, zu ordnen. Ich habe mich geſammelt, habe aus den Quellen der Wiſſenſchaft meine unſterbliche Seele getränket und genährt, ſetze mich auf meinen Stuhl, lege mein Heft zurecht, greife nach derjenigen Feder, welche geſtern ſo vortrefflich ſchrieb und

gleich einem Eilboten über das Papier hinflog. — Ich faſſe ſie, tauche ſie in die Tinte, ſetze an und — da ſitzt ein ſtattlicher Klecks. Gelaſſen, wie ich bin, lege ich meine Feder ruhig auf den Rand des Tintefaſſes, nehme Löſchpapier, rolle es ſorgfältig und dicht zuſammen, und es ſaugt willig und fleißig den ſchwarzen Saft in ſich auf. Ich erfaſſe auf's Neue die Feder, tauche abermals ein und ſehe mich vor, ja nicht zu viel Tinte darin zu laſſen. Ich ſetze die Feder auf das Papier und mache meine Züge. Vergebens, die Tinte bleibt in der Feder. Ich ziehe zwei, dreimal — es bleibt dabei aber das Papier ſo weiß, wie die Unſchuld ſelbſt. Ich erfaſſe daher eine andere Feder, halte aber meine Ideen immer noch beiſammen und hüte mich, ſie mir vom Unwillen in Confuſion bringen zu laſſen, beſehe mir deshalb den Schnabel — ſiehe da, die Spitze deſſelben glänzt. Weiß Gott, welcher Zufall mir Oel auf die Federn geführt hat. Kurz, das Factum ſteht feſt, daß drei Federſchnabelſpitzen geölt ſind und dahero hartnäckig jeden Dienſt verſagen. Ein Schriftſteller, der ſeiner Ideen voll ſich an ſeinem Schreibtiſch niederläßt, hat ein ebenſo ernſtes, ehrwürdiges Anſehen, wie ein Geiſtlicher, welcher in Amtstracht der Kanzel zuſchreitet; beide gleichen darin einem wohlgefüllten Geldbeutel, ſie ſehen ſtraff und achtbar aus. Der Geiſtliche, dem auf dieſem Wege ein Hund zwiſchen den Beinen durchrennt, oder der über den Stock

oder Regenſchirm eines ſeiner Zuhörer ſtolpert, kann keine lächerlichere Figur machen, als der Schriftſteller, der ſich anſchickt, ſein Manuſcript zu bearbeiten, und auf Hinderniſſe ſtößt, wie ich ſie eben genannt habe. Anfangs verzieht ſich ſein würdevolles Geſicht zu einem ſarkaſtiſchen Lächeln über die Tücke des Geſchicks und die Ungeſchicklichkeit ſeines Calefactors oder ſeiner Magd. Findet er, wenn er eilig ſeine Feder corrigiren will, die, wie erwähnt, durch Oel verunreinigt worden, nun gar das Federmeſſer ſtumpf oder eine Scharte in der Schneide deſſelben, ſo wird dieſes ſarkaſtiſche Lächeln in bittern Ernſt übergehen und er wird alsbald eine Verſchiebung ſeiner Ideen, eine Aufwallung des Gemüthes wahrnehmen, die ihn zum Beginne ſeiner Arbeit untüchtig macht. Hat er die in ſolchen Fällen erforderliche Charakterſtärke, ſo beſſert er raſch das Fehlende, ralliirt ſeine Ideen und arbeitet fort; bei der Arbeit vergißt er bald die Hinderniſſe, die ihm am Anfang entgegen traten. Aber es giebt freilich Schriftſteller genug, deren Charakterſtärke an ſolchen Klippen total ſcheitert und die über jeden Klecks, jeden Oelfleck im Papier, jede geborſtene Federſpitze den Kopf dergeſtalt verlieren, daß ihre ſchönſten Ideen ihnen wie die Butter vom Brote zu Boden fallen. Sie brechen dann in die bitterſten Klagen aus und verjammern ihre koſtbare Zeit. „Iſt das," ſagen ſie mit Thränen in den Augen, „iſt das alſo eine

Frucht unſerer verbeſſerten Erziehung, daß in den Schulen und von den Lehrern, die doch faſt alleſammt der Claſſe der Schriftſteller angehören, der emporſproſſenden Generation nicht einmal Achtung vor dem Schriftſteller eingeflößt wird? Sollte nicht in den Schulen dem künftigen Diener und Stubenmädchen eine heilige Scheu, eine tiefe Ehrfurcht vor den Werkſtätten der Literatur, vor den Altären der Muſen, den Schreibtiſchen eingeflößt werden? Aber ſo ſind ſie; ſie, die Schriftſteller haben keine Achtung vor ihrer erhabenen Stellung, keine Ahnung von der Wichtigkeit ihres Berufes. Wie können ſie dann Achtung von Anderen erwarten? O, wie war es ſonſt ganz anders, als der ehrwürdige Juſtus Lipſius ſeine Schreibfeder der heiligen Jungfrau von Hall widmete! Wie weiſe waren die hebräiſchen Geſetzgeber, welche für die, ſo an den Abſchriften der heiligen Bücher arbeiteten, ein beſonderes Arbeitsceremoniell, eine beſondere Arbeitstracht vorſchrieben! Wie ſehr ſind unſere Zeiten geſunken, wo mancher Schriftſteller in den nach Cigarren duftenden Weinſtuben auf Champagneretiketten mit einem Bleiſtiftſtummel ſeine Carmina kritzelt; wie ſoll der Diener vor dem Autor Ehrfurcht haben und die hohe Wichtigkeit ſeines Berufes ahnen, wenn dieſer frühmorgens ungewaſchen und ungekämmt, in einem ſchabigen oder durchgeſeſſenen, von Tinte, Oel und Tabak

verunreinigten Schlafrock ſich an den Schreibtiſch ſetzt, der auch gerade einem Altar ſo ähnlich ſieht, wie eine Kartoffel dem Paris-Apfel. Wo ſoll der Reſpect für Wiſſenſchaft, Literatur und deren Dienern und Werkzeugen herkommen? Das wußte gar wohl der treffliche Buffon, der ſich nie anders als wohl raſirt, friſirt und ſorgfältig angekleidet an ſeinen Schreibtiſch ſetzte, welcher ein Muſter von Eleganz war."

In ſolchen Klagen ergeht ſich nun der unglückliche Schriftſteller, mit ſolchen Klagen verſcheucht er ſich ſeine beſten Ideen und ſie barricadiren ihm endlich den Weg zum Tempel des Nachruhms.

Glauben Sie ja nicht, verehrte Freundin, daß ich bei dieſer Schilderung mich der Uebertreibung hingegeben habe. Ich könnte Ihnen hundert Beiſpiele von wirklich guten Köpfen liefern, welche lediglich durch ihre Freude am Klagen zu Grunde gegangen ſind. Ich will Ihnen nur unſern Freund Emſig in's Gedächtniß rufen, über deſſen Unleidlichkeit bei den geringſten Unfällen und Hinderniſſen wir ſo oft gelacht haben. Er iſt der vortrefflichſte Menſch, muſterhafter Gatte und Vater, hat den ernſten Willen, ſich zu bilden, iſt voll Talente; aber er kommt nie dazu, Etwas mit Energie anzufaſſen, weil ſein erſtes Wort allemal eine Klage iſt. Er hat eine ſchlafloſe Nacht gehabt; ſeine letzte Gebürgsreiſe, die des Intereſſanten

ſo viel darbot, tritt ihm vor die Seele; er wiederholt ſich die Einzelnheiten derſelben, er genießt nochmals die friſchen Morgen; die durch das Epheugrün am Felſen herabrieſelnden Waſſerfälle blinken durch ſeine Seele; er athmet den würzigen Duft der Matten und verfolgt die gewundene Straße, die ſich neben dem Fluſſe in den tiefen Thälern dahin zieht; die Gefühle, welche ihm die ziehenden Wolken, das heilige Rauſchen der Fichtenwälder, der harmloſe Geſang der Vögel in den Hallen der Buchenwälder erregten, erwachen in ihm auf's Neue; ſie geſtalten ſich zu Sätzen und die Worte paaren ſich zu Verſen. So träumt und dichtet er; die Maſſe gliedert ſich, ein idylliſches Reiſeepos ſteht vor ſeinem Geiſte. Er lauſcht, die Frau und die Kinder ſchlafen feſt; die Thurmglocke ſchlägt, es iſt vier Uhr. Eben ſo raſch als leiſe, ganz wider ſeine Gewohnheit, ſchleicht er ſich aus dem Schlafzimmer; ſeine Seele iſt froh bewegt. Er zündet ſeine Lampe an, legt ſich Papier zurecht; das Zimmer iſt noch leidlich warm, an Frühſtück zu denken geſtattet ihm die herrliche Stimmung ſeiner Seele nicht. Er ſetzt ſich hin, taucht die Feder ein, ſtemmt den Kopf auf die Linke und will nun anfangen zu ſchreiben. Er beginnt:

Kommt, Ihr Lieben, Du Gattin und Ihr, Ihr herzigen Kinder, horcht, das Poſthorn erſchallt und munter ſtampfen die Roſſe; ſchleppt das Gepäck nur herab und —

Jetzt ſtutzt er; „befeſtigt" geht nicht, „ſchnallt" iſt doch zu proſaiſch, auch unrichtig, denn Ketten und Stricke ſchnallt man nicht —

„mit tüchtiger Kette"

wäre recht hübſch, wenn ich nur das Verbum dazu hätte. Je nun „knüpft", nein, das geht nicht; „knebelt", nein knebelt, knebelt geht auch nicht. Jetzt erinnert er ſich, vor vielen Jahren in Peſcheck's idylliſcher Reiſe, die im Lauſitzer Magazin ſteht, etwas Aehnliches geleſen zu haben. Er legt die Feder bei Seite, ſteht auf und ſucht unter ſeinen Büchern nach dem Lauſitzer Magazin. Nun iſt freilich alles Mögliche, wie Hüte, Flaſchen, Papierconvolute, Cigarrenkaſten, bei ſeinen Büchern, nur keine Ordnung, daſelbſt zu Hauſe. Indeſſen, er hat ein gutes Gedächtniß und ſucht. Da hat er auch in der That eins der 40 Hefte des Lauſitzer Magazins; dort iſt noch eine Parthie davon und hinter den Ballſchuhen abermals eine Abtheilung. Unſer Freund blättert fleißig und trifft unter anderem auf die intereſſanten Lebensnotizen der Paſtoren, welche im Jahre 1837 verſtorben. „In dieſem Jahre iſt ja auch mein Freund Eduard geſtorben; der war ja auch Paſtor in der Lauſitz." Er ſucht, doch er beſinnt ſich, daß er ja eigentlich nur das Peſcheck'ſche Idyll ſucht. „Hm!" ſpricht er ſanft, „da muß gerade das Heft fehlen, worin das Gedicht ſteckt." Jetzt beſinnt er ſich, daß ja in

Göthe's „Hermann und Dorothea" oder in der „Luiſe" von Voß auch Aehnliches ſich finden könnte, und daß er ja nicht gerade aus Peſcheck das fehlende Wort holen müſſe. Er findet zwar Göthe, aber zufällig den Band, worin Reinecke der Fuchs ſteht, denn, Hermann und Dorothea, hat ſeine Gattin ja vor einiger Zeit auf ihr Zimmer genommen, und er erinnert ſich ganz deutlich, daß er es auf ihrem Nähtiſch hat liegen ſehen. „Welche Zeit iſt es? Noch nicht fünf Uhr. Abſcheulich," klagt er, „da hab' ich ſchon eine ganze Stunde nach dem infamen Wort geſucht, und es muß doch im Peſcheck ſtecken und der Peſcheck muß da ſeyn. Nein, nein, dieſe Schwierigkeit muß beſeitigt werden." Jetzt zieht er den Gurt feſter um ſeinen Schlafrock und fängt, den angezündeten Wachsſtock in der Linken, unverdroſſen an, im Chaos ſeiner meiſt broſchirten Bücher und loſen Hefte zu ſuchen. Es ſchlägt fünf, halb ſechs, ein Fach nach dem andern wird erſt gemüthlich durchſucht — das Heft zeigt ſich nirgend; ſeine Stimmung wird gereizt, er beginnt zu wühlen in den Papieren, wie eine Locomotive, die aus den Schienen geſprungen, ſich in den weichen Erdboden einarbeitet. Es ſchlägt ſechs Uhr; die Magd tritt ein mit Lampe, Kienſpänen und kleinem Holz. Zagend und leiſe ſpricht ſie den guten Morgen, denn ſie weiß, daß, wenn der Herr in den Büchern ſucht, ſie gegründete Ausſichten auf ein Donnerwetter

hat. Sie macht daher möglichſt wenig Geräuſch und bringt auch glücklich die Ofenflamme zu Stande, ſchleicht auf den Zehen davon und beeilt ſich, den Morgenkaffee möglichſt ſchnell und gut zu bereiten. Madame iſt mittlerweile auch aufgeſtanden und hat ſich gewundert, den Herrn Gemahl, der ſonſt bis ſieben Uhr eines geſegneten Schlafes genießt, bereits ausgeflogen zu ſehen. Die Magd berichtet: „der Herr ſucht.“ „Er ſucht?“ fragt ſie beſtürzt, denn auch ſie kennt die unausbleiblichen Folgen dieſer Beſchäftigung, und nun vollends, ohne vorher gefrühſtückt zu haben, vor Sonnenaufgang.

Doch ich breche ab, verehrte Freundin; Sie können Sich das Finale meiner Geſchichte denken. Der Herr kam endlich ſuchend zu Madame, und da er auch hier weder Peſcheck noch Göthe fand, vollends aber, als Madame, ihn auf ſein Zimmer begleitend, den Göthe, wie den Peſcheck unter dem Schreibtiſch liegend nachwies, brach er in einen Strom jener Klagen aus, die dem ſonſt ſo netten Manne ein überaus weibiſches Anſehen gaben. Das Epos aber blieb nicht allein ungedruckt, ſondern auch ungeſchrieben.

Siebenter Brief.

Es freut mich, daß Sie mich einmal loben und endlich anerkennen, daß ich nicht übertreibe. Ich übertreibe überhaupt nie; freue mich indeſſen an dem Ungewöhnlichen, dem Originellen und Genialen, in welcher Form ich daſſelbe auch finde, wenn es nur übertrieben iſt, d. h. die gemeinen Erſcheinungen des Lebens überragt. Die Leute, welche weniger Auge dafür haben, meinen dann, es ſey nicht möglich. Wer nicht aus ſeinem Zimmer oder ſeinem entlegenen Landſtädtchen herauskommt, nichts lieſet, keine Berichte der Reiſenden vernimmt, kann bald dahin kommen, daß er die einfachſten Erſcheinungen, der Vorwelt wie der Gegenwart, für offenbare Lügen hält. Eine Dame, deren einzige Lectüre das Geſangbuch und die Bibel war, wollte mir nicht glauben, daß es vorweltliche Thiere, wie das Miſſurium und den Mammuth, gegeben, obſchon ſie das Stillſtehen der Sonne und den Fall der Mauern von Jericho durch die iſraelitiſchen Trompeter ſteif und feſt glaubte. So ſind die Menſchen. An den Teufel, den ſie nicht ſehen, glauben ſie mit Freuden, aber an ein Factum, das man ihnen klar beweiſet, glauben ſie nicht. Sie ſind zu bequem, zu faul dazu. Nicht wahr, liebe Freundin, das iſt oft zum Tollwerden

und zum Klagen? Wenn nur beides etwas helfen wollte. Das Toll- und Wildwerden hilft übrigens jedenfalls noch mehr als das Klagen, denn der Prügel ist oft ein überzeugenderer Grund als die logischste Rede, wie denn unter anderem mittels desselben die polnischen Soldaten der östreichischen Armee in der deutschen Sprache weiter gebracht werden, als mit den besten Grammatiken und Wörterbüchern. Dieses System des Sprachunterrichts ist höchst zweckmäßig, und wird dabei Lehrern wie Schülern viel geistige Kraft erspart.

Nun wäre eine Klage über die Dummheit überhaupt wohl ganz an ihrer Stelle, da die Dummheit in ungeheuerer Masse in der Menschheit verbreitet ist. Allein ich werde nicht klagen über Etwas, welches ein Nothwendiges in der Weltordnung ist. Die Dummheit aber ist nothwendig unter den Menschen, damit sich die Weisen recht klar werden. Wollen Sie den Werth der Dummheit erst recht schätzen lernen, so müssen Sie oft Menschen gegenüber gestanden haben, die sich für sehr weise halten und Ihnen den Schluß zu jedem Ihrer angefangenen Sätze schon nach der ersten Hälfte vorsagen. Daß er anders ist, als was Sie sagen wollen, versteht sich von selbst. „Diese klugen Leute bilden den Gegensatz zu denjenigen, welche, nachdem Sie ihnen stundenlang vorgepredigt,

z. B. daß die Blätter der Eiche grün sind, endlich vergnügt ausrufen: ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie mich darauf aufmerksam gemacht haben, daß die Kiefernwurzel roth aussie[illegible] Soll man über solche Leute klagen? Nein, es w[illegible]d dieß auch nicht helfen. Ich pflege dann zu lachen, daß das Geschick mir solch ein Exemplar zugeführt hat. Bei vielen dieser Exemplare ist es nicht die reine Dummheit, sondern zuweilen Mangel an Aufmerksamkeit, Scheu vor der Ordnung der Gedanken.

Die reine Dummheit macht allerdings viel Schaden in der Welt, doch bei weitem nicht so viel als die Bosheit; sie ist passiver Natur. Man kann dem wahrhaft Dummen eigentlich doch nie ernstlich zürnen, da der Schaden, den er thut, nicht absichtlich ist. Der Dumme zeigt sich sehr bald als solcher, wir können ihn also dadurch unschädlich machen, daß wir ihm nichts Wichtiges auftragen, ihn nicht dahin stellen, wo er Schaden machen kann. Mit dem Boshaften ist es ganz anders, der verstellt sich.

Was würden Sie gethan haben, wenn Ihnen Folgendes widerfahren wäre, wie meinem Freunde Z.. Dieser sendet seinen Diener aus, auf dem Theaterzettel an der nächsten Straßenecke nachzusehen, was Abends im Theater gegeben werde. Der Diener geht fort, kehrt bald mit ernsthaft betretenem Ge-

ſichte zurück und meldet: „Gegeben wird im Theater gar nichts, aber der erſte Platz koſtet einen Thaler, die andern 20, 15, 10, 7½ und 5 Ngr.“ Der Kerl hatte ganz richtig ſich gemerkt, was ihm wichtig ſchien. Bei weitem dümmer war jener Calefactor, der ſämmtliche Zündhölzer durchprobirt hatte und verſicherte, ſie ſeyen alleſammt gut, weil ſein Herr ihm aufgetragen, nur ſolche zu bringen, welche gut zündeten. Wie wollte er ſich aber anders überzeugen?

Ueber ſo was kann man unmöglich klagen. Wohl aber giebt es ein herrliches Mittel, welches freilich nicht Jedermanns Sache iſt, es heißt: Geduld und Nachſicht — damit kann man den Dummen weiter bringen und ſich viel Aerger erſparen, als durch bloſes Klagen. Doch, theure Freundin — ich ſchließe und Sie werden darüber gewiß nicht klagen.

Achter Brief.

Gewiß, meine theure Freundin, Unzufriedenheit iſt die Quelle aller Klagen; unſere Zeit aber, oder vielmehr die meiſten Menſchen in derſelben kommen

mir vor, wie der unglückliche Beſitzer jenes Zopfes, von dem Chamiſſo klagt:

„er wollt' es anders haben."

Keiner iſt mit dem Looſe zufrieden, das ihm gefallen. Der Soldat will Dichter werden, der Maler Soldat, der Theolog ſtudirt Botanik, der Philolog macht in Eiſenbahnactien, die Bahnwärter leſen Romane, kurz die meiſten Menſchen treiben das, was ihnen fremd iſt — und in Folge deſſen haben wir ſo unvollkommene Leiſtungen und ſo wenig ganze Menſchen. Und das iſt allerdings zu beklagen.

Erlauben Sie mir, werthe Freundin, daß ich Ihnen ein Beiſpiel aus dem Kreiſe meiner Erfahrung vor Augen ſtelle, dergleichen Sie aber in jeder Mittelſtadt des Landes, ja ſogar auf dem Dorfe ſelbſt finden können. Dr. A. hat Theologie ſtudirt; da er jedoch treffliche Schulkenntniſſe, ein munteres, anſprechendes Benehmen und den Trieb ſich auszuzeichnen mit auf die Univerſität brachte, ſo bedurfte es nur eines Anſtoßes, daß er ſein theologiſches Brotſtudium aufgab und ſich der Jurisprudenz hingab, zu der ihn des berühmten Profeſſor G. lebenvolle Vorträge vorzugsweiſe hinzogen. Durch die Vermittelung deſſelben und ſeine vielgeltende Empfehlung kam Dr. A. in das Juſtizamt zu M. Ein gewiſſes keckes Auftreten, eine laute Stimme und ein

angenehmes Aeußere bahnten ihm den Weg in die beſten Geſellſchaften. Da Dr. A. ein gutes Auskommen hat und noch keine Braut, ſo war er ein Mann, den mancher Vater, noch mehr aber manche Mutter für Fräulein Tochter ſich näher betrachten und deshalb ſich näher ziehen wollte. Dr. A. ließ ſich jedoch nicht fangen — ihm fehlt das Gemüth, er iſt blos Verſtand. Seine Amtsarbeit betrieb er anfangs mit löblichem Eifer; da er jedoch bald ſah, daß in der Stadt M., welche bekanntlich der Sitz des hohlen Liberalismus iſt, die Verdienſte eines Juſtizbeamten nur wenig gelten, ſo ſchloß er ſich einen anderen Weg auf — denn Dr. A. hat nun einmal die Abſicht, à tout prix ein großer und berühmter Mann zu werden. Zuvörderſt alſo trat er in ſämmtliche gelehrte Vereine, deren eine ziemliche Anzahl in M. vorhanden, obſchon zwei Stunden von M. kein Menſch eine Ahnung davon hat. Er ſchaffte ſich Werke über Philoſophie, Geſchichte, Naturwiſſenſchaft und Technologie an, und hielt im philoſophiſchen Verein naturwiſſenſchaftliche, im hiſtoriſchen philoſophiſche, im technologiſchen hiſtoriſche und im naturwiſſenſchaftlichen technologiſche Vorträge, welche die verehrten Anweſenden doch noch weniger als er ſelbſt verſtanden. Nächſtdem hielt er dem großen Publicum Vorträge über die Geſchichte der franzöſiſchen Revo-

lution, und unterhielt wenigstens die verheiratheten und ledigen Coquetten, welche die ersten drei Reihen Sitze einnahmen, durch sein hübsches Gesicht, seine flammenden Augen und lebhaften Bewegungen. So brachte er es denn bald dahin, daß man viel von ihm sprach, namentlich seitdem er in mehrern der Localblätter Posto gefaßt und sich einen Freund erworben, der ihn mit Scheinangriffen verfolgte, welche Dr. A. durch fulminante Repliken allemal am nächsten Tage widerlegte. Einmal passirte jedoch, daß in der Druckerei das Manuscript verwechselt wurde und man eines schönen Morgens im Phönix die Replik auf einen Artikel gegen Dr. A. las, der erst Nachmittags im Helikon zu lesen war. Dr. A. hat nämlich die Ueberzeugung, daß er eine ungeheuere Wirkung durch die augenblickliche Erwiderung auf die Angriffe seiner Gegner hervorbringen müsse. Er ahmt Napoleon nach, er läßt den Feind nicht zur Ruhe kommen, er überstürzt, er rollt ihn auf. Der Phönix wird Morgens acht Uhr, der Helikon Nachmittags drei Uhr ausgegeben. Glauben Sie aber, daß das große Publicum das merkte? Gott bewahre. Als nun ein trockner Mensch im „Mondenlicht" anfragte, wie es denn komme, daß man Morgens acht Uhr eine Frage beantworten könne, welche Nachmittags drei Uhr desselben Tages erst gethan, erklärte Dr. A., er habe

den Angriff ſeines Gegners im Manuſcript und in der Druckerei des Helikon Morgens ſechs Uhr geleſen, und ſich ſofort in die Druckerei des Phönix begeben und ſo ſeine Replik dem Setzer dictirt, bevor der Angriffsartikel gedruckt worden, — wie ja auch Friedrich der Große noch vor der öffentlichen Kriegserklärung Anno 1756 in Sachſen eingefallen ſey. Die ganze Stadt ſtaunte und die Redaction des Helikon war niederträchtig genug, zu erklären, daß dem allerdings alſo ſey.

Die gute Stadt M. war von A. Ruhmes voll. Das genügte ihm aber noch nicht. Er bedurfte noch einer Krone, der politiſchen. Es ward ihm leicht, Mitglied der Geſellſchaft zur Abhülfe der Noth der Armen, zur Bewahrung verwahrloſeter Kinder, zur Beſſerung der Dienſtboten, des Turnvereins und des Mäßigkeitvereins zu werden; der politiſche, natürlich liberale Club nahm ihn mit Freuden unter ſeine Mitglieder auf, und von nun an warf er ſich ganz der Politik in die Arme. Jede, auch die unſchuldigſte Verordnung der Regierung war fortan Gegenſtand ſeiner Angriffe; ſtrenge und ernſte Maßregeln nannte er tyranniſchen Druck, der die natürliche Freiheit des Menſchen beſchränke; in mildem und ſchonendem Verfahren ſah er ſchmachvolle Unkraft und Schwäche der heimlichen Tyrannei. Den geſetzmäßigen,

ruhigen Fortſchritt, wodurch ſich gerade die Regierung ſeines Landes auszeichnet, bezeichnete er als philiſterhafte Leiſetreterei. Kurz aus Dr. A. wurde bald der bitterſte, leidenſchaftliche Tadler. Zu beklagen iſt nur, daß Dr. A. durch ſeine loſen, unvorſichtigen Reden die Jugend, welche ſich zu ihm hingezogen fühlt, auf gefährliche Abwege leitet. Zu beklagen iſt, daß die Kraft, die ihm unfehlbar inne wohnt, nicht zu ernſtem, würdigem Streben benutzt wird, und daß er ſein Talent zur Magd ſeiner Eitelkeit anwendet.

Eitelkeit — hier haben wir, theure Freundin, den Nagel auf den Kopf getroffen. Eitelkeit, das iſt die Quelle aller jener Unzufriedenheit, jener Klagen, welche die Welt ſo unbehaglich machen. Geben Sie dem Dr. A. einen Titel, einen Rang, oder auch nur einen recht ſchönen Orden — ſofort ſchlägt er um und läßt ſeine Liberalen im Stich, die keinen Rang zu ertheilen, keinen Orden zu vergeben haben.

Hätte Dr. A. Gemüth und wahre, uneigennützige, reine Freude am Wiſſen, Freude an der Verbreitung nützlicher Kenntniſſe, an der Beſſerung und Veredlung ſeiner Mitbürger, ſo würde er freilich ſeine Zeit ernſten Studien widmen und ſeine Abende in ſeiner ſtillen Arbeitsſtube verleben müſſen. Er könnte dann nicht in den Clubs und Weinſtuben mit ſonorer

Stimme glänzende Reden halten. Gewiß iſt freilich, daß ganz M. dann ſehr wenig von ihm ſprechen würde; gewiß, daß ſein Name dann nicht im Phönix, Helikon und Mondenlicht glänzen würde.

Da nun der gute A. durch keine vernünftige Zuſprache zu bewegen iſt, einen andern Weg zu betreten, da er ſo ganz in Eitelkeit erſoffen, ſo bleibt nun nichts Andres übrig, als ihn und alle die andern Opfer der Eitelkeit innig zu beklagen, zumal da dieſer Dienſt der Eitelkeit die armen Befangenen durchaus nicht glücklich macht und befriedigt. A. iſt ein ſehr unglücklicher Menſch. Er iſt unverheirathet, — ein unverheiratheter Mann von 30—40 Jahren iſt ein elendes Geſchöpf, wenn er Gemüth hat; hat er kein Gemüth, ſo wird er das Glück außer ſich ſuchen, wo es bekanntlich noch keiner gefunden hat. Sie kennen meine Anſichten über dieſen Punct, und erlauben mir daher, zu ſchließen.

Neunter Brief.

Die Klagen eines Ehemanns ſoll ich Ihnen ſchildern? und zwar des Ehemanns einer wahrhaft guten, tugendhaften Frau? und noch dazu eines braven und

guten Ehemanns? Je nun, wenn Sie es befehlen, will ich mich an die Arbeit machen, zumal da ich gar nicht weit zu gehen brauche, um ein vortreffliches Original für meine Schilderung zu finden.

Unſer Freund W. tritt bei mir ein, ſeine Stirn iſt etwas umwölkt; kleinlaut, doch nicht ohne leiſen Anflug von Gereiztheit, wünſcht er mir guten Abend. „Was haſt Du heute gegeſſen?“ iſt meine erſte Frage. Er lächelt bitter, und fragt: „Wozu das?“ Ich aber dringe darauf und er antwortet dann kurz: „Na, wenns ſeyn muß, Schweinskeule mit Sauerkraut und zum Deſſert Pilze.“ — „Gut“, ſage ich, „etwas unverdaulich, und ich vermuthe, daß Du, wenn Du nun gar aus Deiner Käſeflaſche noch genaſcht haſt, eine etwas unruhige Nacht haben wirſt. Ich werde dann Deiner Emilie rathen, Dir morgen früh aus dem Wege zu gehen, denn vor Mittag ein Uhr wird die roſige Laune bei Dir kaum eintreffen.“

„Ach ja, Emilie! das iſts ja eben, was ich Dir ſagen wollte. Freund, Du mußt mir funfzig Thaler auf acht Tage oder vierzehn ſchaffen. Emilie braucht ihr Wintercoſtüm; die Weiber koſten einem doch entſetzlich viel Geld; weiß Gott, die Junggeſellen wiſſen gar nicht, wie gut ſie es haben.“

Ich antworte in ſolchen Fällen ſtets ja — wie Sie wiſſen.

„Es ist nun zwar kaum acht Wochen, daß ich der Frau einen neuen Schal gekauft — aber es muß seyn, meiner Ehre wegen; so hilft es denn nichts, Du giebst mir das Geld."

„Versteht sich von selbst", antwortete ich, „wozu hat man denn Freunde?"

„Das ist recht brav von Dir, altes Haus", erwidert er. „Der frühe Eintritt des Winters hat mir die Casse gefegt; der Ankauf der Wintervorräthe, dazu das theure Schulgeld, die Kleider für die Kinder, Du weißt ja selbst, wie es geht. Ja die Ehe ist doch sehr kostbar."

„Allerdings!" erwiderte ich. „Frag' aber einmal unsern alten Hagestolz, den Architecten, wie es dem geht? Der hat keine Frau, aber seine Freundinnen und deren Eitelkeit sind doch noch kostbarer. Unsere Frauen versagen sich Manches, was jene entweder stürmisch geradezu verlangen, oder mit großer Geschicklichkeit erschmollen und ertrotzen. Unsere Frauen haben Mitleid mit unseren Sorgen, sie verlangen nicht mehr, als was unumgänglich seyn muß und unentbehrlich ist, und sind uns sehr dankbar, wenn wir ihnen eine unerwartete Freude machen. Jene Freundinnen aber halten unsern armen Freund, der schwach genug ist, sich von ihren Klagen, Thränen, Drohungen und Coquettiren imponiren zu lassen, in

ſtetem Trabe. Er tritt eines Morgens ins Zimmer ſeiner gegenwärtigen Favoritin. Sie ſitzt am Nähtiſch und erwidert ſeinen feurigen Gruß mit groſſer Kälte; ſie hat die Augen geſenkt, er nähert ſich ihr und entdeckt, daß ſie geweint hat. „Mein Gott, Bertha, was fehlt Ihnen?“ — „Nichts!“ ſagt ſie ernſt und kalt — „und wär' es Etwas, bei Ihnen fände ich doch weder Mitleid noch Hülfe.“ Unſer Freund iſt beſtürzt, er dringt mit Bitten in die Angebetete, er verſpricht im Voraus, Alles zu thun, was ſie nur verlangt, ja er verheißt ſogar noch mehr, und das Ende iſt, daß Frau von Z., Fräulein G. und noch eine andere Modedame entweder einen neuen Hut, ein neues Kleid, neue Armbänder oder ſonſt etwas Neues an ſich haben, was ſie, die doch ihre Hand, ihr Herz, ja ihren Ruf ihm, dem kälteſten der Menſchen willig geopfert, noch entbehren müſſe. Ein aufmerkſamer Liebhaber müſſe ſo Etwas ſich nicht erſt ſagen laſſen, ſondern nach jeder Meſſe die Runde in allen Modehandlungen machen und ſich glücklich ſchätzen, wenn er für den Gegenſtand ſeiner Wünſche dort etwas Geſchmackvolles entdecken könne.

Unſer Freund, der dieſelbe Scene ſchon hundertmal erlebt hat, rennt nun wie von den Furien getrieben umher, bis er den Wunſch ſeiner ſpröden Schönen erfüllt und ſeine Louisd'or dafür ausge-

geben hat. Nun ſollteſt Du aber am Schluß des Jahres den Trefflichen am Schreibtiſch vor ſeinem Rechnungsbuche ſitzen ſehen, wenn er zuſammenzählt, was er für Bertha ausgegeben. Dann kratzt er ſich freilich mißmuthig hinter den Ohren, faſſet ernſtlich den Vorſatz, feſt zu ſeyn, die Verbindung abzubrechen und ein anderes Leben anzufangen. Dieſe Vorſätze dauern ſo lange, bis Fräulein Bertha zu ihm ins Zimmer tritt und ſich theilnehmend nach ſeinem Befinden erkundigt, ihm eine kleine Stickerei, ein höchſt einfaches Ruhekiſſen überreicht, was ſie irgendwo aus zweiter Hand billig gekauft oder von einem ehemaligen Liebhaber geſchenkt bekommen hat. Dabei hat ſie eine Bitte anzubringen, er möge ihr doch die Zinſen von ihren Staatspapieren encaſſiren, oder bei dem Stadtgericht als Curator ihr beiſtehen. — Kurz ſie weiß ihn immer wieder für ſich zu intereſſiren, ihn durch ſparſam, aber ſtets zur rechten Zeit angebrachte Schmeicheleien, die ihr nichts koſten, an ſich zu feſſeln, und ſie hat auch ihre treuen Bundesgenoſſen. Da begegnet einmal zufällig die alte Madame T. unſerem Freund, und wirft im Vorbeigehen hin, daß ſie ſich nach den Vermögensumſtänden des Grafen P. bei ſeinem Advocaten erkundigen müſſe, da ſie durch eine dritte Perſon vernommen, er habe Abſichten auf die Hand einer ihrer

Freundinnen. Da nun Madame D. die halbe Stadt zu Freundinnen hat, so ist das gar nichts gesagt. Unser Freund ist aber unausstehlich neugierig. Er fragt, bittet, er kann aber nichts erlangen, als daß Madame D. endlich mit bedeutungsvoller Miene hinwirft, es handle sich um das Wohl und Wehe einer Person, die ihm sehr nahe stehe, und dann wie ein Aal ihm entschlüpft. Er sinnt nach und rennt, Niemand sehend, durch die Straßen. Graf P., denkt er, sollte der denn so toll seyn? Bertha! gräßlicher Gedanke. Bertha untreu! Ich muß Licht haben! Er eilt sofort zu ihr. Sie ist heiter und unbefangen, wie ein Kind, ja sie ist heiterer wie gewöhnlich. Ein Briefcouvert liegt auf dem Schreibtisch, er nimmt es auf. Wie? eine Grafenkrone auf dem Siegel? Tiefe Wehmuth überfällt ihn; still setzt er sich in den Lehnstuhl. Bertha tritt theilnehmend zu ihm. Was ist Ihnen, werther Freund? — Ach Bertha! Sie streichelt seine Stirn, er faßt ihre Hand, sieht ihr ernst und fest in die Augen. — Sie lächelt ihn holdselig an und mit der ihr angebornen Anmuth, und das Finale dieser lächerlichen Comödie ist, daß sie versichert, ihm ewig treu bleiben zu wollen, daß nichts sie verlocken werde, sich ihm zu entziehen.

Das ist auch ihr voller Ernst und fester Wille; denn obschon sie recht gut weiß, daß er sie nie

heirathen wird, ſo lange ſein Oheim lebt und Emmeline, eine ſeiner alten Flammen, obſchon ſie weiß, daß er ihr nicht treu iſt, ſo iſt er doch trotz ſeines Geizes, den er mit allen alten Hageſtolzen gemein hat, ein ſchwacher Narr, der ſich viel abtragen läßt, und deshalb ein Beſitzthum, das die ſchlaue Bertha nicht ſo leicht aufgiebt.

Und was hat er dafür? Liebende Theilnahme, Beiſtand im Unglück? Wenn unſer Freund heute bankerott würde, ſähen wir morgen Fräulein Bertha mit dem Eilwagen nach ihrer Vaterſtadt zurückfahren und das hier Eroberte dort ſicher anlegen.

Und dieſe Bertha iſt bei weitem noch nicht die ſchlimmſte. Du aber, alter Freund, klage mir nicht über den Eheſtand und über Deine brave Frau, die mit Dir rechtſchaffen ſorgt und ſich für Dich mühet und plagt. Hier ſind die funfzig Thaler und nun mache, daß Du fortkommſt."

So fertigte ich die Klagen ab. Ich gebe Ihnen jedoch zu, daß es genug Männer giebt, die Urſache haben zur Klage, und Frauen, die in gleichem Falle ſind. Dieſe Klagen ſind aber zu langweilig und nicht werth, daß man ſie aufſchreibt.

Zehnter Brief.

Es wird Ihnen paradox ſcheinen, wenn ich behaupte, daß es die meiſten Klagen bei Menſchen gebe, welche gerade diejenigen zu ſeyn ſcheinen, die in Glück und Wonne ſchwimmen: die Millionairs und die Sammler von Naturalien, Kunſtſachen, Antiquitäten u. ſ. w. Da ich Erſtere weniger kenne, weil ſie in der Regel überaus langweilig ſind und ich ſie deshalb vermeide, ſo will ich auch nicht von ihnen reden. Zu Letzteren habe ich ſelbſt die Ehre zu gehören, und ſo ſteht mir denn wohl eine Stimme zu.

Sie treten in das Muſeum eines Sammlers; mit freudigem Geſicht kommt er Ihnen entgegen und freut ſich Ihrer Theilnahme an den Studien, die den Inhalt ſeines Lebens ausmachen. Triumphirend blickt er auf ſeine Schätze und freut ſich, Ihnen dieſe vollſtändigen Reihen der ſeltenſten Gegenſtände vorlegen zu können. Dieſer Dolch ſtammt von der Weſtküſte Africas, von wo her nur höchſt ſelten Etwas nach Europa gelangt, und Er war der Glückliche, dem dieſes zwar ſehr unſcheinbare, aber für den Kenner höchſt wichtige Stück zu Theil wurde. Sie freuen ſich mit ihm. Der Säbel daneben mit dem ekelhaften Ledergriff, woran noch Menſchenblut, vielleicht eines unglücklichen Deutſchen der Fremdenlegion, klebt, ſtammt von den Kabylen.

Und nun erſt dieſe Haſſagayen, Bogen und Pfeile mit vergifteten Spitzen (er warnt Sie ängſtlich), dieſe Schilde aus Nashorn- und Flußpferdhaut, dieſe Karbatſchen, Alles ſtammt aus dem fernſten Africa, Alles iſt ſelten, intereſſant und koſtet dem Beſitzer namhafte Summen. Sie ſtaunen; Sie bewundern nicht ſowohl die Sachen, als die auf den Erwerb derſelben verwendeten Mühen und Koſten.

Jetzt führt er Sie weiter, um Ihnen noch einige Kleidungsſtücke zu zeigen. Der vollſtändige Anzug einer ſchwarzen Dame vom weißen Nil, beſtehend in einem viereckigen Stück Hyänenfell, wird Ihnen mit der Bitte vorgelegt, denſelben ja nicht zu berühren, da er, um ihn gegen die Motten zu bewahren, ſtark mit Arſenik vergiftet iſt. Das Falkenauge des Sammlers forſcht nach, ob nicht etwa, trotz des Giftes, eine Motte ſich in das kurze Wollenhaar dicht am Leder Bahn gemacht. „Nein," ſagt er, „dasmal ſind ſie noch nicht da," und nun bekommen Sie eine gründliche Abhandlung über die Motten, die Verwüſtungen, welche ſie in den zoologiſchen Muſeen anrichten, die beſten Mittel dagegen u. ſ. w.

Unſer Antiquar führt Sie nun zu einem Schranke, dem er ſich in der Weiſe nahet, wie ein Prieſter dem Altar. Sie erwarten etwas ſehr Bedeutendes zu ſehen, denn ſeine Augen funkeln, wie die des Tigers, ehe

derſelbe ein junges Reh zu ſich nimmt. Er hat den Schlüſſel aus dem Bunde geſucht; er ſchließt auf und zieht ein Schubfach aus. Er ſieht Sie mit leuchtenden Augen an, Sie erblicken eine Anzahl überaus verroſteten, in ſaubern Käſten liegenden Kupfers. Sie ſehen den Enthuſiaſten fragend an; er thut desgleichen. Sie ſind in Verlegenheit.

Er iſt aber verſtändig und bedenkt, daß Sie als Dame nicht in alle Geheimniſſe der Alterthumskunde eingeweiht ſeyn können, daß überhaupt derartige Alterthümer ſelten geſehen werden, weil ſie ſelten ſind. — Er erklärt Ihnen daher mit der größten Sanftmuth, daß dieſe alten verroſteten Kupferklingen ehedem Dolche geweſen, womit ſich die alten Germanen vor zweitauſend Jahren — Sie ſtaunen — vor zweitauſend Jahren, wiederholt er nachdrücklich, die Gurgeln abgeſchnitten. Ihr „Ach!“ verſcheucht jede Spur des Unwillens von ſeiner Stirn, und mit Begeiſterung erklärt er Ihnen nun Stück für Stück, macht Sie aufmerkſam auf die Schönheit des malachitartigen, edlen Roſtes, die Güte des noch jetzt elaſtiſchen Metalls, den Reichthum der eingeriſſenen Punctirungen und Linien. Bei dem einen Stück, welches in allen antiquariſchen Büchern erwähnt wird, auch ſchon öfter abgebildet worden iſt, nimmt ſeine Miene eine gewiſſe Feierlichkeit an; es iſt ein allerdings wundervoll erhaltener Dolch, deſſen Klinge

mit den reizendſten Ornamenten bedeckt iſt, welche die neuern franzöſiſchen Antiquare tatouage nennen. Ein Jüngling kann ſeiner erſten Geliebten nicht zärtlicher in die Augen blicken, als unſer Antiquar ſeinem Unicum. Zwiſchen den Beiden beſteht ein gewiſſes Verhältniß, denn auch der Dolch ſcheint ſich in der Hand des Antiquars ſehr wohl zu befinden.

Ein anderer Kaſten wird aufgezogen und das ſelbſtzufriedene Geſicht unſeres Freundes verkündet Ihnen, daß der Inhalt für ihn von beſonderem Werthe ſeyn müſſe. Sie ſehen hin und erblicken eine unſcheinbare Maſſe von altem Kupfer, Eiſen und anderem Plunder, der in ſaubern Pappkäſten beiſammen liegt. „Wir nähern uns hier," ſagt der Antiquar, „den Schmuckſachen der verſchiedenen Nationen. Sehen Sie hier die einfachen eiſernen Armringe der Völker am weißen Nil, hier die Kupferringe der Kaffern, hier die aus gebranntem Bolus und Corallen gefertigten Armringe der Pelew-Inſulaner; dieß aber iſt einer jener Armringe aus Elfenbein, welche die Elliabs und Barrys, 4° n. Br. in Oſtafrica noch jetzt tragen, die wir aber ſchon auf ihren Darſtellungen in den Monumenten der ſiebzehnten Dynaſtie der alten ägyptiſchen Pharaonen antreffen. Das iſt nun, finden auch Sie, höchſt intereſſant, und," fügt er bei, „namentlich intereſſant, wenn wir damit die Armringe vergleichen,

welche in unſeren vaterländiſchen Grabſtätten gefunden worden ſind.“ Er macht Sie nun aufmerkſam auf die mannigfaltigen Formen, auf die Ornamente und bemerkt, daß auch die Damenwelt von dieſen Dingen bereits Anwendung gemacht habe. Nachdem die Völker Europas von den verheerenden Kriegen des Napoleoniſchen Zeitalters ſich erholt und ſeitdem die Ruhe wieder hergeſtellt, wurden die alten Grabhügel, zuerſt am Rheine, dann in den übrigen Theilen von Deutſchland näher unterſucht, das Gefundene wurde in Sammlungen aufgeſtellt und alsbald in den rheinländiſchen und franzöſiſchen Bijouteriefabriken nachgeahmt. Seit jener Zeit tragen nun unſere Damen Armringe, wie ihre Urmütter vor zweitauſend Jahren.

Mit unermüdlicher Geduld öffnet Ihnen unſer Freund einen Kaſten nach dem andern, und erklärt Ihnen ein Stück nach dem andern. Sie haben aber noch die Feuerprobe zu beſtehen. Er öffnet eine Thür und Sie treten in ein Gemach, wo mehrere Glasſchränke ſich befinden, aus deren einem Ihnen einige Reihen gelblicher Schädel entgegen grinſen. Sie raffen Sich indeſſen zuſammen und treten herzhaft heran. Sie bemerken in einer andern Reihe mehrere Todtenmasken, dann Abgüſſe von Negerköpfen und ein leiſer Schauer durchrieſelt Sie plötzlich, denn den Ehrenplatz nimmt ein brauner Menſchenkopf mit ſtieren Glasaugen, blö-

kenden Zähnen und langem schwarzen Haar ein. Er steht indessen doch etwas abseit. Es beginnt jetzt ein Vortrag über die Menschenracen, über die dadurch erklärbaren Schädelbildungen und was dahin sonst gehört. Sie preißen Sich glücklich, daß unser Freund Niemandem gestattet, etwas von den in seiner Sammlung aufgestellten Gegenständen zu berühren, und daß Sie daher nur seinen Beifall ärnten können, wenn Sie Sich in ehrerbietiger Ferne von diesen Schädeln halten. Der Antiquar fährt treulich fort, Sie auf den Bau der Schädel aufmerksam zu machen, kommt auf die malayischen Völker, die Sitte der Tatowirung, und, Sie wissen selbst nicht, wie Ihnen geschieht — mit einem Male hat er das braune Menschenhaupt mit den langen schwarzen Haaren mit beiden Händen erfaßt und hält es, sehr vergnügt lächelnd in seiner Rede fortfahrend, nicht zwölf Zoll vor Ihre Augen, so daß die stieren Glasaugen auf die Ihrigen gerichtet sind und ein unangenehmer Kamphergeruch Sie anweht. Schien der oben erwähnte Dolch die Geliebte des Antiquars, so zeigt er gegen den Kopf eine Zuneigung, wie sie selbst unter Brüdern nicht immer zu finden ist. Der Neuseeländer Schädel ist einer der schönsten, die je nach Europa gekommen, herrlich erhalten, mit reicher Tatowirung bedeckt. Unser Freund hat eine enorme Summe dafür gezahlt und die An-

kunft deſſelben in ſeinem Hauſe durch ein Gedicht eigens gefeiert. Er macht Sie nun aufmerkſam auf die Spiralen, welche Wange und Naſe verzieren, auf die vierfachen Linien, welche in einem Bogen von der Naſenwurzel nach den Schläfen emporſteigen, auf die Tatowirung der eingeſchrumpften Lippen, auf die durchbohrten Ohrlappen, und in Zeit von 20 Minuten kennen Sie dieſen Schädel beſſer als Ihren eigenen, da Sie durch den Hals auch in das Innere deſſelben ſehen können. Ja, es gelingt dem Freunde, Ihnen Intereſſe für den Mokomokai einzuflößen und Ihnen den Anblick deſſelben erträglich zu machen. Er ſtellt daher mit höchſt zufriedenem Geſicht das koſtbare Stück behutſam an ſeinen Ort und reibt ſich vergnügt die Hände *).

Es iſt keine Frage, unſer Freund iſt ſehr glücklich am heutigen Tage und wir freuen uns mit ihm, ſowie durch unſere Theilnahme die Freude am Beſitze ſeiner Schätze bedeutend erhöht wird. Da wir wiſſen, wie koſtbar ſeine Zeit iſt, ſo halten wir uns, nachdem wir Alles geſehen haben, nicht über die Gebühr bei ihm

*) Ich lege Ihnen, um Ihr Intereſſe für unſere Studien rege zu erhalten, die Abbildung eines Mokomokai bei, der dem oben erwähnten außerordentlich ähnlich iſt und den Sie ja öfter in meiner Sammlung geſehen haben. Eine genaue Beſchreibung deſſelben finden Sie in meiner Culturgeſchichte Th. IV. S. 348.

auf, ſondern empfehlen uns baldmöglichſt, nachdem wir noch ſeinen Hunden und Katzen, ſeinem Eichhorn und andern Bewohnern ſeines Hauſes einen flüchtigen Blick geſchenkt haben. Er aber eilt in ſein Muſeum zurück, und ſtellt und rückt Alles in Ordnung, was etwa durch unſeren Beſuch aus der gehörigen Lage und Stellung gebracht worden.

Elfter Brief.

Ich habe Ihnen in meinem letzten Briefe die Lichtſeite des Sammlerlebens vor Augen geführt; betrachten wir nun auch einmal die Schattenſeite deſſelben. Unſ[illegible] Freund, den wir neulich beſuchten, iſt viele Tage durch keinen Beſuch in ſeinen Beſchäftigungen geſtört worden. Er arbeitet fleißig an ſeinen antiquariſchen Abhandlungen, die er der Welt nicht länger vorenthalten zu dürfen glaubt. Es beſchäftigen ihn eben die Kämme. Er hat das Capitel glücklich zu Ende geſchrieben, will aber, ehe er es druckfertig macht, doch, mehrerer Sicherheit wegen, noch einmal die Exemplare von Kämmen durchſehen, welche er in ſeinen Käſten liegen hat. Er holt den Schlüſſel, zieht das Fach heraus, vergleicht die Originale mit ſeiner Beſchreibung; Alles iſt in Ordnung und der

Wahrheit gemäß von ihm beſchrieben. „Was der Teufel iſt das? da fehlt ja Nr. 1609.“ Er legt das Manuſcript aus der Hand und hebt behutſam einen Kamm nach dem andern heraus. „Nr. 1599, 1600, 1, 2, 3, 4 richtig, 5, 6, 7, 8, 10, 11. Wo ſteckt denn aber 1609? Sollte ich mich geirrt haben, ſollte meine Frau die Nummer verlegt haben? Nein, nein, die iſt viel zu gewiſſenhaft! Sollte etwa gar der lange Engländer —? Doch nein, vor acht Tagen war er ja noch da!“ Jetzt ſchiebt er das Fach zu und zieht die vorhergehenden und die folgenden ans Tageslicht. Der Kamm Nr. 1609 fehlt, iſt nicht zu finden. Der Freund nimmt eine Priſe nach der andern, ſinnt und denkt nach. Er ſieht in den Verzeichniſſen nach, ob hier etwa eine Nummer ausgefallen; Nr. 1609 ſteht im Catalog und dabei: „Desgleichen, aus Holz von Loanda.“ „Nun das iſt doch zu toll,“ denkt er, nachdem er nochmals Alles durchſucht, bis der Abend herangekommen. Am andern Morgen erwacht er mit dem Gedanken an ſeinen Kamm Nr. 1609, und an jedem der nächſtfolgenden Tage tritt das Bild des Kammes, wie ein mahnendes Geſpenſt, an ſeine Seele, bis er allgemach an den Gedanken des Verluſtes gewöhnt iſt. Lange Zeit nachher findet er in einem Hefte, welches Abbildungen der Kämme enthält, das unglückliche Original. Er hatte daſſelbe abgezeichnet,

war unterbrochen worden und hatte die Mappe zugeſchlagen. Anderweite Abhaltungen hatten ihn verhindert, wieder nachzuſehen, und ſo war der Kamm bei der Abbildung liegen geblieben. Wer aber wäre im Stande, alle die Klagen zu ſchildern, welche dem Armen über dieſes Ereigniß entlockt wurden.

Ein ander Mal trete ich bei unſerem Freunde ein, wie er eben einen Brief aus Paris erhalten. Neben ihm liegt ein Blatt Papier, auf welchem er Namen und Zahlen notirt hat. Sein Geſicht gleicht dem eines leidenſchaftlichen Spielers, die Muskeln ſind geſpannt. „Wie geht's?" frage ich. „Wie's geht? wie Sie ſehen, in Noth und Sorge immer vorwärts. Mit hundert Louisd'or wär' ich der glücklichſte Menſch, ſo aber bringe ich nur ſechszig zuſammen. Ja, wenn der S. mir ſeine Schuld zahlte, aber er hat es vor Neujahr nicht nöthig, und ich wollt' es ihm verdenken, wenn er es eher zahlte; mahnen kann ich aber gleich gar nicht. Was alſo thun?"

„Die ganze Sache ſeyn laſſen," erwidere ich ihm. „Es iſt ja ganz gleich, ob Sie in vier Wochen oder in vier Jahren dieſe Sachen haben. Warten müſſen Sie ja einmal. Die Sache ſteht ſo, daß Sie ſie in vier Wochen theuer oder in vier Jahren billig bezahlen. Es iſt übrigens die Frage, ob die Sachen nicht in dieſem Augenblicke bereits einen Käufer gefunden haben.

Was meinen Sie? Behalten Sie Ihre sechszig Louisd'or für unerwartete Ausgaben."

Der Freund fand meine Ansicht begründet, faltete den Brief langsam und seufzend zusammen, und steckte die Liste in den Papierkorb, blieb aber doch die ganze Zeit still und kleinlaut.

Ein ander Mal läßt er mir sagen, wenn ich etwas ganz Neues sehen wolle, möge ich doch eilends zu ihm kommen. Ich fahre rasch in die Kleider und finde meinen Freund in der Hausflur; auf einem Tische liegen Messer, Meisel, Zangen und Hammer, ein leerer Korb steht dabei; auf einem andern Tische sind leere Pappkästen verschiedener Größe aufgestellt. „Sie müssen gleich kommen," tröstet er, die Uhr ziehend. „Da kommen sie!" ruft er, als ein Wagen aus der Ferne heranrollt. Sie waren's aber nicht. „Es schlägt fünf Uhr, nun könnten sie doch bei Gott da seyn, ich warte schon seit anderthalb Stunden; um vier Uhr wird der Packhof geöffnet, und diese anderthalb Centner zu expediren, ist doch wahrhaftig keine Riesenarbeit. He, Sophie!" sagt er zur Magd, „renne doch den Leuten entgegen und sieh nach, wo sie stecken." Sophie kommt dem Befehle ihres Herrn nach, dessen Gattin ihn darauf aufmerksam macht, daß die Leute ja außer seiner Kiste auch noch andere zu transportiren hätten, und bei der Entfernung vom Centrum des Verkehrs

ſein Haus wahrſcheinlich erſt zuletzt daran kommen werde. „Ja wohl, Beſte," erwidert er ſanftmüthig, „es iſt leider wahr und ich beklage es oft, daß ich nicht das hübſche Haus am Packhofe gekauft habe. Aber ſo geht es in der Welt; hätte ich die 6000 in der letzten Lotterie gewonnen, die meinem Nachbar zu Theil wurden, oder hätten wir nicht das Capital in Berlin verloren, ſo wäre dieſer Wunſch nicht unerfüllt geblieben. Horch, der Wagen! Nein, es iſt ein Bierwagen. Ja, lieben Freunde, ich habe niemals Glück in der Lotterie gehabt, zwar nie etwas Ordentliches verloren, denn ich ſpiele vorſichtig; ich habe aber auch noch nie etwas Erkleckliches gewonnen. Ich liebe nicht zu klagen, allein ich muß in der That klagen, daß da der dicke Fleiſcher, der bereits alle Felder zwiſchen der Stadt und Neudorf beſitzt, doch noch die 30,000 gewonnen. Wie glücklich hätte mich das Geld gemacht; ich hätte mir ein Muſeum gebaut und wie hätte ich meine Sammlung vervollſtändigt, ich weiß genau, was mir noch fehlt und wo das zu haben. Ich ſage Euch, die Welt würde ſtaunen, ſo aber muß ich mich in jämmerlichen Klagen ergehen." Der Freund ſchwieg, eben ſo ſchwiegen auch wir Alle, denn Zuſtimmung und Widerſpruch würden bei dieſer ſeiner Stimmung das Uebel gleichmäßig ärger gemacht haben. Endlich kam Sophie und meldete, daß die Leute mit

dem Wagen bereits in der Breitengaſſe, und da zwiſchen dieſer und dieſem Hauſe keine Bierkneipe gelegen, offenbar in zehn Minuten eintreffen müßten.

Das war Balſam für unſern Freund. Er ergriff ein Meſſer, Meiſel und Hammer zu gleicher Zeit und trat erwartungsvoll in die Hausthür. Der Wagen rumpelte gemüthlich heran, die Männer faßten die Kiſte, und der Freund trat freundlich zu ihnen und ſprach: „Nur behutſam, ſachte — ſo, rechts gewendet, gut!“ — Die Kiſte ſtand in der Hausflur zu ſeinen Füßen, die Frau zahlte Fuhrlohn und Trinkgeld, und der Freund zerſchnitt die Stricke und ſtemmte den Meiſel unter den Deckel, der ſich alsbald hob. Mir übergab er die Liſte der in dem Kaſten enthaltenen Gegenſtände, die, ſorgfältig in Papier gewickelt, aus dem Strohlager genommen wurden, in welchem ſie die weite Reiſe aus London gemacht hatten. Die Gegenſtände waren wohl erhalten, entſprachen auch zum großen Theil der Erwartung ihres Empfängers. Auf einmal verfinſterte ſich ſein Blick; er ſprang auf und trat mit einem Meſſer an's Tageslicht, daſſelbe von allen Seiten prüfend. „Nein!“ rief er aus, „Das iſt doch zu dumm, dieſes ſchlechte Exemplar mir zu überſenden, und zu dieſem Preiſe, nachdem ich ausdrücklich bemerkt, daß ich nur unter der einzigen Bedingung das Ding kaufen würde, wenn es genau der

Abbildung bei Forſter entſpräche. So kann man ſich alſo auf die Herren verlaſſen, die doch ſo viel Geld von mir verdienen. Nein," fuhr er nach kurzer Pauſe fort, „dieſes miſerable Ding behalte ich nicht, das lege ich niemals in meine Käſten." Indeſſen verſcheuchte ein Blick auf die übrigen, in der That ausgezeichneten Exemplare gar bald ſeinen Kummer; eines nach dem andern wurde aus den Papieren gewickelt, in die neuen Käſten eingepaßt, vorläufig mit der Nummer verſehen und dann im Triumph in die Zimmer getragen, wo ſie ihren fernern Aufenthalt zu nehmen hatten. Wir ſtellten nun hier die Sachen zurecht, um ſie zu beſchreiben und in die Verzeichniſſe einzutragen, als die Magd herauf kam und noch ein Paket überreichte, das ſich ganz unten im Stroh gefunden. Ich denke, mein Freund wird vor Entzücken toll, als aus der dreifachen Papierhülle ein wunderſchöner braſilianiſcher Federkragen herausglänzt, womit ihm ſein Correſpondent eine Ueberraſchung bereitet hatte.

Freilich könnte ich auch noch ganz andere Scenen mittheilen; wenn z. B. in einer neueröffneten Kiſte an der Stelle des im Verzeichniß genannten wohlerhaltenen, reichverzierten Gefäßes aus Peru ein Haufen geſtaltloſer, zerriebener Trümmer ſich findet, oder eine ſchöne chineſiſche Elfenbeinarbeit zerſprungen ſich zeigt. Dann treten anſtatt der Freudenblicke bittere

Klagen über leichtſinnige Verpackung und Ungeſchick, und bittere Bemerkungen über die geringe Achtung, welche die Douaniers für fremdes Eigenthum haben. Welche Fülle von Klagen erpreſſen nicht ſäumige Correſpondenten, übertriebene Rechnungen der Emballeurs, Frachtfuhrleute und Spediteure, ungenügende Berichte über angebotene Gegenſtände, hartnäckiges Schweigen auf dringende Anfragen, endlich aber auch Motten und Speckkäfer, Holzwürmer und Roſtfraß unſerem armen Freund? Seine ärgſten Feinde aber ſind Beſucher, die Alles mit ihren Händen angreifen, die an der Aechtheit erwieſener Dinge zweifeln, die Bronze mit Eiſen oder Stein verwechſeln, oder ihn fragen, ob Loanda in America oder Aſien liege. Da Sie indeſſen unſeren Freund perſönlich kennen, werden Ihnen dieſe flüchtigen Züge zu ſeinem Portrait genügen.

Zwölfter Brief.

Sie ſahen alſo, daß auch die glücklichſten der Menſchen, die gelehrten Sammler oder ſammelnden Gelehrten, ihre trüben Stunden haben, wo ſie ſich in bitteren Klagen ergehen. Nächſt ihnen haben den meiſten Anſpruch auf das Glück die Particuliers mit

einem geſicherten reichlichen Einkommen. Unſer Freund Z. mit ſeinen 3000 Thlrn. jährlicher Rente iſt wohl glücklich zu nennen, da er ſich keine unnütze Noth ſelbſt ſchafft. Unſer Freund F. könnte es ſeyn, wenn er nicht ſeine Zeit Dingen widmete, die er nicht verſteht, oder wenn er practiſcher wäre. Er gehört trotz ſeinen Kenntniſſen in der Mechanik zu den Leuten, die, wenn der Stiefel zu eng iſt, den Verſuch nicht blos machen, ſondern auch wiederholen, mit der Ferſe zuerſt in den Stiefel zu fahren, welche den Verluſt eines guten Bleiſtiftes beklagen, den ſie doch offenbar hinter ihr rechtes Ohr geſteckt haben. Zu dieſer Claſſe wird dereinſt unfehlbar der Knabe gehören, den ich vorigen Sommer im Prießnitzthale bei Dresden antraf. Er ſtand lautweinend am Ufer, in der rechten Hand einen Stiefel haltend und jammernd, daß ihm der andere in's Waſſer gefallen und von demſelben entführt worden ſey. Theilnehmend ſtanden, ebenfalls laut beklagend, neben dem armen Jungen mehrere Perſonen. Endlich ſehe ich, daß der Kleine ja außer dem Stiefel, den er in der Hand hielt, einen andern am linken Fuße ſitzen hatte. Trotzdem dauerte es lange, ehe wir den Jungen beruhigen und genügend überzeugen konnten, daß er wirklich in ungeſtörtem Beſitze ſeiner beiden Stiefel ſich befinde.

Oben erwähnten Herrn F. aber können wir wohl den Fürsten der Klagen nennen; denn obschon er das angenehmste Leben führen könnte, fängt er doch Alles so wunderbar verkehrt an, daß er stets gegründete Ursache zu Klagen hat. Sein Vermögen verstattet ihm, entweder ein kleines Haus für sich zu bewohnen oder sich in den angenehmsten Lagen der Stadt oder Vorstadt eine bequeme Wohnung zu miethen, da er, als unverheiratheter Mann, nur von seinem eigenen Willen abhängt. Statt dessen kauft er sich ein colossales Haus, bezieht darin das unansehnlichste Stübchen und vermiethet das Uebrige an Familien. Die Folge dieser Unternehmung ist eine Reihe überaus lächerlicher Scenen, die Jahr aus Jahr ein in jenem Hause aufgeführt werden.

Sie treten bei ihm ein. F. sitzt auf seinem alten Sopha und hat eine Schlosserrechnung vor sich. „Gut, daß Sie kommen," ruft er Sie an, „da sehen Sie einmal diese Rechnung an; ist das nicht entsetzlich! Vom ersten Januar bis Ende Juni 22 Thlr. 20 Ngr. 7 Pf. für Schlosserarbeit. Kann ich dabei bestehen? Ach, wenn ich nur das verdammte Haus los wäre! Sehen Sie nur die Rechnung durch. In der ersten Etage drei Schlösser verändert, an zwei neue Federn eingesetzt. Woher kommt das? Weil unter hundert Menschen nicht zehn es verstehen, wie

man eine Thür zumachen ſoll. Einige werfen ſie in's Schloß, das iſt die ſchlimmſte Art, andere zerren die Thür bei dem Drücker an, die ſind nicht viel beſſer, und nur wenige wenden den Drücker, indem ſie die Thür anziehen. Merken Sie ferner auf, wie unbehutſam und gewaltſam die meiſten Menſchen einen Schlüſſel ins Schloß ſtoßen, umdrehen oder herausreißen. In allen vier Etagen meines Hauſes bin ich die einzige Perſon, die eine Thür ſchließt, wie es ſich gehört. Da hören Sie, wie ſie eben beim Conſiſtorialrath die Thüren zuplauzen, hören Sie ſelbſt! Jeder Schlag wird mit meinem Gelde bezahlt. Aber nicht allein die Thüren leiden davon, auch die Angeln und Bänder werden erſchüttert, in den Gewänden locker gemacht, und was hundert Jahr zu halten beſtimmt iſt, dauert kaum zwanzig. Wie unverantwortlich nächſtdem die meiſten Menſchen mit den Fenſtern umgehen, davon könnt' ich Ihnen ganze Beiſpielſammlungen aufweiſen."

„Ja," erwiederte ich, „das werden Sie kaum zu ändern im Stande ſeyn; bedenken Sie aber auch, wie wollte der Schloſſer beſtehen, wenn ſeine Arbeit ewig dauerte?"

„Das ſagen Alle," ſprach er heftig, „ich habe aber noch von keinem Menſchen ſagen gehört: der Hauswirth muß das Alles tragen, nehmt Euch doch

in Acht. Im Gegentheile, alle im Hauſe Anweſende, Herrſchaft wie Diener, Mägde, Gouvernanten, Kinder, alle haben ſich verſchworen, die Dielen, Thüren, Fenſter, Treppen, Oefen, Goſſen, Dach, Fenſtergewände, Geländer u. ſ. w. ſo ſchnell als möglich dem Verderben Preis zu geben.

Alt und Jung, Groß und Klein raſet die Treppen hinauf und tritt auf, als wären ſie aus Diamantenmaſſe und unangreifbar. Sie zerren an den Geländern, hängen ſich wohl gar daran feſt und rutſchen darauf herab; ſie müſſen auf ſolche Art locker und wandelbar werden. Sage ich aber ſo Etwas einer der Damen, ſo nennen ſie mich ungalant; ſage ich es den Kindern, ſo bin ich ein Menſchenfeind; die Dienerſchaft aber lacht mich geradezu aus. Ach, ich könnte Ihnen ganze Semeſter der bitterſten Klagen vortragen und ein ganzes Syſtem daraus bilden. Ach, wenn ich doch das Haus los wäre!"

Ich beklagte den Geplagten und reizte ihn dadurch noch mehr; „denn," ſagte er, „trotz aller Noth findet man doch nur ſelten einen Menſchen, der einem für derartige Klagen ein williges Ohr leiht. Die meiſten Menſchen, namentlich die zur Miethe wohnen, nennen das Pedanterei und begreifen die Sache gar nicht. Kein Menſch z. B. glaubt mir, wenn ich ſage, daß der Staat nicht mindere Auf-

merkſamkeit auf die Behandlung des Waſſers in meinem Hauſe wenden ſolle, als er dem Feuer widmet. Es iſt wahr, eine unvorſichtige Magd oder ein unerfahrenes Kind iſt nicht im Stande, mit einer halben Kanne Waſſer eine Stadt ſo zu zerſtören, wie dieß ſchon oft durch eine verwahrloſete Kohle, ja durch einen in's Stroh gefallenen Funken der Fall geweſen iſt. Allein eine ſorgloſe Dienerſchaft verurſacht durch die lüderliche Handhabung der Waſſerkannen, durch unnöthiges Scheuern und Waſchen, durch Stehenlaſſen laufender Ständer, durch das Vergießen des Waſſers auf Dielen und in Winkeln namenloſen Schaden. Die Feuchtigkeit zieht ſich in die Räume zwiſchen den Dielen, greift die Balken an, Dielen und Balken faulen. Wie oft bin ich den Mägden nachgegangen, wenn ſie Waſſer trugen und auf jeder Treppenſtufe einzelne Waſſermaſſen ausſchweppten, oder wenn die laufenden Kannen auf dem Vorſal ſtanden. Nicht eine konnt' ich von der Schädlichkeit dieſes Verfahrens überzeugen. Iſt das aber nicht geradezu zum Tollwerden?"

„Und nun ferner," fuhr er fort, „wie gewiſſenlos iſt nicht Herrſchaft und Dienſtbote in Handhabung der Hämmer und Beile. Da klopfen ſie auf Coteletten, Zucker, Holz, als wollten ſie einen Ochſen todtſchlagen; ich höre ſie in der dritten Etage häm-

mern hier unten im Parterre, und dieſes Hämmern und Pochen beginnt früh fünf Uhr und endet erſt Abends neun Uhr. Dadurch aber wird das Haus bis in die unterſte Grundfeſte, ſowie bis in die Hahnebänke erſchüttert. Es bilden ſich kleine Riſſe in der Kalkbekleidung, in welche das Waſſer einzieht und in dem Gemäuer ſich feſtſetzt. Nun denken Sie Sich ein derartiges Verfahren zehn, zwanzig Jahr fortgeſetzt, welch ein unabſehbarer Schaden dem Beſitzer des Hauſes erwächſt, d. h. derjenigen unglücklichen Perſon, zu welcher alle Welt gelaufen kommt, wenn ein Fenſter ſtockt und eine Thür nicht ſchließt, der die Handwerker zur Reparatur beſtellen und zuletzt bezahlen muß, ja bezahlen muß!"

Hier nahm das Geſicht unſeres F. einen unbeſchreiblich wehmüthigen Ausdruck an und er fuhr milder geſtimmt fort: „Ich verſprach mir, als ich mein Geld in dieſem Grundſtück unterbrachte, ein heiteres Leben und ſieben Procent Zinſen; ein heiteres Leben hoffte ich im Kreiſe von drei gebildeten Familien hochgeſtellter Männer; ich liebe die Kinder, ich freue mich ihrer harmloſen Spiele; ſtatt deſſen muß ich mich mit der ſchnöden Dienerſchaft herumzanken und die Kinder reiten auf allen Geländern und Barrieren, ſpringen mir in die Beete, die ich mühſam hergeſtellt, und reißen das halbreife Obſt mir von den Bäumen.

Und wenn ich etwas ſage, ziehen mir ihre gnädigen Mütter ſchiefe Geſichter. Und die ſieben Procent? Wenn ich die Abgaben, die Ausgaben für Reparaturen und dergleichen abrechne, was bleibt mir? — kaum vier und ein halb Procent. Der Teufel mag da ein Hausbeſitzer ſeyn. Ach, wär' ich das Haus wieder los!"

So jammert der Treffliche, wenn ich zu ihm komme oder ein anderer ſeiner Freunde. Die Folge dieſer Klagen iſt, daß die Freunde immer ſeltener bei ihm erſcheinen und daß er ziemlich einſam daſteht, ja daß die Familien ſeines Hauſes ſich von ihm und er ſich von ihnen zurückgezogen hat, um nicht immer die gegenſeitigen Klagen ſich erneuen zu laſſen.

Tröſte ich ihn nun über ſeine Einſamkeit damit, daß ſie ihm ja Zeit zu den langerſehnten Studien über claſſiſche Philologie gewähre, dann flammt ſein Geſicht in zorniger Röthe auf. — „Dieſe Studien eben ſind es ja, in denen ich ewig durch die abſcheuliche Wirthſchaftsſorge unterbrochen werde. Ja, wie ſoll ich arbeiten, wenn aller zehn Minuten Jemand kommt, der Etwas von mir verlangt?"

„Sie müſſen heirathen!" erwiderte ich; „die Frauen ſind geborne Wirthſchafterinnen — nehmen Sie Sich eine Ihren Jahren angemeſſene Witwe oder —"

„Lieber gar eine alte Jungfrau," fuhr er los. —

Wenn ich ein Mädchen heirathe, muß es eine schöne, junge, eine reizende Person seyn —"

„Damit Sie," fiel ich ihm ein, „zu Ihren jetzigen Sorgen auch noch die haben, die unerfahrene Schönheit vor den Anfechtungen und Nachstellungen der Leidenschaft derer zu schirmen, die in den drei Familien und bei Ihnen aus- und eingehen. Leben Sie wohl, lieber Freund, Sie sind incurabel. Verkaufen Sie Ihr Haus!"

„Ja, ja das will ich," sagte er, „fort damit, morgen laß ich's in das Tageblatt setzen. Wär' ich nur erst das unselige Haus los!"

Obige Scene spielte vor drei Jahren, und die Noth mit dem Vermiethen, mit Wasser, Werfen, Pochen und allem Uebrigen dauert noch heute fort.

Dreizehnter Brief.

Es ist eine sehr richtige Bemerkung, die Sie, meine verehrte Freundin, machen, daß der größte Theil der von mir erwähnten, mehr oder weniger näher betrachteten Leute zur Classe der sogenannten närrischen Käuze gehören. Aber nehmen wir die eigentlichen Philister aus, so sind die meisten Men-

schen närrische Käuze; es hat jeder seine Privatnarrheit, man muß nur, wie bemerkt, Blick und Sinn für Aufsuchung derselben haben. Die wenigsten Exemplare bietet die haute volée, die meisten der sogenannte Mittelstand dar.

Komme ich noch dazu, meine Naturgeschichte des civilisirten Menschen zu schreiben, zu welcher ich seit Jahren sammele, so werden Sie darinnen eine namhafte Anzahl der wunderlichsten Figuren antreffen. Unter den Wilden finden Sie gar keine närrischen Käuze; unter den gewöhnlichen Landleuten, Soldaten, Dienstboten sind sie höchst selten; sie können sich dort nicht genug ausbilden. Die haute volée duldet keine unter sich, daher Monarchen, wie Friedrich Wilhelm I., Friedrich der Große, Peter der Große, Karl von Würtemberg auch wenig mit der haute volée verkehrten. Der Mittelstand ist diejenige Schicht der Gesellschaft, wo sie am üppigsten gedeihen. Es ist wahr, die närrischen Käuze, sie können manchmal recht unbequem werden, aber langweilig werden sie nur auf die lange Dauer.

Für uns, die wir uns den Klagen gewidmet haben, gehört nun besonders diese Classe zu dem Interessantesten, was es giebt; denn sie schüttet immer reichlich für uns.

Betrachten wir unsern Nachbar, den ehemaligen

Herrn Apotheker. Der Herr Apotheker iſt gegenwärtig ein kleiner, dicker Herr mit glattem, rundem, rothem Geſicht und ſpärlichem Silberhaar. Jetzt hat er zwei Dinge, die ihn lebhaft beſchäftigen: die längſt aus der Mode gekommene Nelkenliebhaberei und die Herſtellung eines unfehlbaren Wanzenmittels. An letzterem arbeitet er unabläſſig, und unermüdlich ſind ſeine Verſuche, die er zu dieſem Zwecke wiederholt. Laſſen Sie ein Wort fallen, daß jene unbequemen Thierchen in Ihrer Wohnung ſich eingefunden, ſo erhalten Sie eine Stunde darauf, nachdem er ſich Ihrem Wohlwollen empfohlen hat, eine kleine Schachtel, ein Paketchen und eine Flaſche, auf welcher ein Todtenkopf, drei Kreuze und in rother Schrift die Worte: „Wanzentod, Gift, Gift, Gift," ſtehen. Zu jedem der drei Mittel erhalten Sie eine beſondere Gebrauchsanweiſung und die genauſten Vorſchriften über Alles, was Sie dabei zu beobachten haben, nebſt dem Schema zu einem Bericht über das, was Sie bei Anwendung der Mittel über das Betragen der verfolgten Thiere bemerkt haben. Eine Stunde ſpäter erſcheint der Apotheker ſelbſt und inſtruirt Sie mündlich über den Gebrauch ſeiner Mittel. Fortan haben Sie täglich wenigſtens einmal die Ehre ſeines Beſuches und in vierzehn Tagen wiſſen Sie nicht, ob Sie Sich mehr über die Wanzen oder über deren Feind und Ver-

folger ärgern, denn er wird gar leicht heftig, ja anzüglich, wenn er merkt, daß Sie die Sache auf die leichte Achsel nehmen, oder Sich wohl gar spöttischer Bemerkungen verdächtig, wo nicht gar schuldig machen. Endlich aber klagen Sie über die unerträgliche Weitläufigkeit des Mannes und er über Ihren Unverstand. Das ist das Ende.

Ein anderer närrischer Kauz, ein Herr von Polazki, ist Ihnen wohl ebenfalls bekannt. Er bereiset alle europäischen Höfe und klagt Allen, die mit ihm in Berührung kommen, daß die Welt seinen Vorschlägen gar nicht Gehör geben wolle. Seine Vorschläge betreffen nicht mehr und nicht weniger, als der Welt ein Mittel zu verschaffen, anstatt des theuern Holzes und der stinkenden Steinkohlen oder Torfziegel die Zimmer mit Luft zu heizen. Er ist sehr nahe daran, Statuen aus einem Stoff zu erfinden, der, in Bewegung gesetzt, außerordentlich viel Wärme entwickelt. Es fehlen ihm nur noch 52000 Ducaten, um seine Versuche in's Große zu treiben. Seine Subscriptionsliste enthält erlauchte und berühmte Namen, denen Sie willig den Ihrigen beifügen, da Sie vermittels eines Ducaten diese Ehre haben können. Sie erhalten durch diesen selben Ducaten noch den Anspruch auf eine dergleichen neue Wärme-Entwickelungs-Maschine, die übrigens Ihrem Zimmer noch zur besonderen Zierde

gereichen wird. Denn Herr von Polazki wird ſeiner Maſchine die Geſtalt von Statuen berühmter Männer und Frauen geben, oder auch, je nach dem ſpeciellen Wunſche der verehrten Intereſſenten, geradezu berühmte, antike Statuen, die mediceiſche Venus, den borgheſiſchen Fechter, den Apoll vom Belvedere, die Venus von Neapel als Oefen hinſtellen. Sie werden dann, um Ihr Zimmer mit behaglicher Wärme zu füllen, nichts weiter nöthig haben, als eine kleine Feder am Fußgeſtell der Statue zu drücken, worauf ſich dieſelbe in Poſitur ſetzt und ihre Bewegungen beginnt. Es wird ſich intereſſant ausnehmen, wenn die gebeugte Geſtalt Friedrich's II. oder der kräftige Karl XII. ſich in Poſitur ſtellt, die Beine ſpreizt und beginnt die Hände zu reiben, worauf er dann ſeinen Mund öffnet, aus welchem ein glühender Luftſtrahl üppig ausſtrömen wird. Sie ſtehen mit dem Thermometer dabei und können dann durch einen einzigen Federdruck die Arbeit der Statue nach Belieben abbrechen. Es wird einen reizenden Anblick gewähren, wenn in dem Salon eines Gelehrten etwa die mediceiſche Venus oder der Apollino in dieſe Beſchäftigung verſetzt werden; oder wenn ſich etwa im Hauſe eines höheren Kirchenbeamten die Statue St. Peters oder eines früheren Generalſuperintendenten von ihrem Seſſel erhebt und pflichtgetreu arbeitet,

bis der verlangte Wärmegrad erreicht ist. Auf gräflichen Schlössern könnte man ja die Statuen berühmter Ahnen zu solchem Werke verwenden. Alle diese Vorschläge trägt Ihnen Herr von Polazki mit Enthusiasmus vor, worauf er dann in bittere Klagen über die Theilnahmlosigkeit der Zeitgenossen sich ergießt. Er stellt Ihnen vor, wie er sein halbes Leben, sein ganzes Vermögen auf die Verwirklichung dieser schönen Idee verwendet, und wie er im Ganzen doch nur hier groben Spott, dort mitleidiges Achselzucken, ja von mehrern Journalisten bittern Hohn geärntet habe. Er schildert Ihnen mit lebhaften Farben die Machinationen des Neides, namentlich aller Mechaniker und Chemisten, die groben Hindernisse, welche ihm die Steinkohlengrubenbesitzer und die Holzhofbeamten und Holzhändler in den Weg gelegt, und verläßt Sie, nachdem Sie Ihren Ducaten überreicht und Ihren geehrten Namen in seine Liste eingetragen haben. Zehn Tage lang hören Sie von allen Ihren Bekannten die fatale Frage: „Haben Sie auch unterzeichnet, kostet diese Ehre, neben dem erhabenen Namen von Louis Philipp zu glänzen, auch Ihnen einen Ducaten?" Zehn Tage lang ärgern Sie S... über den Verlust des Ducatens, was auf den Tag ohngefähr zehn Neugroschen macht, und vergessen endlich, wie Alles in der Welt, so auch Verlust und Klage.

Wer aber, wertheſte Freundin, hätte nicht Urſach zu fortgeſetzten Klagen über Verluſte an Ducaten, an Zeit, an Müh und Arbeit, nennen Sie mir eine Perſon?

Fangen wir mit der Kindheit an, ſo iſt das Erſte, was uns auffällt, die verkehrte Methode des Unterrichts in der claſſiſchen Bildung. Die armen Jungen, das weibliche Geſchlecht iſt darin glücklicher, müſſen eine Sprache lernen, die kein Menſch mehr ſpricht, und deren wahrhaft werthvolle Denkmale in alle europäiſche Sprachen überſetzt, ja in deren Literaturen übergegangen ſind. Wozu müſſen ſich alſo die armen Jungen mit Latein und Griechiſch plagen und Dinge lernen, die ihnen ein anderer Lehrer ſofort verdächtig macht. Von 8—9 Uhr hatten wir auf unſerem Gymnaſium chriſtliche Religion, und die Grundſätze der milden Chriſtuslehre trug uns ein würdiger, braver Geiſtlicher vor. Um 9 Uhr laſen wir dann im Homer, wie Jupiter ſich mit ſeiner eiferſüchtigen Gemahlin zankte, wie die hohen Götter ſich auf die gemeinſte Art hintergingen und wie Achill ſich der wildeſten Wuth gegen ſeine Feinde hingab. Folgten wir dann in der Freiviertelſtunde dieſem berühmten und bewunderten Beiſpiele, und geriethen die modernen Trojaner und Achäer einander dergeſtalt in die Haare, daß der Schulſtaub in dicken Wolken emporwirbelte und die

Tintefäſſer, umgeſtürzt, ihr ſchwarzes Blut vergoſſen, ſo konnten wir ſicher auf eine Strafpredigt unſeres Rectors rechnen. Und wir hatten doch nichts Anderes gethan, als den Homer plaſtiſch illuſtrirt. Ja, als einmal, allerdings erſt Nachmittags vier Uhr, mein Freund, der moderne Achill, mit ſeinen Schaaren auf die Trojaner, welche das Katheder des Rectors als Akropolis angewendet hatten, einſtürmte und die Schlacht im wildeſten Getümmel laut erbrauſete, öffnete der Rector, durch den Mordlärm, der bis auf die Straße gedrungen war, in ſeinem Heimwege geſtört, behutſam die Thüre des Auditoriums. Die Achäer, die dem Katheder zugewendet waren, konnten den guten Rector freilich nicht ſehen, wohl aber bemerkte endlich Hector den Würdigen; aber, obſchon er ſah, wie der Rector redete, ſo konnte doch Niemand ein Wort vernehmen, das den Zaun ſeiner Zähne überſprang. Es dauerte lange, ehe die bedrängten Trojaner den ſtürmenden Achäern die Mittheilung machen und dem Donnerwort: „der Herr Rector!“ deutliche Geltung verſchaffen konnten. Daß der Rector die beiden Helden nicht als Königliche Hoheiten behandelte, ſondern mit Flegel und Bengel titulirte, können Sie Sich leicht denken. Dennoch hatten die Führer, wie die Schaaren im Grunde gar nichts verbrochen und nur den Beweis geliefert, daß ſie den Homer, deſſen Studium ihnen

ſo dringend auf die Seele gebunden worden, wirklich mit Nutzen geleſen hatten. Während in Tertia und Secunda dieſe homeriſchen Gedichte in ſolcher Weiſe plaſtiſch dargeſtellt wurden, führten die Quintaner die intereſſanteſten Scenen aus den Büchern der Maccabäer auf, ärnteten aber auch keinen größern Dank als die obern Claſſen. Ja, als die Primaner es verſuchten, die Gegenwart darzuſtellen und, als künftige Staatsbürger, ihren Sinn für die großen Erſcheinungen der Gegenwart zu beurkunden, d. h. als ſich Prima in zwei Parteien ſchied, an deren Spitze ein ſtämmiger Napoleon I. und ein baumlanger Alexander I. getreten war, beſtand ihr Lohn auch nur in ehrenrührigen Reden und für die Copien der Majeſtäten gar in Carcer. Da die militairiſche Richtung bei dem Lehrercollegium ſo gar wenig Anklang fand, ſo verſuchten einige Schüler die geleſenſten neuen Romane, unter andern auch die, welche ihnen zur Bildung im Styl, wie die von Göthe, empfohlen waren, practiſch zu erläutern. Sie bemühten ſich deshalb, mit den erwachſenen Schülerinnen der benachbarten Inſtitute nähere Bekanntſchaften anzuknüpfen, was auch den meiſten gelang; aber die Armen erhielten zur Belohnung von ihren anders denkenden Vätern Ohrfeigen und von ihren gefühlloſen Mitſchülern ſpitze, höhniſche Reden, welche wie heißes Wachs ihr zartes

Gemüth verletzten. Ich hätte viel zu thun, wollte ich alle die Klagen protocolliren, welche die armen Schüler von sich gaben, wenn ihr ernstes Streben so gar keine Anerkennung fand, und überlasse es Ihnen, Sich das Weitere auszumalen.

Vierzehnter Brief.

Ich muß Ihnen gestehen, verehrte Freundin, daß ich allerdings die Absicht hatte, mit dem vorigen Briefe meine Klagen abzuschließen, und der Ansicht war, daß wir uns nun wohl zur Genüge das Herz erleichtert hätten. Indessen, wie kann ich Ihrem Befehle widerstehen.

Allein, ob ich mich gerade auf das Thema so genau einlassen kann, welches Sie mir vorschreiben — das weiß ich in der That noch nicht. Die Klagen des Beamten über den Staat, dem er seinen Dienst gewidmet, sind zu trivial; es steht ihm ja frei, diesen Dienst aufzugeben und etwas Anderes, Lohnenderes, mehr Anerkennung Findendes zu ergreifen. Wozu also klagen? Dem Soldaten steht die ganze Welt offen, ein tapferer Arm findet überall willkommene Aufnahme. Der Soldat soll überhaupt

niemals klagen, weil die Klage den Muth ſtumpf macht, deſſen er doch ſo ſehr bedarf. Das Wort Klage muß er aus ſeinem Wörterbuche durchaus ſtreichen. Indeſſen, trotzdem ertappt ſich wohl der Tapferſte auf Klagen über ſchlechtes Wetter, ſchlechten Weg, Ausſicht auf Avancement, Uebergehung, Zurückſetzung. Indeſſen, er beſinnt ſich und trägt Sorge, ſich wenigſtens nichts merken zu laſſen. Zu beklagen aber iſt er, wenn er die ſchauderhafte Entdeckung macht, daß die Sache, der er Ehre, Blut und Kraft gewidmet, ungerecht iſt, die Umſtände aber ihm nicht geſtatten, ſich davon loszuſagen.

Dagegen iſt der Arzt eine der beklagenswertheſten Perſonen. Folgen Sie mir einmal zu unſerem wackern Dr. R. Der Doctor wird unfehlbar aus dem Bette fahren, wenn eine arme Bettelfrau Nachts ein Uhr an ſeiner Klingel ſchellt. Eiligſt wird er ihrem Rufe folgen, im Finſtern fünf Treppen hinauf tappen, an ihr Schmerzenslager treten, ihr Troſt, Medicin und was ſie bedarf gewähren, obſchon er weiß, daß er keinen Pfennig dafür erhält, ja daß eine glückliche Cur ihm nur noch mehr arme Leute auf den Hals zieht, eine unglückliche aber ihn dem Gerede der halben Stadt Preis giebt. Denn es iſt ganz in der Ordnung, daß kein Menſch von einer gelungenen Krankenheilung ſpricht. Die Cur mußte

gelingen, denn die Frau hat ja eine wahre Pferdenatur, auch iſt die Jahreszeit günſtig u. ſ. w. Mißlingt die Cur trotz ſeiner emſigſten Sorgfalt, trotz aller Anſtrengung und Nachtwachen, trotzdem daß, wie immer, die Leute erſt zu ihm kommen, nachdem die günſtigſten Umſtände vorüber und alle Hoffnung vorbei, ſo hat er die Titel der Ignoranz, des Leichtſinnes, der Sorgloſigkeit ſicher zu erwarten, und kein Menſch hat die alte, quackſalbernde Frau ans Krankenbette wollen ſchleichen ſehen, welche verkehrte und abergläubige Mittel herzugeſchmuggelt hat, die mit größter Sorgfalt vor dem Doctor geheim gehalten werden.

Glauben Sie aber ja nicht, daß dieſe Scene nur bei armen Leuten ſtattfindet. Die armen Leute ſind in der Regel immer noch diejenigen, welche die Vorſchriften des Arztes am gewiſſenhafteſten beobachten. Die ſchlimmſten Patienten ſind die vornehmen Damen. Frau Gräfin haben Sich über die Ungeſchicktheit Ihres Kammermädchens geärgert, und an den neuerfundenen Bonbons von Romani den Magen verdorben. Doctor A. wird gerufen. „Gut, lieber Doctor," ruft ſie ihm aus ihrem Bett entgegen, „gut, daß Sie kommen, ich liege im Sterben!" Das iſt nun eine offenbare Lüge, denn die Gnädige ſitzt aufrecht im Bette. Die Gräfin reicht ihm ihre Hand.

„Der Puls geht gut. Es ist kein Fieber vorhanden.“ „Was,“ ruft sie, „Doctor, wo denken Sie hin, ich kein Fieber? Fühlen Sie nur, sehen Sie meine flammenden Augen, ich bitte, arges, tolles Fieber; ich habe die ganze Nacht in wilden Träumen zugebracht!“ Das ist nun allerdings möglich, denn neben dem Bette der Kranken liegen drei Bände des Juif errant, welche, Abends gelesen, dem phlegmatischesten Mann wohl unheimliche Seelenstimmungen zu bereiten im Stande sind. Dieses Räthsel ist also dem Doctor gelöset; eine dabei stehende zerbrochene Tasse und eine Bonbonnière, in welcher nichts mehr als drei Bonbons noch vorhanden, geben ihm volle Aufklärung über den Zustand seiner Patientin. „Meine gnädige Gräfin,“ sagt er ernsthaft, „Sie haben in der That und in diesem Augenblicke allerdings noch kein Fieber, allein — Sie haben die allerschönste Disposition dazu. Ich sehe mich glücklicher Weise noch im Stande, dem Uebel vorzubeugen; ich werde Ihnen ein Brechmittel geben.“ — „Doctor,“ ruft sie, „sind Sie toll, mir ein Brechmittel? Nein, Doctorchen, Sie spaßen!“ — „Nicht im Geringsten,“ versichert der Doctor mit ernster Amtsmiene, „ich werde das Recept schreiben.“ Und somit wendet sich der Unerbittliche zu dem Schreibtische der Gnädigen, schreibt ein Recept, klingelt dem Diener und befiehlt ihm, dasselbe sofort in die Apotheke zu tragen. Die

Gräfin iſt mittlerweile in die Kiſſen zurückgeſunken und ſtarrt mit erloſchenem Blicke in die Höhe. „Doctor!“ ruft ſie endlich mit leiſer Stimme, „muß es denn wirklich ſeyn?“ — „Ja wohl,“ antwortet er, „wenn Sie nicht etwa Luſt haben, anſtatt in die Apotheke zum Tiſchler zu ſchicken. Sie wiſſen, ich laſſe es nicht gern zum Aeußerſten kommen; ich beuge vor, wo ich kann. Sie werden, nachdem Sie das kleine, unbequeme Mittel angewendet, wie erfriſcht und neugeboren ſeyn. Im Gegentheile wird heut Abend Punkt ſechs Uhr das Fieber mit großer Heftigkeit ſich einſtellen, Ihre Pulſe werden ſtürmen, die gräßlichſten Scenen aus dieſem Buche, deſſen Lectüre Sie ohnehin erſt nach erfolgter Geneſung fortſetzen dürfen, werden mit teufliſcher Wahrheit vor Ihre Seele treten, die Geiſter Ihrer verſtorbenen Verwandten“ — „Halten Sie ein,“ ruft ſie händeringend, „halten Sie ein, ich will Alles thun, was Sie befehlen! Ach! ich unglückliche Frau, und wie Sie mich martern, Sie herzloſer Barbar. Schrecklicher Gedanke, ein Vomitiv!“ Der Doctor aber verſichert, er werde Punkt fünf Uhr wieder bei ihr ſeyn und ſich von der Wirkung des Brechmittels überzeugen und ihr dann eine angemeſſene Diät verordnen, dabei aber ganz ihren Geſchmack zu Rathe ziehen. Er geht; ihr Muth iſt gebrochen. „Mathilde!“ ruft ſie ihrem Kammermädchen, „Mathilde, wie iſt mein Ausſehen?“

Mathilde antwortet zagend: „Ach, meine gnädige Gräfin, Ihr Aussehen ist sehr leidend.“ — „Siehst Du,“ antwortet die Gräfin, „und das ist Dein Werk; hättest Du nicht meine Lieblingstasse so tölpelhaft auf den Tisch gesetzt, so wäre sie annoch ganz. Ach! Ihr Dienstleute, wie seid Ihr doch so gewissenlos; Geld, Laune, Gesundheit, ja Leben, Wohl und Wehe Eurer Herrschaft ist Euch so ganz gleich.“ So spricht sie und Mathilde steht mit niedergeschlagenen Augen dabei; denn sie darf ja die Wahrheit nicht geltend machen, der zufolge die Gräfin, durch eine überaus ungeschickte Bewegung, die Tasse selbst vom Tische geworfen und zerbrochen.

Mittlerweile hat sich Frau von Tratsch melden lassen und wird angenommen. Die Gräfin ergeht sich in Klagen über ihre gesammte Dienerschaft, ihren Gemahl, die Lehrer ihrer Kinder, und endlich ihren Arzt, ihre Beamten, die Wohnung, das Wetter, ihre Gesundheit, und die Freundin stimmt ein und zeigt sich überaus theilnehmend, erzählt auch einige Capitel aus der Chronique scandaleuse der Stadt. Die Gräfin wird munter. Jetzt tritt der Kammerdiener ein und setzt die Medicin auf den Tisch. Frau von Tratsch hält die Flasche wider das Licht und bricht dann in ein unmäßiges Gelächter aus. „Nein, so was lebt doch nicht,“ schreit sie, „Ihnen solch gemeine Medicin, ein Wiener Tränkchen! Das fehlte noch, daß Sie

dieſe Mixtur über Ihre Lippen brächten. Gott bewahre, ſtellen Sie das Fläſchchen ganz ruhig bei Seite; ſolch ein altväteriſches Mittel, wie man ſie nur noch auf dem Lande den dummen Bauerweibern und Schulkindern giebt. Schicken Sie nur Ihren Jacques zu mir, er ſoll das digestivo powder holen, das thut Wunder, bringt den Magen in Ordnung und erſpart Ihnen das abſcheuliche Heben und Würgen. Nein, was ſo ein Doctor nur denkt; er hat keine Ahnung, wie dieſes Brechen auf eine Dame von feinen Nerven wirkt, die an ſolche Pferdekuren nicht von Jugend auf gewöhnt iſt." Der Diener muß das Pulver holen; zwar proteſtirt die Gnädige, aber die Freundin beſchwichtigt ihre Furcht vor dem Doctor mit gewandter Zunge. Das Vomitiv wird bei Seite geſetzt, das Pulver genommen, und als endlich der Doctor kommt, dieſer auf das Unverantwortlichſte belogen.

Nun aber frage ich Sie: hat er nicht das gegründetſte Recht, zu klagen? Doch ich ermüde Sie, darum Punktum.

Funfzehnter Brief.

Ihre Antwort auf meinen letzten Brief iſt die Probe auf mein Exempel und mir ein werthvolles

Zeugniß, daß mein Portrait wirklich getroffen. Sie sind mir deßhalb nicht böse, denn ich brauche ja nur die Sache und nicht die Person. Glauben Sie mir, Gräfinnen wie jene giebt es zu Hunderten in der Welt. Die moderne Erziehung producirt sie, wie die Ananas, auch in unserem Clima, obschon sie eigentlich nur im alten Rom und in Rußland heimisch sind. Die Personen, die in Ueppigkeit waten, sind doch sehr unglücklich; sie sind nie befriedigt, denn sie sind im Stande, jeden Wunsch äußerlicher Art sofort zu erfüllen. Da nun nicht die Erfüllung des Wunsches, sondern das Streben darnach und das Bewußtsein des Fortschrittes den Menschen beglückt, so sind jene Leute genöthigt, sich immer neue Wünsche zu ersinnen. Sie verfallen daher auf die unsinnigsten Dinge, wie denn jene ungarische Magnatenfrau sich in Menschenblut badete und jene russische Fürstin ihre Sclavinnen mit Nadeln stach, blos um etwas Anderes zu haben. Ist nun endlich das Andere erreicht, und zwar ohne Mühe, so klagen und jammern sie, daß es so wenig Anderes giebt.

Den Menschen macht nur der Besitz Dessen glücklich, das er mit schwerer Mühe erringt, und diejenigen Menschen, welche eine Frau, reine Kenntniß, ein Besitzthum recht allgemach erringen, das sind die wahrhaft glücklichen Menschen. Ein Mädchen also, welche den

Mann ihres Herzens wahrhaft beglücken will, muß ihm die größtmöglichen Schwierigkeiten entgegenſetzen, ſie muß es ihm recht ſauer machen, ihr Herz und vollends ihre Hand zu erwerben, und ſie wird einen glücklichen Menſchen machen.

In der Regel übernimmt das Geſchick oder der Vater, Vormund, Oheim oder Nebenbuhler dieſe Parthie des Drama, das oftmals tragiſch genug abläuft, und trotzdem, daß das Streben nach dem Beſitze der Geliebten den Menſchen außerordentlich beglückt, doch zu den bitterſten Klagen Anlaß giebt. Denken Sie Sich zum Beiſpiel einen feurigen Liebhaber, der es endlich durch Defiliren, ſtundenlanges Wacheſtehen, Warten und Abpaſſen dahin gebracht hat, daß Feinliebchen ihm meldet: morgen Nachmittag fünf Uhr können Sie mich an der Kirchthür zu St. Michael ſehen. Der Feurige wird durch dieſe zwei Zeilen in den Zuſtand eines angebrannten Feuerwerkes verſetzt. Hundert Mal lieſet er die Worte, die ihm ſo ſüß klingen wie Mozarts Compoſitionen. Morgen alſo: zwar hat er morgen um fünf Uhr bereits eine Einladung zum Thee beim Präſidenten angenommen, indeſſen ein Viertel auf Sechs kann er ja immer noch eintreten, und es iſt dieſe Einladung ſogar deshalb überaus annehmlich, weil er dadurch willkommene Veranlaſſung hat, ſich ſehr ſorgfältig anzukleiden, weil er der Geliebten durch ſeine Ein-

ladung zum Präſidenten zeigen kann, daß er Zutritt in die höheren Kreiſe der Stadt hat. Er hat Gelegenheit, in glänzendem Lichte vor ſeiner Sidonie zu erſcheinen. Alſo morgen fünf Uhr. Er muſtert ſeine Garderobe, er findet Alles im beſten Stande, der Frack iſt ſo gut wie noch gar nicht getragen. Vortrefflich. Er componirt eine ſchöne Rede, aus welcher allgemach ein Gedicht wird, das er auf goldrandiges Roſapapier zierlich aufſchreibt und beim Scheiden der Geliebten überreichen will. Was wird ſie ſagen? Was er ſagen will, weiß er, und er beſchließt es, das Wageſtück auszuführen, einen Kuß auf ihre Hand zu drücken. Aber, denkt er, ſind nicht Deine Locken einer Reform bedürftig? Er tritt vor den Spiegel; na, es geht, mit Hülfe von Kamm, Pomade und Bürſte läßt ſich ſchon was Geſchmackvolles herſtellen. Endlich nimmt er eine Arbeit vor; Arbeit ſchmeckt aber in ſolchen Fällen nicht. Er ſetzt ſich hin und will ſich nur mit ihr beſchäftigen; er wiederholt ſich jeden Blick, jede Handbewegung, die er von ihr geſehen, jedes Wort, welches er von ihr vernommen, und ehe er ſich es verſieht, hat er einen ſaubern Briefbogen aufgelegt, dem er das Geheimniß ſeines Herzens in einem zärtlichen Briefe an ſeine Angebetete anvertraut. Der Bogen iſt gefüllt. Er ſetzt ſich an ſein Pianoforte und drückt ſeine abwechſelnd ſtürmiſchen oder ſanften Ge-

fühle durch Töne aus. Die Nacht übt endlich auch über ihn ihre Allgewalt, er wirft sich in sein Bett und wird nun nur von ihr träumen. Der Schlaf bemächtigt sich jedoch seiner vollständig, und als er am späten Morgen erwacht, sinnt er vergebens nach dem, was er geträumt, kann sich aber durchaus auf gar kein Traumbild besinnen. Er macht sich selbst die bittersten Vorwürfe und klagt sich der Kälte an. Sofort nimmt er sein Billet doux. Morgen um fünf Uhr, also heute. Da dringen aber eine ganze Legion Zweifel in seine Seele. Herr Gott, denkt er, wenn das Billet vorgestern geschrieben, erst gestern an mich gelangte! Leider hat Sidonie, wie alle Damen, kein Datum beigesetzt. Wenn sie Dich schon gestern erwartet hat. Das wäre doch toll! Er lieset mit Aufmerksamkeit: morgen. Nein, nein, spricht er endlich, morgen muß heute seyn. „An der Kirchthür von St. Michael." Die Kirche St. Michael ist eines jener colossalen gothischen Gebäude, das an der Westseite zwischen zwei spitzig zulaufenden Thürmen ein Portal im Spitzbogenstyl hat, über welchem eine überaus zierlich geschnitzte, mit buntem Glas verzierte Rose prangt. Außer diesem Portal befinden sich auf der Nordseite zwei Thüren, dann auf der Südseite eine größere Thür, nebst drei Pförtchen; eine andere kleine Thür führt in den hohen Chor auf der Südostseite. Die alte Kirche

hatte also Summa Summarum acht Eingänge — welchen davon hat nun Sidonie gemeint? Das Hauptportal? Ja, es scheint so, denn viele Leute nennen das die Kirchthür. Aber, da ist ja der ganze Michaelismarkt Zeuge meines Glückes. Nein, Sidonie kann unmöglich dieses Portal gemeint haben. Die meiste Wahrscheinlichkeit hat es für sich, daß die südliche, sogenannte Brautthüre ihm mit dem unbestimmten Ausdruck Kirchthür bezeichnet worden, wo die beiden ehrwürdigen Linden stehen. Das prächtige Mädchen, Brautthür konnte sie natürlich nicht schreiben, so weit sind wir noch nicht, wenn ich aber errathe, was sie gemeint hat, so wird sie mich dann nur um so inniger lieben. Das war also in Ordnung und er jubelt nun fröhlich im Zimmer herum. Da tritt sein wohlgenährter Freund, der Advocat ein, einer der Menschen, die, ohne Leidenschaften und harmlos, gemeiniglich mit dem Ausdruck: eine gute Haut, ein guter Kerl! bezeichnet werden. Unser Feuriger begrüßt ihn fröhlich, zieht sich vollends rasch, aber sauber an und bewegt ihn, mit ihm auf die Promenade zu gehen. Er führt ihn die Ferdinandstraße hinab, wo Sidonie wohnt; denn er muß doch ein wenig recognosciren; dann lenkt er mit ihm nach dem Michaelismarkt und betrachtet sich genau die alte Kirche, deren Architectur er seinem geduldigen Freunde erklärt. Ja, ja, denkt er bei sich, sie meint

die Brautthür, denn von der Ferdinandstraße kommend, muß sie dort vorbei. Das war also in Ordnung. Der Advocat geht nun zu Tisch, und der Feurige eilt, nachdem auch er im Hotel de France gespeiset, auf sein Zimmer und beginnt seine Toilette. Schlag vier Uhr steht er in schönstem Staat an der Stubenthür, nachdem er sich überzeugt, daß Alles in musterhafter Ordnung. Den Brief von gestern und das Gedicht auf goldberandetem Rosapapier steckt er sich in der Brusttasche zurecht. Möglichst langsam wandelt er, trotz des feinen Sprühregens, nach der Michaeliskirche. Schlag ein Viertel auf Fünf steht er an der verschlossenen Brautthüre. Das ist in der That doch zu zeitig. Er schickt sich an, wieder umzukehren und bei einem Freunde seines Vaters einen Besuch zu machen, und wendet sich nach der Ferdinandstraße. Sidoniens Fenster ist bereits leer, sie ist also schon ausgegangen. Vortrefflich! denkt er, und tritt bei dem Freunde ein. Dieser ist nicht zu Hause; er giebt seine Karte ab, und wie er aus der Hausthür tritt und es eben halb Fünf schlägt, kommt ihm Leutnant Groll entgegen. „Ei, schon in Parade, gewiß auch bei Präsidents? Gut, so können wir zusammen gehen!" „Das fehlte noch!" brummt unser Freund; er entschuldigt sich, daß er noch bei Baron Dürr einen Besuch abzuthun habe, und eilt munter davon. Er steuert auch nach dem

Palais des Baron und giebt auch hier seine Karte ab. „Dreiviertel! Nun rasch, mein Georg, auf Deinen Posten an der Brautthür.“ Der Regen hat nachgelassen, der Ostwind rascheln durch die Blätter der alten Linden, die Dohlen fliegen laut krächzend um die von der Abendsonne vergoldeten Thurmspitzen, kein Mensch ist auf dem Kirchhofe. Er lauscht, Minute um Minute schleicht hin; da, es hebt aus; ein Lilakleid mit schwarzem Seidenschal — sie ist's, sie kommt, sie wendet sich nach der Brautthür, sie ist's — „O Gott! Sidonie!“ flüstert er, sie blickt ihn freundlich an, sie legt die Hand auf's Herz — aber hinter ihr kommt der Briefträger getappt, der ihn eben so wohl, als Sidonien kennt, und grüßt ehrerbietig: „Schön guten Abend, Herr Referendarius!“ Was bleibt dem Armen übrig, als höflich zu danken und sein Gedicht nebst Brief wieder in die Tasche zu schieben; denn schon ist der Briefträger zwischen ihm und der Geliebten, die er nun ebenfalls grüßend vorübergeht. Sidonie blickt sich nochmals um und wirft ihm einen seelenvollen Blick zu; er aber darf ihr nicht folgen, denn eben tritt aus der Thür der gegenüber liegenden Oberpfarrei Madame Fischmann, welche ihrer hellen Augen und scharfen Zunge wegen allbekannt ist. Gewandt eilt er ihr entgegen und bemerkt, daß sie wenigstens Sidonien nicht gesehen habe. Er begleitet sie

noch ein wenig und kommt noch zu rechter Zeit zum Präsidenten, wo ein glänzender Kreis versammelt ist. Er ist heut Abend überaus still und mild, und unter den Ersten, welche die Gesellschaft verlassen. Er ist glücklich und träumt nur von ihr.

Sie wissen, daß vor drei Monaten Regierungsrath Georg ... und Sidonie ... als glückliches Brautpaar durch die Brautthür der Michaeliskirche ein- und eine halbe Stunde später als Ehepaar aus derselben wieder heraustraten. Ich würde einen Roman schreiben müssen, wollte ich die Unfälle, Klagen, Rendezvous, Intriguen, die Schwierigkeiten schildern, welche zwischen jener Begegnung und jenem Hochzeittage sich drängten. Wie oft klagte Georg über die Härte der Geliebten, wie oft klagte Sidonie über Georgs Blindheit, wie klagten Vater und Mutter über die Kinder und die Kinder über Vater und Mutter, Freunde und Geschwister! Indessen, es geht Alles vorüber, auch die Klagen der Verliebten, wie die der Verlobten und Verheiratheten.

Sechszehnter Brief.

Meine Verehrteste, Sie wollen mir nicht glauben, daß die Menschen die Klagen so leicht vergessen? Es

ist aber ganz gewiß, daß die Fertigkeit, über das Unangenehme hinwegzukommen, sehr verbreitet sey unter den Menschen. Der Mensch klagt eigentlich nur über das bevorstehende Unglück, selten über das vorübergegangene. Erlauben Sie mir noch einige allgemeine, wenn auch nur flüchtige Bemerkungen.

Die Menschen sind nicht so schlimm und nicht so dumm, als man gemeiniglich glaubt, wenn man sich nur die Mühe giebt, sie näher kennen zu lernen. Ich habe auch wohl ein Recht auf Glaubwürdigkeit, da mir auf meinem langen Lebenswege Tausende von Exemplaren der verschiedenen Volksclassen begegnet und von mir mit großer Aufmerksamkeit betrachtet worden sind.

Man sagt immer: die Menschen sind schlecht, nur auf ihren eigenen Nutzen bedacht und dergleichen. Das darf man aber nicht leichtsinnig nur so hinreden. Im Ganzen genommen ist die Menschheit gut, so wie sie auch groß ist.

Bedenken Sie, welche Masse von guten und liebenswürdigen Eigenschaften in der Menschheit sich offenbart hat, gleich den Blüthen an einem schönen Baume. Welche ungeheuere Masse der zartesten Gefühle der Eltern- und Kindesliebe, der Freundschaft, der Gattenliebe ist nicht auf allen Theilen der weiten Erde und unter allen Völkern, so wie zu allen Zeiten erstanden.

Unter den Negern, wie unter den Eskimos, den Mericanern, wie Aegyptern, unter den alten Griechen, wie unter den Germanen, den Hindu, wie den Römern hat es musterhafte Gatten und Gattinnen, Väter und Mütter gegeben, welche ihre Kinder mit aufopfernder Liebe gepflegt haben. Wie viele tausend, ja Millionen Beispiele von treuer Gattenliebe sind nicht vorhanden; ja wir können wohl sagen, wie selten ist ein Beispiel, daß Gatten im Unglück einander verlassen, und wie noch seltener, daß unverhofftes Glück den Gatten vermocht, seine Gattin, oder auch umgekehrt, zu vergessen.

Verlassen wir die engen Kreise des Privatlebens und wenden wir uns dem öffentlichen zu, so begegnen uns überall die herrlichsten und glänzendsten Beispiele von Vaterlandsliebe, von Tapferkeit, von Berufstreue. Jede Nation könnte für jedes ihrer Lebensjahrhunderte einen Plutarch oder Valerius Maximus haben. Nehmen wir unsere eigene Volksgeschichte vor, welche hochherrliche Thaten begegnen uns nicht in der Zeit der Kämpfe gegen die Angriffe der römischen Imperatoren? Welche erhabene Beispiele von Tapferkeit, Biederkeit, Heldenmuth brachten nicht die Zeiten der Karolinger, Sachsenkaiser, Hohenstaufen? Nehmen Sie dann die Zeit des deutschen Städtelebens, dann die Reformationszeit, Luther und seine Genossen; ja selbst die Zeiten der Fürstenkriege im 17. und 18. Jahrhunderte, sie

sind voll von Helden und großen Characteren jeder Art, jeden Standes. Erinnern wir uns an unsere Jugend, wo die eiserne Riesengestalt Napoleons über Europa emporragte. Wir könnten dicke Folianten mit den großen Thaten jeder Art anfüllen, welche von den Menschen jener Zeit verrichtet worden sind.

Aber es werden noch täglich im Stillen und ungesehen die herrlichsten und schönsten Handlungen von Menschen jeden Geschlechts, jeden Alters, jeden Standes geübt. Fassen wir nur z. B. die Tugend der Wohlthätigkeit ins Auge. Sie finden überall die rührendsten Beispiele; die Reisebeschreibungen berichten uns deren aus allen Zonen der Erde, und Sie Selbst können Sich stündlich Beispiele in unserer Zeit, unter unserem Volke, in unserer Stadt und zwar mit leichter Mühe zusammensuchen. Was geschieht nicht von Einzelnen für verarmte Freunde, verwaisete Kinder, hülflose Alte, verunglückte Arbeiter; welche Anzahl Gesellschaften sind nicht zu diesen wohlthätigen Bestrebungen zusammengetreten; ist doch fast für jede Art von Unglück ein besonderer Verein entstanden, und hat sich doch selbst das Wohlthun und die Hülfsleistung sogar auf die Thiere ausgedehnt. Ja, ich habe die Ueberzeugung, daß im Laufe der Jahrhunderte sich sogar Vereine zur Unterstützung veralteter, ehedem verdienter Maschinen

bilden werden, und ich sehe sogar die Embryonen dazu bereits in unsern Vereinen zur Erhaltung der vaterländischen Alterthümer.

Allein trotz der Wohlthätigkeit der Einzelnen und der zahlreichen wohlthätigen Vereine, trotzdem, daß die Menschen im Allgemeinen wirklich gut sind, begegnen uns doch täglich die bittersten und heftigsten Klagen über die Schlechtigkeit der Menschen, den Mangel an Mitleid, an Mitgefühl bei den Leiden Anderer, über Schadenfreude und was dem ähnlich ist. Da ist z. B. unser Freund M. einer jener unverdrossenen Kläger, der, in seinem alten Griechenland heimisch, unserer Zeit und unseren Bestrebungen nie die geringste Gerechtigkeit angedeihen lassen will, und mit Absicht und Hartnäckigkeit blind für alle großen Erscheinungen derselben ist. An ihm gehen die großartigen wissenschaftlichen und industriellen Werke, welche gerade unser Zeitalter charakterisiren, unbeachtet vorüber. Er mag nichts wissen von den Entdeckungen in der Chemie, in der Kunde der urweltlichen Botanik und Zoologie, in der Mechanik. Das Alles ist ihm moderne, geschmacklose, unpoetische Wissenschaft. Eben so wenig rühren ihn die Erscheinungen im constitutionellen Völkerleben, wie die Bestrebungen auf dem Gebiete religiöser Forschung. Homer, die Tragiker Griechenlands, Plato, Tacitus —

in Hervorbringung dieſer Geiſter hat ſich nach ſeiner Anſicht die Menſchheit erſchöpft. Hartnäckig weiſet er jede Belehrung über die großen Erſcheinungen des alten Merico, Aegyptens, des Orients, des Mittelalters, Chinas von ſich; er klagt, daß die claſſiſchen Studien in Verfall gerathen, daß eine große Barbarei über uns hereinbreche. Er iſt in das claſſiſche Alterthum verliebt, und wie ein rechter Liebhaber nur ſein Mädchen ſchön findet und alle anderen über ihr überſieht, ſo iſt er blind gegen alle Schönheiten, Herrlichkeiten aller andern Zeiten und Völker. Er klagt, daß uns ſo wenig Denkmäler der Literatur und Kunſt der altclaſſiſchen Welt übrig geblieben. Er klagt über die Barbarei des Mittelalters, er klagt über die finſtere gothiſche Architectur, die langweiligen Gedichte des 12. und 13. Jahrhunderts, die er freilich niemals geleſen; kurz, er klagt, daß wir keine Griechen ſind und auch keine Griechen werden wollen. Ja, ich würde mich nicht wundern, wenn ich eines ſchönen Morgens unſern Freund am Ufer unſeres großen Sees in griechiſchem Coſtüm auf und ab wandeln ſähe, griechiſche Redensarten recitirend und in der Ueberzeugung, daß er am Strande von Attica oder Korinth ſich befinde. Doch nein, das wird er nicht thun; er wird ſich begnügen, an der Wirthstafel des römiſchen Kaiſers den gebil-

beten Damen die Herrlichkeit der alten Welt zu entwickeln und sich in Klagen über die Unclassicität unserer Zeit zu ergehen.

Unser Freund verdient indessen durchaus nicht mehr Tadel als Madame PP., welche mit gleicher Standhaftigkeit behauptet, wir seyen arge Barbaren, weil wir nicht im Zeitalter Ludwig XIV. beharrt sind. „Wie geschmacklos," sagt sie, „sind unsere Anzüge, wie nachläßig die Toilette unserer Herren, wie roh und gemein die Sprache unserer Gesellschaften? Wo sind die reichen Spitzen von Brüssel, wo die goldgestickten Sammetröcke, die zierlichen Frisuren, die geschmackvollen Juwelierarbeiten? Wie armselig und formenarm sind unsere Tische, Stühle, Zimmerdecorationen, Leuchter und Geschirre." Unsere neuere Literatur seit Lessing ist ihr ein Gräuel; unsere neuere Kunst ein nüchternes, armseliges Streben. Sie hat in dem Hause, das sie von ihrer Großmutter geerbt, die zweite Etage, deren Einrichtung, Tapeten, Spiegel, Meubeln aus dem Jahre 1683 stammen, genau und sorgfältig wieder herstellen lassen, und hier verlebt sie ihre seligsten Stunden in der Lectüre von Molière, Corneille und Racine. Was sich diesem Geschmack nicht anschließt, das weiset sie entschieden von sich; was darüber hinaus, das entlockt ihr nur bittere

Klagen über den Verfall des wahrhaft guten Geſchmacks.

Außer dieſen beiden Exemplaren giebt es noch Tauſende, welche über die Menſchen, Zuſtände, Sitten, Literatur und Kunſt klagen, weil ſie nicht gerade ſo ſind, wie es ihnen Freude macht. Dem Paſtor Zepter iſt die Zeit zu wenig bibliſch, dem Kammerjunker zu wenig à la Henry IV., dem Major von Klirr zu wenig altfritziſch, dem Doctor Todt zu wenig brownianiſch, dem Rector Tiegel zu wenig ciceronianiſch und ſeinem Collegen dem Tertius zu wenig livianiſch. Sie Alle klagen, theils laut, theils mit leiſem Achſelzucken über Bornirtheit und blindes Vorurtheil, über Rückſchritt, Verfall und Barbarei. Wollte ich aber erſt mich auf das Gebiet der Politik wagen, welch eine Sündfluth von Klagen hätte ich da zu beachten. Der liberale Ultra klagt, daß es noch Fürſten, Höfe, Adel, Geiſtlichkeit, reiche Leute giebt, und daß noch das himmelſchreiende Unrecht des Beſitzes beſteht, während der ariſtokratiſche Ultra über den Verfall der alten guten Sitte, über das Verſchwinden jeglichen Reſpects vor Rang und Geburt und über die Vermiſchung der Stände laut klagt.

Doch wir wollen uns nicht in ein Gebiet begeben, wo es immer weniger behaglich wird, je weiter wir

darin vordringen. Ich dächte überhaupt, wir hätten nun genug geklagt; eine weitere Fortsetzung unserer Klagen dürfte am Ende wohl gar auch Sie zu neuen Klagen über meine und Anderer Klagen veranlassen. Sollten Sie indessen schon über mich klagen, so soll wenigstens meine Klage darüber stumm bleiben und Ihnen keinen weitern Anlaß zur Klage geben.

Culturhiſtoriſche Briefe.

Erſter Brief.

Sie ſind nicht die einzige Dame, meine verehrte Freundin, welche den hiſtoriſchen Studien abhold iſt und ſich lieber anderen geiſtigen Beſchäftigungen zuwendet. Sie ſagen: was kommt denn heraus beim Studium der Geſchichte? Was hilft es mir, zu wiſſen, wie die alten Könige von Aſſyrien oder die römiſchen Kaiſer geheißen und was für Thaten ſie verrichtet haben? Was erfahre ich anderes, als daß gute Menſchen wie Socrates verfolgt und getödtet wurden, daß abſcheuliche Tyrannen, wie Caligula, Nero, Philipp II., Robespierre u. ſ. w. das Glück der Familien, wie der Staaten vernichtet haben? Soll ich mich darüber freuen, wenn die Menſchen Geiſter, wie Wiklef, Huß, Luther, wie Galilei, Spinoza, Voltaire dergeſtalt anfeinden, daß noch heutiges Tages ihre Vortrefflichkeit nicht allgemein und dankbar anerkannt iſt? Oder, fahren Sie fort, ſoll ich mich daran ergötzen, wie die Spanier die alten Reiche von America ſtürzen, die Ureinwohner zu Tode martern und die

herrlichen Denkmale einer alten Cultur gewaltsam zerstören? Muß ich mich, fügen Sie dann bei, nicht entrüstet abwenden von den Ketzergerichten, Dragonaden, Bataillen und den übrigen Mordscenen und Gräuelthaten, deren die Geschichte der Menschen so voll ist? Nein, rufen Sie aus, da wende ich mich doch lieber dem freundlichen Stillleben der Pflanzenwelt zu, als daß ich mir Scenen vergegenwärtige, denen zu entfliehen mein erster Gedanke seyn würde, wenn ich so unglücklich seyn sollte, ihnen im Leben und in der Wirklichkeit zu begegnen.

Habe ich Ihnen nun dagegen wahrhaft erfreuliche historische Facta wie den Kampf der Germanen unter Arminius gegen die Römer, die Kämpfe der Niederländer gegen die spanische Uebermacht oder die Kriege Friedrichs des Großen vor die Seele geführt, so erwidern Sie mir gemeiniglich, daß ja doch Alles nur auf Mord und Todtschlag hinauslaufe und daß Ihnen die Geschichte vorkomme wie ein großer Kirchhof mit seinen Denksteinen und Todtenkreuzen, auf denen man die Jahrzahlen der Geburt, der Unglücksfälle und des Todes der hier ruhenden Personen lesen müsse.

Sie haben ganz Recht, meine theure Freundin — die ganze Erde ist ein großer Kirchhof, eine Grabstätte der Vergangenheit, wie sie eine Geburtstätte der Zukunft ist; sie ist dieß jedoch nicht blos für die Familien,

Geſchlechter und Völker der Menſchen, für die Menſchheit. Auch das Stillleben Ihrer Wieſen und Wälder hat auf einem Kirchhof ſeinen Schauplatz aufgeſchlagen.

Treten wir von der Straße ab, meine verehrte Freundin, wenden wir uns in den Wald, in das einſame, dem menſchlichen Verkehre entlegene Thal. Der Fluß rinnt darin fort, ungehemmt, ungedämmt, auf dem glatten Bett, das er ſich auf gelbem Sande bereitet und mit bunten Steinchen geſtickt hat. Am Ufer ſpielen die Wellen mit dem Vergißmeinnicht und den Gräſern und den angeſchwemmten Hölzern. Dunkelbelaubte Erlen halten die Sonnenſtrahlen vom Waſſerſpiegel ab, und im Schatten ſchweben die Libellen und Schmetterlinge wie ſchöne Blumen darüber hin. Jetzt ſchießt ein Eisvogel über den Waſſerſpiegel, nachdem er lange Zeit von einer überhangenden Erlenwurzel mit tiefem Ernſt in das Waſſer geblickt und das Treiben der Fiſche aufmerkſam beobachtet. Weiter hin ſteht der dichte Tannenwald, aus welchem das helle Grün der jungen Buchen hervorleuchtet. Dort ſehen wir die kräftigen, dichtgeſchaarten Haine von Farrenkraut, und hier am Felſen bietet das üppige Moos einen weichen Sitz dar, der mit den zarten Weidenröschen ſo lieblich verziert iſt. Mit Recht rufen Sie aus: Wo in der Welt iſt ein Salon reicher und geſchmackvoller verziert, ſchöner beleuchtet? Und nun

dazu der Gesang der Vögel, das Schwirren der goldenen Käfer, und dort am Stamme der Kiefer die Arabesken des lustigen Eichhornpaares. Hier ist Frieden und Freude, selige Ruhe bei munterem Leben.

Sehr wahr, meine theure Freundin! Doch muß ich Sie mit einem aber belästigen. Sehen Sie einmal an jenem Kieferstamm hinauf. Sie bemerken dort den zierlichen Grünspecht, der dicht an den Stamm geklammert in den Furchen der Rinde eifrig zu lesen scheint. Dieser schöngefiederte Specht verfolgt hier gewisse Insecten mit einer Berufstreue, mit einem Eifer, der bei den Ketzermeistern des 15. und 16. Jahrhunderts nicht stärker war. Jene zierliche Meise aber, deren buntes Gefieder, deren schlanke Gestalt uns so erfreut, ist voll von einer Mordlust, wie sie nur den Heroen der französischen Schreckensregierung eigen war. Diese schlanken, rothgefleckten Forellen, die zu unserem Ergötzen unter dem Wasser hinfahren, sind die ärgsten Raubfische. Hätten diese Spechte, diese Eisvögel, diese Meisen, diese Forellen eine uns verständliche Sprache, könnten sie mit unsern Worten uns ihre Gesinnungen, ihre Absichten ausdrücken, könnten wir die Schlachtlieder der Forellen, das Angstgeschrei der Käfer, die Jammertöne der Würmer mit unserem Ohre vernehmen, wie würden wir aus diesem Walde fliehen, der uns jetzt als der Sitz des tiefsten Gottesfriedens erscheint

Und fragen Sie Sich, meine verehrte Freundin, wenn wir am meiſten Sehnſucht fühlen, in dem Walde uns zu ergehen? Es iſt dieß namentlich dann, wenn wir im Umgange mit den Menſchen unangenehme Erfahrungen gemacht, wenn wir von häuslichen Sorgen gepeinigt werden. Dann finden wir Beruhigung und Tröſtung in dieſem ſtillen, ſtummen Treiben; wir ſehen hier eine gewiſſe Sicherheit der Exiſtenz, die uns oft in den Erſcheinungen des menſchlichen Lebens ſo ſehr bedroht ſcheint. Aber, es iſt doch nur eine Täuſchung! Wir wiſſen ja, daß die Libellen, welche dort über dem Fluſſe ihre zierlichen Lufttänze ausführen, nicht dieſelben ſind, welche im vorigen Sommer uns hier ergötzten. Wir wiſſen auch nicht, ob wir deren zehn oder nur ſechs wie heute hier geſehen; wir haben ſie ja nicht nachgezählt.

Es herrſcht unter den Erſcheinungen und Thatſachen, welche die Geſchichte der Menſchheit darbietet, und denen der übrigen organiſchen Weſen jene Harmonie, welche der aufmerkſame Beobachter auch in den ſogenannten anorganiſchen Naturkörpern, ja ſelbſt in den menſchlichen Producten findet.

Jeder Körper, jedes Weſen entſteht, wächſt und vergeht; jedes Weſen hat ſeine Geſchichte. Nehmen Sie den Diamant. Im Schooße der Gebürgsklüfte kriſtallirte er. Durch vulkaniſche Hebung des Bodens

ward der Felsen, in dessen Höhlung seine Geburtstätte ist, vom Urgebürge losgerissen; von Außen dringen Sand oder aufgelöseter Lehm in die Höhlung und umhüllen den Kristall oder das Wasser bringt denselben als Geschiebe zu Tage. Er wird von den Menschen gefunden, sein Werth wird erkannt. Der Stein wird geschliffen; er ziert dann den Ring, das Diadem, die Brust der Schönen oder der Großen der Erde und erfreut sie durch den Glanz des ihm innewohnenden Lichtes. Er wird bald so gefaßt, bald so, bis auch ihn sein Geschick ereilt, bis seine Kanten endlich abgestumpft, bis er endlich klüftig und rissig wird und zerfällt. Oder er wird anderweit zerstört und muß als Diamantstaub zum Schleifen neuer Diamanten dienen, er geht verloren und geräth in Vergessenheit.

Die Geschichte des Diamanten ist die Geschichte des Genies, heiße es nun Homer, Shakespeare, Voltaire, Goethe oder Schiller. Das Genie wird mit seinen Anlagen geboren, Eltern und Lehrer erkennen, oder sie erkennen auch nicht seine innewohnende Kraft. Die Schleifung des Genies beginnt in Schule und Leben, für das Genie eine höchst nothwendige, aber auch höchst schmerzhafte Operation. Die stillen Thränen, welche ihm diese Bildung kostet, sind die Splitter, die von ihm abgesprengt worden. Unter Schmerzen, Täuschungen, verlorner Kraft, unter Leiden wird das Genie gebildet,

bis es das wohlthätige Licht entwickelt, womit sein Geist leuchtet, belehrend und erfreuend, bessernd und tröstend, ordnend und vorbereitend. Die Bildungsgeschichte des Genies ist eine stete Kette von schmerzhaften Erfahrungen, Kränkungen, Täuschungen, verfehlten Erwartungen, die mit den Entzückungen der Freundschaft und Liebe, den Hoffnungen des Ehrgeizes, der Freude über erstiegene Stufen der Erkenntniß abwechseln. Wie hätten jene Dichter wohl die Qualen der Eifersucht und des Ehrgeizes, die Schmerzen über den Tod geliebter Wesen, die Sehnsucht nach dem Glücke der Liebe, so wie auf der andern Seite die Seligkeit der Liebe, der Freundschaft, der bewußten Tugend mit so glühenden Farben und so tiefeindringenden Worten zu schildern vermocht, wenn sie das Alles nicht selbst erlebt hätten?

Sie haben hier eine Reihe Erscheinungen, welche Sie in der Natur in ähnlicher Weise wiederfinden, wie sich auch ergiebt, wenn wir sie weiter verfolgen. Homer, wie Shakespeare erfreuten und belehrten ihre Zeitgenossen. Die Stürme der Zeiten brachten ihre Werke eben so in Vergessenheit, wie die Lieder von Ossian, das Niblungenlied, Gottfried von Straßburg, Wolfram von Eschenbach und andere Meisterwerke. Sie gingen verloren, wie ja auch der kostbarste Diamant verloren gehen kann. Es kommen andere Zeiten, man findet sie wieder und

nun beginnen ſie aufs Neue zu ſtrahlen; ihr Werth wird, ſo wie ſie wieder erſcheinen, aufs Neue wieder erkannt.

Die Geſchichte der ſchönen Blume, des nährenden Getreidekorns, der erquickenden Frucht wiederholt ſich in der Geſchichte unſerer Dichter, unſerer Künſtler, unſerer Beamten und Arbeiter. Ja wir dürfen annehmen, daß die Geſchichte der Völker der Menſchheit nur eine Wiederholung der Geſchichte der vorweltlichen Fauna und Flora, eine weitere Fortſetzung derſelben iſt.

Die Geſchichte der Menſchheit, wie die Geſchichte der Oberfläche der Erde, iſt die Geſchichte der Gliederung der rohen Maſſen und ihrer Entwickelung zur höhern Form. Die öde glatte Kriſtallrinde des Erdkörpers wurde durch die glühenden Gaſe, welche ſie umſchloß, geöffnet. Es traten die ſtarren Gipfelreihen der Urgebürge empor, die allgemach durch die Atmoſphäre geklüftet und zu Erde zerlöſt in die Tiefen der Gewäſſer herabgeſchwemmt wurden, wo ſie in Verbindung mit vulkaniſchen Ausflüſſen einen Schlammboden bildeten. Dieſem entſproßten nachmals die coloſſalen Farren, die ſodann den rieſigen Pflanzenfreſſern zur Nahrung dienten, über deren Entſtehungsgeſchichte uns die mikroſkopiſchen Beobachtungen der Infuſionsthiere dereinſt nähere Aufklärung geben werden. Die nächſte Periode dürften die fleiſchfreſſenden Thiere bezeichnen, die dem

Auftreten der Menſchen vorausgingen. Parallel mit dieſem Stufengang der Pflanzen- und Thierentwickelung gehen die verſchiedenen vulkaniſchen und atmoſphäriſchen Erſcheinungen, die, je näher ſie der gegenwärtigen Erdperiode rücken, an Gewaltſamkeit abgenommen zu haben ſcheinen.

Aehnliches bietet uns die Geſchichte einer jeden Nation in Afrika, Aſien, Europa und Amerika. Unter die Familien der paſſiven Urbevölkerung treten die kleinen Horden der activen Helden, ſie bezwingen die wilden Thiere des Landes, verſammeln um ſich die vorgefundenen Menſchen, lehren ſie Ackerbau, führen ſie zu einem geordneten Familienleben, geben Geſetze über Eigenthum und verfahren ſo, wie wir in den Sagen der von mir eben genannten Völker berichtet finden. Die rohen Formen des öffentlichen Lebens mildern ſich allgemach, an die Stelle der Uebermacht und Gewalt tritt das Geſetz, die Erfahrungen und Kenntniſſe ordnen ſich zur Wiſſenſchaft, aus den rohen Ausbrüchen der Freude oder des Jammers entfalten ſich die erſten Anfänge der Dichtkunſt, und um die Altarfelſen, wo ehedem Menſchen geopfert wurden, erwachſen Tempel, die erſten Sitze der bildenden Kunſt.

Nun aber, meine verehrte Freundin, warum wollen Sie nicht der Geſchichte der menſchlichen Entwickelung näher treten? Warum wollen Sie nur die Natur, nicht

auch die Menſchheit betrachten, wo ſie Ihnen dieſelben Erſcheinungen darbietet wie die Natur?

Die Antwort auf dieſe Frage habe ich ſchon oft vernommen. Sie haben mir ſchon oft geſagt: Die Erſcheinungen der Natur habe ich wohl geordnet vor mir. Will ich die Geſteine kennen lernen, ſo gehe ich zu meinem Freunde Julius und er wird mit zuvorkommender Güte mir einen Kaſten nach dem andern herausziehen und mir die herrlichſten Reihen der Granite, Gneiſe, Syenite, Diorite, Baſalte, Porphyre bis zu den Sandſteinen, Erden und Kohlen vorlegen und mit belehrenden Erläuterungen begleiten. Oder will ich, fahren Sie fort, mit den Pflanzen mich näher bekannt machen, ſo nehme ich die ſauberen Hefte meines Dietrich oder Reichenbach vor und finde hier in ſchönſter Ordnung die getreuſten Abbildungen. Genügen dieſe nicht, ſo war der liebenswürdige Rodig ſo freundlich, uns die Originale aus ſeiner coloſſalen Sammlung vorzulegen und uns dadurch in die Polarzone oder in den Aequator zu verſetzen. Will ich aber Vögel und Säugethiere betrachten, nun ſo bedarf es ja nur eines Ganges in die verſchiedenen zoologiſchen Cabinette unſerer Stadt, deren gelehrte Vorſteher oder Beſitzer es ſich und ihren Freunden zur größten Freude machen, ein Exemplar nach dem andern willig zur genauern Beſchauung herbeizuholen. Dann aber leſe ich, ſagen Sie, zu Haus in meinen Handbüchern weiter

nach und befinde mich heimisch in dem weiten Kreise der Natur.

Ich kann Ihnen auch hierin mit gutem Gewissen Recht geben, muß jedoch die Bemerkung beifügen, daß Sie auf Ihrem Wege doch nur die eine Hälfte des großen Ganzen, welches wir Natur nennen, näher betrachten können.

Gewiß, meine verehrte Freundin, die Natur ist ein großes, innig zusammenhängendes Ganzes, dessen eine Hälfte die Erde mit den Weltkörpern, mit ihrer Atmosphäre, dann die Erdrinde mit ihren Gewässern, Gebürgen, Wäldern, mit ihren Gesteinen, Pflanzen und Thieren bildet. Die andere Hälfte ist die vielfach gegliederte Menschheit.

Seit Jahrtausenden erforscht der Mensch die erstgenannte Hälfte zu seinem Nutzen. Er hat die Gebürge und Felsen untersucht, um sie als Bausteine für seine Wohnungen zu benutzen. Er hat die Geschiebe an den Ufern der Gewässer gesammelt, um daraus Werkzeuge und Waffen zu fertigen, bis er die Metalle erkannte und sie schmelzen und bearbeiten lernte. Er hat die Pflanzen gesucht und gepflegt, um sie zur Nahrung oder Kleidung oder auch als Heilmittel gegen Krankheiten anzuwenden. Er jagt und pflegt Thiere jeder Art, um ihr Fleisch, ihr Fell, ihre Waffen, ihre Kraft für seine Zwecke zu benutzen. Ja er hat die Gewässer sich dienstbar gemacht

und der Geſtirne Lauf gemeſſen, um ſeine Zeit, ja ſein Geſchick darnach zu berechnen. Er hat endlich die Luft und ihre verſchiedenen Beſtandtheile, trotz dem, daß ſie ſeinen Sinnen durch ihre Geſtaltloſigkeit immer zu entſchlüpfen ſuchen, dennoch betrachtet, erforſcht, gewogen, gemeſſen. Man hat alle dieſe Dinge erſt im Einzelnen, dann im Zuſammenhang mit ihrer nächſten Umgebung betrachtet und gelangte auf dieſem Wege dahin, daß man den Geſteinen anſah, welche Metallarten daſſelbe enthielt, dem Baume, welche Früchte er tragen würde. Durch Zuſammenſtellen und Vergleichen der einzelnen Erfahrungen erwarb man ſich im Laufe der Jahrhunderte eine Ueberſicht über die Maſſe der Erſcheinungen. Und ſo entſtand unſere Naturwiſſenſchaft, die uns als Leitfaden durch das Chaos der unendlichen Naturkörper und die Maſſe der Naturerſcheinungen dient. So kam es, daß der Naturforſcher weiß, welche Pflanzen dieſer oder jener Boden unter einem gewiſſen Klima tragen wird und welche Pflanzenformen er in einem Lande zu erwarten hat, welches er zum erſtenmale betritt. Der Naturforſcher kennt nicht allein das bereits Entdeckte, er kennt auch die Lücken und weiß, was er noch zu entdecken hat. Denn — es ſind unabänderliche Geſetze, nach denen die Natur alle ihre Erzeugniſſe hervorbringt.

Dieſes Beharren in den gegebenen Formen, dieſes ſichere Schaffen der Natur iſt es, was denen, die ſich mit

dem Studium derſelben beſchäftigen, ſo große Beruhigung, ſo dauernde Freude gewährt, und was auch Ihnen, liebe Freundin, ſo großen Genuß bereitet hat.

Zweiter Brief.

Ich freue mich, daß Sie meine Bemerkungen als richtig anerkennen. Dadurch geben Sie mir aber zu, daß die Urſache Ihrer Abneigung gegen hiſtoriſche Studien nicht ſowohl im Gegenſtande ſelbſt, als vielmehr in der Art und Weiſe liegt, wie Sie denſelben bisher betrachtet haben. Aendern Sie Ihren Standpunct, ſo werden Sie auch jedenfalls eine andere, erfreulichere Anſicht gewinnen.

Die Naturproducte bleiben ſich immer gleich, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen bleiben, und pflanzen ſich immer in merkwürdiger Gleichmäßigkeit fort. Die Genziane, die Tanne und die Eiche, wie das Vergißmeinnicht wuchſen vor 3000 Jahren genau ebenſo, wie ſie noch heute wachſen. Auf unſern Triften und Angern blüht das Gänſeblümchen heute noch eben ſo weiß und gelb, wie es Arminius und Karl der Große blühen ſahen. Heben wir das beſcheidene Blümchen aus ſeinem mütterlichen Boden und bringen wir daſſelbe in unſere Gärten und

Gewächshäuser, so verändert es sich und nimmt die mannichfaltigsten Gestaltungen an, wie es auch mit den Nelken, Tulpen, Georginen und andern Blumen der Fall ist. Welche mannichfaltige Arten von Aepfeln, Birnen, Kirschen, Pflaumen, Weintrauben hat die Gartenkunst nicht hervorgebracht? Eben so ist es mit den Thieren. Die Rehe und Hirsche, Eber und Hasen, Füchse und Bären, die Rebhühner und Auerhähne, welche unsere Altvordern in ihren Wäldern jagten, waren genau dieselben, die wir noch jetzt haben. Die Löwen, Panther, Giraffen, Antilopen und Gazellen, welche auf den Denkmälern der altägyptischen Faraonen dargestellt sind, zeigen dieselben Formen, dieselben Hautfarben, wie die heutigen; diese Thiere blieben seit Jahrtausenden dieselben. Zu welcher Mannichfaltigkeit hat dagegen der Mensch die Geschlechter der Tauben, Hühner, Katzen, Hunde, Schafe, Rinder und Pferde erzogen. Sie sind in der That nicht minder mannichfaltig, als die künstlichen Compositionen, welche der Mensch aus den Metallen, Metalloxyden und Erden und Steinen bereitet.

Die Natur dagegen schafft immer in derselben, vom Schöpfer vorgeschriebenen Weise und ihr Zögling das Rothkehlchen wird immer denselben rothen Fleck am Halse tragen, so oft sie es hervorbringt, wie der Königstieger stets dieselben schwarzen Streifen in derselben Ordnung auf seinem gelben Felle zeigen wird. Die Natur wieder-

holt ſchaffend immer das bereits Vorhandene, ſie ergänzt nur die Lücken in den althergebrachten Reihen, ſie bringt keine neuen Formen hervor. Und eben dieſes Beharren, dieſes ſtete Wiederholen erleichtert uns das Studium der Natur und die Ueberſicht ihrer Producte, die uns ſo ſehr befriedigt.

Ganz andere Erſcheinungen bietet uns die Betrachtung der Menſchheit dar. Schon wenn Sie, meine verehrte Freundin, einen Blick in die verſchiedenen Ihnen nahe ſtehenden Familien richten, wie mannichfaltig, wie verſchiedenartig iſt die Einrichtung derſelben, trotz der Alles beherrſchenden Sitte und Mode. Ein Staar, ein Hänfling bauet ſein Neſt wie der andere; eine Lerche, eine Taube erhebt ſich zur ſelben Stunde vom Lager wie die andere, ein Zeiſig ſingt wie der andere. Beim Menſchen ſpricht ſich dagegen ſchon in Befriedigung der phyſiſchen Bedürfniſſe eine große Verſchiedenartigkeit aus; während ein körnerfreſſendes Thier vor gefüllten Fleiſchtöpfen Hungers ſterben würde, benutzt der Menſch im Nothfalle ſogar Dinge zur Stillung ſeines Hungers, die ihm eigentlich ganz fremdartig ſind, wie z. B. die Südamerikaner, Neucaledonier und aſiatiſchen Eskimos Thonerde eſſen. Ja der Menſch hat diejenigen Thiere, welche ihm nahe ſtehen, dahin gebracht, ſeine Koſt zu theilen, wie unſere Hunde Obſt, die arabiſchen Pferde Fleiſch eſſen lernen. Welche Mannichfaltigkeit der Bauart, der

Trachten, der Speisen, Getränke, der Formen des geselligen Lebens bietet uns nicht schon jeder Ausflug von wenigen Meilen dar; wie verschiedentlich sind aber nicht erst die Staatsverfassungen, die Religionen, die verschiedenen Völker der Erde, je nach ihrer Lage in Gebürgen, in Ebenen, an der See oder an großen Strömen und Binnengewässern, welch ein Reichthum an Formen, in denen sich ihr Leben bewegt.

Die Lebensgeschichte eines Hirsches, eines Hasen, eines Adlers wird immer dieselbe sein, er wird in den verschiedenen Lebensaltern immer dieselben Erfahrungen machen, die seine Vorfahren gemacht haben. Je näher die Thiere dem Menschen stehen, desto reichhaltiger an Vorfällen ist ihr Lebenslauf, obschon z. B. der Hofhund nie die Begegnisse des Reitpferdes oder des Stubenvogels erleben wird, und ein Pudel niemals zum Jagdhunde gebildet werden kann. Blicken wir aber in die Kreise der Menschen, welcher Wechsel von Schicksalen, von Lebensereignissen. Der arme Artillerieleutnant Napoleon wird Beherrscher des Continents von Europa, der Steinkohlenjunge James Cook entdeckt eine neue Inselwelt in der Südsee, wir sehen aus dem Stande der Landleute Künstler und Gelehrte, Feldherren und Kirchenfürsten erstehen, so wie wir Königssöhne in den Kreis des bürgerlichen Lebens zurückkehren sahen.

Betrachten wir aber die Geschichten der Völker, so

ſehen wir hier ein bewegtes Leben, einen Wechſel der Erſcheinungen, wie die Natur ihn niemals darbietet. An den Ufern des Nils, wie im Thale von Mexiko erſtehen koloſſale Pyramiden, die den Mittelpunct hochcultivirter Staaten bilden und der Sitz prieſterlicher Könige ſind. Aus den Räuberhorden am Tiberſtrom entwickelt ſich ein Staat, der im Laufe weniger Jahrhunderte der ganzen, damals bekannten Welt ſeine Geſetze aufdrängt, und welcher nur in den Waldgebürgen Deutſchlands kühne Gegner antraf, die ihm die Herrſchaft entriſſen. Ein Haufe verwegener Abentheurer fährt von Spanien aus nach Mittelamerika und zertrümmert dort das Glück eines wohlerzogenen, zahlreichen und tapferen Volkes.

Das iſt ja eben, entgegnen Sie mir, was das Studium der Geſchichte ſo unbehaglich, ſo wenig befriedigend macht. Geben Sie mir einen Leitfaden durch dieſes Chaos, den ich vergeblich in den chronologiſchen Tafeln und geographiſchen Charten ſuche.

Wohlan denn, werthe Freundin, machen wir dieſen Verſuch. Ich beginne denſelben mit einigen Erfahrungsſätzen über das Studium der Geſchichte, wie daſſelbe gewöhnlich getrieben wird. Es iſt allerdings ſehr einfach und natürlich, daß der Menſch dabei denſelben Weg einſchlägt, wie der Wanderer, der die Quellen eines Fluſſes aufſuchen will. Er geht von der Mündung deſſelben aus

und ſeinem Laufe entgegen. Allein, je größer der Fluß iſt, deſto zahlreicher ſind auch ſeine Zuflüſſe und die Bäche, welche ihm die Waſſermaſſe zuführen. Es hält ſchwer, den Hauptſtrom feſt im Auge zu behalten und ſich nicht durch Nebenflüſſe, welche kräftig herzuſtrömen, von der Richtung abbringen zu laſſen.

Bei der Erforſchung der eigenen Geſchichte und der der Nachbarvölker mußte der Menſch gar bald auf die Frage verfallen, wo ſeine Vorfahren denn eigentlich hergekommen, ob ſie dem Lande, das er eben beſitzt, ſelbſt der Erde entſproſſen oder ob ſie aus der Fremde herzugekommen. Wirkliche Urkunden reichen natürlich bis in dieſe Zeit der Anfänge nicht hinauf und ſo ſtößt der Forſcher allüberall bei dieſer Frage auf die Sage.

Die Sage aber iſt zwiefacher Art. Einmal berichtet ſie uns, die Menſchen ſeien aus der Erde entſtanden, dann ſie ſeien aus einem fernen Lande herbeigekommen und eingewandert. Die Sage von der Entſtehung der Menſchen im Lande finden wir bei den Eskimos, den Sibiriern, den Amerikanern, den Negern, auch bei den alten Germanen. Die andere Sage von der Herkunft aus der Ferne und zwar aus Oſten kommt vor bei den alten Aegyptern, den Karthagern, den Griechen, den alten Germanen und Scandinaviern und bei den Azteken.

Bei allen Völkern, welche die Sage von der Herkunft aus Oſten beſitzen, bemerken wir eine aus verſchiedenen

Elementen gemiſchte Bevölkerung. Die groſse Maſſe der Nation, das ſogenannte gemeine Volk ſteht geiſtig wie körperlich auf einer niedern Stufe als die Claſſe der Herrſchenden, die bald als Kriegsadel, wie bei den Germanen, bald als Prieſterſchaft, meiſt aber als beides zuſammen wie im alten Aegypten und im Aztekenreiche erſcheint. So finden wir in den Inſeln der Südſee eine dunkelgefärbte, ſehr willenloſe Volksmaſſe, welche durch lichthäutige, körperlich ſehr entwickelte, übermüthige und kühne Häuptlinge beherrſcht wird. Auf Borneo und Ceylon haben wir ähnliche Erſcheinungen. In Aegypten, in Peru und Merico waren die Herrſcher ebenfalls von weiſser Farbe und aus der Fremde hereingekommen, ja wir haben in Europa noch jetzt eine ähnliche Erſcheinung, obſchon dieſer Erdtheil bereits ſeit Jahrtauſend durch immer erneuete Zuſtrömung edler Schaaren von Oſten her erfüllt worden iſt. Der gemeine polniſche und ruſſiſche Leibeigene iſt von dem Koſaken, wie von ſeinem Edelmann eben ſo verſchieden wie ein Kalmyke von einem Römer, wenn Sie beide nach Körperbau, namentlich Kopfbildung und Hautfarbe, ſo wie nach der geiſtigen Anlage und Geſinnung näher vergleichen wollen. Beſonders auffallend tritt uns aber dieſer Unterſchied der Herrſchenden und der Beherrſchten in den ägyptiſchen Monumenten entgegen. Betrachten

Sie mit mir die ersten Tafeln der historischen Abtheilung des Rosellini'schen Prachtwerkes, welche die Portraits der ägyptischen Könige und deren Gemahlinnen enthalten, so werden Sie hier die schönsten kaukasischen Gesichtsformen bemerken, welche im grellen Gegensatz zu den Negergesichtern stehen, wie Sie z. B. bei den Gefangenen aus Oberäthiopien in den Triumphzügen, bei den Sclaven bemerken, die den heutigen westlichen und südlichen Negern vollkommen gleichen.

Dieser Art sind die Erscheinungen bei den Völkern gemischter Herkunft, welche die Mehrzahl der heutigen Bevölkerung der Erdoberfläche ausmachen. Allein wir finden auch heute noch genug Völkerschaften auf Erden, welche in ursprünglicher Reinheit sich erhalten haben. Ich nenne Ihnen vorläufig nur die Buschmänner von Südafrika, die Neger von Loanda und Benguela, die Bewohner der Südspitzen von Amerika, die Polarvölker von Asien und Amerika, die Bewohner der südamerikanischen Urwälder. Diese Völkerschaften finden sich in den abgelegensten Theilen der Erde, an den äußersten Rändern der Continente, selbst in Australien, so wie im Innern oder Urwälder. Sie wurden erst in neuer und in neuster Zeit von unseren unermüdlichen Reisenden entdeckt und der genaueren Betrachtung dargeboten. Die Individuen dieser Männer zeigen in körperlicher, wie in

geiſtiger Hinſicht eine merkwürdige Uebereinſtimmung. Die Verſchiedenheiten, die ſich finden, ſind im Allgemeinen nur klimatiſchen Einwirkungen zuzuſchreiben, ſo zwar, daß der Neger an den Nordpol verſetzt, allmälig erbleichen, der Eskimo aber unter dem Aequator bräunen würde. Körperbau, namentlich Kopfbildung, vor Allem aber die Seelenbeſchaffenheit ſind beiden gemeinſam, ſo wie denn auch der geſellſchaftliche Zuſtand, die religiöſen Ideen und das, was wir Cultur nennen, dieſer beiden Volksſtämme ſich ſehr ähnlich iſt, wie ich Ihnen ſpäterhin aus einander ſetzen werde.

Endlich aber finden wir in den Hochgebürgen von Aſien, namentlich im Kaukaſus, wohin alle Sagen der Herrſchenden als auf einen gemeinſchaftlichen Ausgangspunct hindeuten, Volksſtämme, welche den Gegenſatz zu jenen niedriger organiſirten Menſchenarten ſind. Ihre ſchlanken, edlen Figuren, ihre Phyſiognomien, die denjenigen gleichen, welche die europäiſche, wie die ägyptiſche und indiſche Kunſt den Göttern gab, vor Allem aber ihre geiſtige und ſittliche Kraft, ihre erhabene Geſinnung — bezeichnen ſie als die gebornen Herren der Erde.

Dieſe Thatſachen, meine verehrte Freundin, die ich Jahre lang verfolgte und zu ergänzen ſtrebte, brachten mich zu der Anſicht, daß die geſammte

Menſchheit urſprünglich aus zwei Hauptarten beſtehe, deren eine ich die paſſive, deren andere ich die active genannt habe. Die paſſive Raſſe finden wir in allen Erdtheilen unter allen Zonen eben ſo allgemein verbreitet, wie die grüne Raſendecke. Die active Raſſe dagegen iſt heimiſch in den Hochgebürgen Vorderaſiens, von wo aus ſie herabſtieg in die Ebenen nach jeder Richtung und bis Neuſeeland und in die Mandſchurei, bis nach den canariſchen und britiſchen Inſeln und Island vorgedrungen iſt.

Die Geſchichte der Menſchheit hat nun aber die Aufgabe, nachzuweiſen, welche Formen des häuslichen wie des öffentlichen Lebens, welche religiöſen, künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Erſcheinungen die gegenſeitige Einwirkung paſſiver und activer Menſchenraſſe hervorgebracht hat. Sie hat ferner nachzuweiſen, wie ſich die Natur dazu verhält, welche Hülfsmittel ſie dem Menſchen darbietet, welche Hemmniſſe ſie ihm in den Weg legt.

Um nun aber eine genauere Einſicht in den Gang der Geſchichte zu erlangen, iſt uns zuvörderſt eine nähere Kenntniß der Natur, namentlich der atmoſphäriſchen Kräfte und ihrer Erſcheinungsformen, dann der Naturkörper im Ganzen, wie der Gebürge, der Gewäſſer, dann auch im Einzelnen nach den drei

Reichen nothwendig. Denn eine nähere Kenntniß des Schauplages iſt zum Verſtändniß der Ereigniſſe vorzugsweiſe nothwendig. Ich darf dieſe Kenntniß bei Ihnen, verehrte Freundin, vorausſetzen und verweiſe Sie überdem auf die Einleitung zu meiner Culturgeſchichte, die den größten Theil des erſten Bandes derſelben ausfüllt. Dagegen muß ich Sie erſuchen, Sich anzuſchicken, mit mir den Menſchen ſelbſt näher zu betrachten, und zwar nicht etwa nach Art unſerer Phrenologen nur den fleiſchloſen Schädel, der ja doch von dem lebendigen Menſchen keine deutlichere Idee giebt als die Scheide eines Schwertes von der Klinge und dem Griffe deſſelben. Dieſe Betrachtung der Schwert- oder Dolchſcheide lehrt uns zwar, ob die Waffe, deren Hülle ſie war, lang oder kurz, krumm oder gerade, zweiſchneidig oder dreiſchneidig, breit oder ſchlank geweſen; allein was doch die Hauptſache, ob ſie ſcharf oder ſtumpf, von gutem Damascener Stahl oder ſchlechtem Negereiſen, ob ihr Heft von Holz oder von Nephrit, — das kann ſie uns nimmer offenbaren.

Wir werden alſo bei weitem ſicherer gehen, wenn wir die verſchiedenen Abarten der beiden Menſchenraſſen nicht allein nach ihrer Kopfbildung, ſondern zunächſt nach ihrer körperlichen Beſchaffenheit, dann aber vorzugsweiſe nach ihren Seelenzuſtänden, gei-

stigen Kräften und Anlagen näher betrachten, um endlich die Stelle auszumitteln, welche sie in der Stufenfolge der Culturzustände einnehmen.

Suchen wir nun die niedrigsten Stufen menschlicher Cultur auf, und verfolgen wir die Entwickelung der verschiedenen Zustände des Familienlebens, die Anfänge des Staates, den Beginn der religiösen Ideen, der Kunst — so finden wir doch nirgend jenen geträumten Uebergang in die Thierheit, den einige Philosophen des vorigen Jahrhunderts nachzuweisen strebten. Wir finden den Menschen überall im Besitze des Feuers, der Sprache, der Waffen, des Schmuckes, selbst da, wo er, wie in den südafrikanischen Steinwüsten, allen Besitz fliehend gleich den Raubthieren umher irrt. Nie hat ein Urangutang sprechen gelernt, und was es mit der Sprache unserer Elstern, Staare und Papageien für eine Bewandtniß hat, brauche ich Ihnen nicht erst auseinander zu setzen.

Im Gegensatze zu der Stabilität der Naturproducte begegnet uns auf dem Gebiete der Menschheit und ihrer Entfaltung ein steter Wechsel, eine stete Veränderung; dieser findet im Leben einzelner Personen, wie ganzer Völker Statt. Wohl niemals macht ein Mensch genau denselben Lebenslauf, wie der andere, namentlich aber wiederholt sich niemals das Detail der Geschichte der einen Nation in der einer andern.

Wohl aber können wir die Geſchichte der verſchiedenartigen Völker mit den Erſcheinungen der verſchiedenen Perioden der Geſchichte der Erdoberfläche vergleichen, wenn Ihnen, meine verehrte Freundin, dadurch ein Anknüpfungspunct an die Natur ſich darbietet. Wenn wir annehmen, daß es in der Jetztwelt eine Urzeit gab, wo die neugeſchaffenen Menſchengeſchlechter je nach den beiden Hauptraſſen getrennt von einander und unberührt daſtanden, ſo war dieß gewiſſermaßen die Zeit, wo die Erde als glatte von der Atmoſphäre umhüllte Kugel, von dem innern Erdfeuer noch nicht durchbrochen im Weltenraume ſchwebte. Den Durchbruch des Bodens, die Bildung der Berggipfel und die Sammlung der Gewäſſer in große Baſſins würde den erſten Zügen activer Horden in die Ebenen vergleichbar ſeyn. Der Durchbruch der Baſſinwäſſer und die Bildung der Stromgebiete würde den erneuerten, erfolgreichern Zügen der activen Stämme entſprechen, ſo wie die Zeit der Rieſenfarren, dann der coloſſalen Thiere den Zeiten der Entſtehung cyclopiſcher und pyramidaler Bauten zur Seite geſtellt werden könnte.

Dritter Brief.

Ich habe es erwartet, daß meine Anſicht über die Gliederung der Menſchheit in zwei Raſſen, eine active und paſſive, Ihnen, meine verehrte Freundin, etwas Unheimliches, Fatales ſeyn werde. Vor Allem daher die Verſicherung, daß ich Sie unfehlbar als eines der würdigſten Mitglieder der activen Raſſe mit Freuden anerkenne, wie ich denn auch mich ſelbſt dazuzurechnen mir die Freiheit nehmen muß. Sie finden, wenn eine ſolche Gliederung wirklich beſteht, dieß als eine große Ungerechtigkeit; allein, bedenken Sie doch nur, daß, wenn Sie dieſes Factum eine Ungerechtigkeit nennen, Sie auch eine ſolche darin finden müſſen, daß der Schöpfer den Tiger ſtärker als die Antilope, den Wolf ſtärker als das Lamm geſchaffen hat. Ja, theure Freundin, dann müſſen wir andern ja klagen, daß er uns nicht zu Ariſtoteleſſen, Homeren, Cäſarn, Luthern, Napoleonen, Shakſpearen, Goethen geſchaffen. Damit kommen wir nicht fort. Schlimmer iſt der Einwurf, den uns die Herren Philanthropen und membres of the society of antislavery machen würden, der nämlich, daß wir der Sclaverei der Neger das Wort reden, oder unſerer Ultraliberalen, welche uns beſchuldigen dürften, wir ſeyen Vertheidiger der Vorrechte des Adels.

Hier aber handelt es sich gar nicht um ein Für oder Wider. Hier handelt es sich bloß um die einfache Darlegung einer historischen Thatsache, und das ist diese: auf den Hochgebürgen Asiens leben Völker, welche in Gestalt, in Seelenkraft anderen überlegen sind, welche in den Binnenländern der andern Continente wohnen. Sie haben diese passiven Völker überfallen, unterjocht, erzogen und im Verkehr mit denselben, durch Weckung und Anwendung ihrer Kräfte die Cultur geweckt und entwickelt, deren Anfänge wir in der Südsee, auf den canarischen Inseln, deren Fortschritte wir in Aegypten und Merico erblicken.

Indessen, meine verehrte Freundin, ich hoffe noch mehrfache Gelegenheit zu haben, Ihnen dieß Alles wie sich gebührt offen darzulegen und deutlich zu machen. Wenden wir uns nunmehro ohne weitere Bemerkungen zur nähern Betrachtung der passiven Menschenrasse.

Wir finden die passive Menschenrasse unter allen Zonen heimisch auf der ganzen Erde, so weit sie überhaupt Pflanzen und Thieren zur Heimath dient, in der Polarzone des Nordens, wie unter dem Aequator, an den sterilen Küsten Feuerlands und Californiens, wie in den üppigen Urwäldern von Amerika und Borneo.

Die körperliche Beschaffenheit der passiven Men-

ſchenraſſe zeigt im Allgemeinen etwa folgende Merkmale. Die Körper ihrer Mitglieder überſchreiten ſelten die Mittelgröße, ja ſie ſind ſogar unter derſelben, wo climatiſche Einflüſſe ihrer Entwickelung entgegentreten. So fand Lichtenſtedt die Buſchmänner ſehr klein und verkümmert, ſo erſcheinen einige Neger auf den ägyptiſchen Denkmälern mit ſehr dürftig ausgeſtatteter Musculatur und erinnern an die Neuholländer, ſo ſind die Polarnomaden, die Samojeden, Lappen und Eskimos ſehr klein und unanſehnlich. Bei den meiſten reinpaſſiven Völkern finden wir einen kurzen Hals und ſchmale Schultern. Die Kalmyken wie die Neger haben gekrümmte Schienbeine, ja die letztern zeigen ſo vorſtehende Ferſen, daß ein neurer engliſcher Schriftſteller ſie ſehr treffend mit einem Borſtbeſen verglichen hat. Bemerkenswerth iſt es, daß die Füße der paſſiven Stämme nicht die hohe Spanne zeigen, wie die der activen, ſondern daß ſie meiſt platt ſind, wie etwa die der Gänſe.

Vorzüglich auffallend aber iſt bei allen paſſiven Stämmen die Bildung des Schädels, die auf den niedern Stufen, z. B. bei den Auſtraliern, einigen Negern den Formen der Schlangen und Tiger nahe kommen. Auch unter den von Morton (crania americana) mitgetheilten Schädeln kommt dieſe Form vor, die auch bei den Kalmyken nicht ſelten iſt. Die

Stirn erſcheint dann ſchmal und niedrig, die Wangenknochen treten ſtark hervor, die Augen ſind meiſt ſchief geſtellt, wie bei den Mongolen und einigen Südamerikanern, oder liegen doch klein und tief im Kopfe wie bei den Negern. Der Mund iſt groß und die Zähne vortrefflich, das Kinn aber iſt klein und tritt ſehr zurück. Sie erinnern Sich an die abſchreckenden Phyſiognomien der Auſtralier in Perons und in Freycinets Reiſen, ſo wie an den Abguß eines Negerkopfes, den meine Sammlung bewahrt. Die Naſe der paſſiven Raſſe iſt meiſt kurz, wie wir beſonders an den Eskimos in Nordoſtaſien, bei den Negern, vor allem aber bei den Buſchmännern bemerken, von denen Lichtenſtein erzählt, daß ſie ſich einen Biſſen am Munde abſchneiden können, ohne ihre Naſen irgend einer Gefahr auszuſetzen. Ich erinnere Sie ferner an die kleinen Stumpfnaſen der Kalmyken, Mongolen, Tunguſen und aller jenen Nationen Sibiriens, die der paſſiven Raſſe angehören. Eine merkwürdige Ausnahme machen jene coloſſalen Naſen, die wir auf den altamerikaniſchen Denkmälern antreffen, die in den Werken von Alexander von Humboldt, du Pair, Morton und Kingsborough abgebildet ſind. Auch viele, ja die meiſten noch vorhandenen nordamerikaniſchen Jägerſtämme der Gegenwart zeigen jene Adlernaſen in den übrigens ſehr paſſiven

Gesichtern, wie Sie Sich aus dem prachtvollen Atlas zu des Prinzen Maximilian von Wied Reise erinnern werden.

Das Haar der passiven Stämme ist in der Regel schwarz, schlicht, stark und grob, dem Pferdehaar ähnlich. Die Neger machen eine Ausnahme davon; sie tragen anstatt des Haares eine kurze, krause, grobe Wolle auf dem Schädel. Der Bart ist im Allgemeinen bei allen passiven Stämmen sehr schwach, so daß frühere Reisende die Annahme verbreiten konnten, er fehle den Amerikanern und Mongolen gänzlich.

Die Haut der passiven Menschen ist, selbst in der Polarzone, stets farbig. Bei den Eskimos, Grönländern, Lappen, Samojeden, Tschukschen und Mongolen ist die Hautfarbe theils aschfarben, theils gelblich; die Hautfarbe der amerikanischen Stämme wechselt vom zartesten Rothbraun, in allen Nüancen zu gelb bis ins tiefe Schwarzbraun der Caraiben. Man hat die amerikanischen Indianer mit Bronzestatuen verglichen. Die Hautfarbe der beherrschten Classe auf den Inseln der Südsee ist dunkelbraun, die der Neger theils von der Farbe eines mit Wasserblei angestrichnen Ofens, theils dunkelcastanienbraun. Die Lippen haben einen mehr ins Violette übergehenden Ton und es sieht seltsam aus, wenn ein Neger den Mund öffnet und das Elfenbeinweiß der Zähne und die

Rosenfarbe des Zahnfleisches und der Zunge sichtbar wird. Man hat bemerkt, daß Neger, Amerikaner und Kalmyken niemals erröthen.

Die Sinneswerkzeuge, wie Gesicht, Gehör und Geruch sind in außerordentlicher Stärke vorhanden, minder entwickelt erscheinen Geschmack und Gefühl. Man hat bemerkt, daß Neger wie Amerikaner mit außerordentlicher Gleichgültigkeit körperliche Schmerzen ertragen, ohne daß gerade eine besondere moralische Kraft ihnen dabei zu Hülfe gekommen wäre. Was den Geschmack anbetrifft, so geben die verfaulten Fische, die überpicanten Seehundsgerichte, die Cawatränke, die Pfeffertöpfe und alle jenen Gerichte der Neger, Eskimos, Botocuden, Arowaken u. a. passiver Stämme ein genügendes Zeugniß von der geringen Entwickelung dieses Sinnes ab.

Die passive Rasse ist mit den niedern Organen der Seele vortrefflich ausgerüstet. Das Gedächtniß, sofern es namentlich durch äußerliche Erscheinungen unterstützt wird, ist bei allen diesen Stämmen bewunderungswürdig. Es ist dem Europäer unbegreiflich, mit welcher Sicherheit z. B. ein Botocude oder Camacan sich durch das Pflanzenchaos der Urwälder, oder ein Kalmyke und Nordamerikaner durch die öde, baumlose Wüste der Steppen und Prairien findet. Aber weder der Botocude noch der Kalmyke weiß, wie

viele Sommer oder Winter er durchlebt hat, und er ist nicht im Stande, eine Zahl zu merken, welche die seiner Finger überschreitet. Merkwürdige Ereignisse merken diese Völker nur dann, wenn irgend ein äußerlicher, sichtbarer Gegenstand, ein Stein, ein Felsen, ein Baum ihrem Gedächtniß zu Hülfe kommt, aber die Zeit, die für sie ohnehin weder Werth noch Bedeutung hat, wissen sie nicht zu bezeichnen. „Es ist schon lange her", das ist ihre ganze Zeitbestimmung.

In Dingen, welche sich auf Befriedigung der körperlichen Bedürfnisse beziehen, entwickelt die passive Rasse einen außerordentlichen Scharfsinn, der sich am glänzendsten bei Jagd und Fischfang bewährt. Ein umgebogenes Blatt, ein geknickter Grashalm, ein gewendeter Stein, ein entfallenes Haar, eine Feder leiten den wilden Jäger mit größter Sicherheit durch Wälder, Felsen, Flüsse, Wüsten auf die Spur des Wildes; ein Ton, ein noch so leises Geräusch lassen ihn die Richtung erkennen, der er folgen muß, um zu seinem Ziele zu gelangen. Der Botocude, wie der Eskimo, der Assiniboin wie der Kalmyke ist als Jäger der scharfsichtigste, ausdauerndste und schlaueste Mensch. Während dieser Beschäftigung sind alle seine Sinne, alle seine Seelenkräfte auf einen Punct concentrirt. Er erblickt sein Wild und in demselben

Augenblick ist sein Bogen gespannt, der Pfeil fliegt, ohne das Ziel jemals zu fehlen.

Sind diese Geschäfte vorüber, ist sein Bedürfniß, seine Leidenschaft befriedigt, dann schläft er mit Leib und Seele und er ist dann so that- und gedankenlos, wie sein abgespannter Bogen, wie sein am Boden liegender Pfeil. Er verbringt dann die für ihn werthlose Zeit in einem dumpfen Hinbrüten, welches er für seine größte Seligkeit hält, denn er lebt nur in der Gegenwart. Ein nordamerikanischer Indianer sagte zu einem Engländer, der sich lange bei seinem Stamme aufgehalten: „Ach mein Bruder, du wirst nie, wie wir, das Glück kennen lernen, nichts zu denken und nichts zu thun; dieß ist nächst dem Schlafe das Allerentzückendste. So waren wir vor unserer Geburt, so werden wir nach dem Tode seyn." Und so denken alle passive Völker, der Neger wie der Kalmyke, der Eskimo wie der Lappe, der Buschmann wie der Californier.

Diese Trägheit und Indolenz offenbart sich namentlich, wenn der wißbegierige Europäer diese Leute nach ihren Erlebnissen, ihren Sitten, ihren Ansichten fragt oder sich nach ihrer Sprache erkundigt. Wenn es irgend die Fragestellung gestattet, so antworten sie zu Allem: Ja, so ist es. Auf einen Einwurf erwidern sie: es könnte auch so seyn. Im Nothfalle

ſuchen ſie auch durch offenbare Lügen ſich von dem läſtigen Frager loszumachen.

Indeſſen bemerken wir auch hier, wie in der körperlichen Beſchaffenheit, gewiſſe Abſtufungen unter den paſſiven Nationen, deren Grund vornehmlich in dem Clima zu ſuchen ſcheint. So ſind z. B. die Grönländer und Eskimos bei weitem geiſtig regſamer als die Bewohner der Urwälder von Amerika oder die Neger. Das rauhe Clima zwingt den Polarmenſchen, für ſolidere Nahrung, für warme Kleidung und Wohnung, und um ſich dieſe zu verſchaffen, für tüchtigere Werkzeuge zu ſorgen. Der mehr als die Hälfte des Jahres andauernde Winter, der nie ausbleibt, wie die Erfahrung lehrt, nöthigt den Polarmenſchen, ſich Vorräthe von Nahrungsmitteln, von Kleiderſtoffen zu ſammeln. Der Botocude findet zu jeder Zeit in ſeinem Urwald ein Obdach gegen Regen und jagdbare Thiere; er bedarf nichts als einer Art, die er aus einem Steine herſtellt, und eines Bogens mit den nöthigen Pfeilen. Der Grönländer muß ſich eine Winterhütte bauen, ehe der Froſt eintritt, er muß Felle und Fleiſch anſchaffen, ehe die Seeküſte einfriert. So iſt er genöthigt, an die Zukunft zu denken, was der Bewohner der Tropenländer nicht nöthig hat und daher auch nicht thut. Der Feuerländer und der Californier, deſſen Vaterland zu den

rauheſten Strichen der Erde gehört, wird doch niemals ſo gänzlich durch das Clima von aller Vegetation, von allen Thieren abgeſchnitten, wie der Eskimo. Er ſetzt daher ſeine abgehärtete Haut dem Unwetter entgegen und trotzt dem Mangel, für den er ſich, wenn er Gelegenheit hat, durch gränzenloſe Unmäßigkeit entſchädigt. Der Eskimo arbeitet nicht allein ſeine Kleider und Geräthe, Waffen und Hütten weit beſſer als die tropiſchen Wilden, ſondern auch ſeine häusliche Einrichtung zeugt von Nachdenken und ſorgfältiger Benutzung der Erfahrung. Dieſes erweckte Nachdenken hat demnächſt zur Folge eine freundlichere Geſtaltung der geſelligen Verhältniſſe, dann aber auch die Erweckung zu religiöſen Ideen, die Ausbildung religiöſer Sagen, die wir vergebens bei Botocuden, Feuerländern, Californiern und Buſchmännern ſuchen. Daher kommt es, daß alle Polarvölker bei weitem mehr geiſtig erweckt ſind, als die der Tropenländer, deren entnervende Hitze ſelbſt auf den Europäer einen verderblichen Einfluß ausübt.

Die gemüthlichen Eigenſchaften der paſſiven Raſſe ſind nach den verſchiedenen Culturſtufen, auf denen ſie ſtehen, auch mehr oder minder entwickelt. Die Buſchmänner kennen nicht einmal die Anhänglichkeit der Gatten. Sie ſchweifen einzeln wie das Wild in ihren Wüſten umher und die Mutter behält ihr

Kind nicht länger als die Hirschkuh ihr Junges. Sobald der junge Buschmann sich Pfeil und Bogen selbst fertigen kann, wird er ganz selbständig. Er sucht sich dann eine Frau, die aber keineswegs an ihn gebunden ist oder die ihm wohl auch ein stärkerer wegnehmen kann. Aehnliche Verhältnisse finden wir bei den Pescherähs und Californiern. Festere eheliche Bande kommen bei den Negern, den Caraiben u. a. amerikanischen Völkerschaften, den Polarstämmen und bei den Kalmyken vor, obschon auch hier die Frau überall das erste Lastthier, die unterjochte Magd des Mannes ist. Ihr ist alle Arbeit aufgebürdet, die sich auf Bereitung der Nahrung, der Kleidung, der Wohnstätte bezieht. Der Mann fertigt die Jagdwaffen und erlegt das Wild, alle übrige Arbeit ist Sache der Weiber. Die Stellung der Frauen aber in der Familie bezeichnet am deutlichsten den Standpunct eines Volksstammes.

Die Gefühle der Liebe, der Freundschaft, der Ehre und der Schande, der Dankbarkeit, des Mitleids sind bei den passiven Völkern um so weniger entwickelt, je tiefer sie stehen. Amerikaner und Kalmyken erröthen nicht, wenn sie auf einer Lüge oder einer schmachvollen Handlung ertappt werden. Dagegen finden wir bei den Eskimos und Grönländern

ein lebendigeres Ehrgefühl, das bei den nördlichen Amerikanern sogar als Ehrgeiz auftritt.

Eine merkwürdige Erscheinung bei den passiven Völkern ist eine eigenthümliche Muthlosigkeit, welche plötzlich eintritt, wenn sie von irgend einem ihnen fremdartigen Gegenstande erschreckt werden. Kriegerischer Muth geht den passiven Stämmen, wo sie rein und unvermischt leben, gänzlich ab. Die Lappländer wie die Samojeden und Grönländer sind eben so feig, wie die Neger. Als im letzten Kriege zwei englische Briggs vor Hammerfest in Norwegen erschienen, wurden einige Lappen zur Bedienung einer Kanone angestellt. Der erste Schuß, der abgefeuert wurde, versetzte sie in einen panischen Schrecken, beim zweiten verließen sie sogleich ihren Posten, und als der dritte erklang, waren sie schon alle davon gelaufen. Die Negergefechte gleichen einer förmlichen Harlekinade, obschon diese Krieger, wenn sie durch die Uebermacht oder andere Zufälle siegen, die gräßlichsten Grausamkeiten begehen. Die höhere Cultur der Nordamerikaner spricht sich auch in der Tapferkeit aus, mit der sie dem Feinde entgegentreten und seine Angriffe aushalten.

Der geistige Grundzug aller passiven Völker ist eine gränzenlose Trägheit, ein standhaftes Streben nach Ruhe, das nur zuweilen durch das Erwachen

der Leidenſchaft auf kurze Zeit unterbrochen wird, worauf eine Abſpannung, geiſtiger wie leiblicher Schlaf allgewaltig aufs Neue eintritt. Die Leidenſchaft regt den Scharfſinn, das Gedächtniß, die Willenskraft, den Muth auf kurze Zeit an. Dieſe Kräfte aber ruhen noch ungegliedert und bewußtlos in der Seele dieſer Menſchen.

Die paſſiven Völker aber beſitzen dennoch alle Eigenſchaften, welche den Menſchen vor den Thieren auszeichnen; ſie haben außer der menſchlichen Geſtalt alleſammt eine articulirte Sprache, ſie haben eine Kleidung, oder wo das Clima dieſelbe entbehrlich macht, doch wenigſtens das Beſtreben, durch Schmuck ihre Geſtalt zu verſchönern, ſie erzeugen und benutzen das Feuer, was keins der Thiere vermag, ſie fertigen ſich, wo Flüſſe oder Seen ihren Lauf hemmen, Fahrzeuge, die wir ſchon bei den Auſtraliern und Peſcheräh und zwar aus zuſammengehefteten Rinden bemerken, ſie fertigen Waffen, Werkzeuge und Gefäße, ſie beſtatten endlich ihre Todten, wie ſie denn auch alleſammt eine Ahnung überirdiſcher, höherer Weſen beſitzen, was gleichermaßen den Menſchen von dem Thiere unterſcheidet.

Vierter Brief.

Fahren wir fort, meine verehrte Freundin, die Zuſtände der paſſiven Völker näher zu betrachten, ſo bemerken wir als den niedrigſten Standpunct den der Jäger und Fiſcher, d. h. mit andern Worten, auf den niedern Stufen entnimmt der Menſch ſeine Nahrung vorzugsweiſe dem Thierreiche. Auch die activen Völker verharren da, wo ſie durch keine Gränzen eingeengt ſind, lange Zeit in dem Zuſtande des Jägerlebens, aus welchem allgemach ein Uebergang in das Hirtenleben Statt findet, wie wir ſpäter im Verlauf unſerer Betrachtung näher nachgewieſen finden. Das erſte Bedürfniß des Menſchen, das der Nahrung, bringt die erſten Geräthſchaften hervor, namentlich die Waffen zur Jagd, die wir daher auch auf den niedrigſten Culturſtufen finden. Die Buſchmänner bedienen ſich einer Art Pfeile, die überaus ſinnreich eingerichtet und an der Spitze vergiftet ſind. Dadurch wird es ihnen möglich, auch große Thiere, die ihnen an Kraft und Gewandtheit überlegen ſind, zu tödten. Die Auſtralier ſchleudern ihre langen Lanzen mit einem Wurfbret fort, das ſehr ſinnreich eingerichtet iſt. Vor allem aber zeichnen ſich die Grönländer und Eskimos durch die Zweckmäßigkeit ihrer Waffen wie ihrer ganzen häuslichen Einrichtung aus.

Wie vortrefflich sind nicht ihre Lanzen und Wurfspieße aus den festen Zähnen und Knochen der großen Walen gearbeitet, wie tüchtig ist die Arbeit; wie dauerhaft, zierlich und leicht sind nicht die einmännischen Kähne, die Kajak, wie die Transportschiffe, deren Modelle Sie in meiner Sammlung gesehen haben! Wie zweckmäßig sind nicht die Kleidungsstücke, die Sommer- und Winterhütten eingerichtet! Der Grönländer bewegt sich in einem Clima, wo der Europäer mit seinen eignen Hülfsmitteln ein jammervolles Leben führt, wie es Capitain Roß mit so ergreifenden Zügen schildert, ganz behaglich und hält sein Volk nicht allein für das klügste, sondern auch für das glücklichste, sein Land für das herrlichste aller Länder auf Erden.

Nicht minder sinnreich und zweckmäßig sind die Geschosse der Bewohner der Urwälder von Südamerika, die auf den niedrigeren Stufen der Cultur noch jetzt verharren. Wie trefflich geschnitzt und geglättet sind nicht jene langen Bogen aus dunklem festen Holz, wie sauber ist die Arbeit an den Pfeilen, wie fest sind nicht die Federn mit dem Schaft verbunden. Da diesen Leuten Metalle gar nicht, Steine nur selten zugänglich sind, so ist die Klinge dieser Pfeile aus einem Schilfrohre geschnitten und geschliffen, dessen Rinde sehr kieselhaltig ist. Sie kennen die ge-

flochtenen Taschen, so wie die Federkragen und Mützen dieser Kinder der Natur, und haben oft bewundert, wie genau und dauerhaft diese Arbeiten ausgeführt sind. Und dennoch ist diese Federarbeit nicht etwa in Folge des Bedürfnisses, sondern nur aus Freude am Schmuck entstanden, die allen Menschen angeboren ist und den wir daher auf allen Culturstufen antreffen. Die Botocuden und alle anderen Amerikaner bemalen sich deßhalb die Haut mit den seltsamsten Mustern; dasselbe thun auch die Neger; ja die Hottentotten bekleiden sich förmlich mit einem Ueberzug von Talg, Kuhmist und Asche. Die Eskimos und die Polarnomaden tatowiren sich, wie denn auch die Australier sich durch eingeschnittene Narben und durch Bemalung mit bunten Erden auszuschmücken suchen. Das Durchbohren der Ohrlappen, der Nasenwände, der Lippen finden wir in den Tropen wie in der Polarzone. Steine, Muscheln, Zähne, Knochen, Federn, Blumen, Hölzer und andere geeignete Gegenstände werden sowohl von den Eskimos als von den Negern und Amerikanern in diese Oeffnungen gesteckt, und je weiter der Fortschritt dieser Stämme gediehen ist, desto überladener ist dieser Schmuck, welchen erst eine höhere Cultur in die gehörigen Gränzen einschränkt.

In allen Dingen, welche sich auf die Befriedigung der körperlichen Bedürfnisse beziehen, finden wir die

paſſiven Nationen in einer dem Clima und den Landesproducten überaus angemeſſenen Weiſe eingerichtet. Sorgfältig benutzen ſie die von der Natur dargebotenen Hülfsmittel dazu; ſie ſammeln die Geſchiebe und fertigen daraus, indem ſie dieſelben zuſchleifen, ihre Aexte und Meſſer, Pfeil- und Lanzenſpitzen. Sie haben, meine verehrte Freundin, in meiner Sammlung die merkwürdigen Geſchiebe ſowohl, als auch die ſteinernen Klingen, ſo wie die damit bewehrten Aexte geſehen, wie ſie auf den verſchiedenen Puncten der Erde vorkommen. Sie haben vornehmlich die Trefflichkeit des Flechtwerkes, womit der Stein an den hölzernen Stiel befeſtigt worden, bewundert. Mit unendlicher Mühe bohren die Amerikaner kleine Steine, Thierzähne, Muſcheln, um ſich Halsgehänge daraus zu fertigen. Den Thon und Lehm, welcher in größern Lagern hie und da am Fuße der Gebürge vorkommt, benutzen die paſſiven Nationen überall, um Gefäße daraus zu bereiten, die ſie am Feuer brennen und wie die Afrikaner mit Metalloxyden oder wie die Amerikaner mit Harzen und Pflanzenfarben bemalen. Nächſtdem benutzen ſie da, wo dieſer Thon fehlt, die weicheren Steinarten, namentlich den Talkſtein in der Polarzone und die hartſchaligen Pflanzen, wie in Südamerika, zu Gefäßen. Die Kaffern und Eskimos fertigen aus Thiergehörnen, die Hottentotten aus Holz,

die Neger und Amerikaner aus Pflanzenfasern gar zierliche Gefäße, in deren Formen eine große Mannichfaltigkeit herrscht.

Die Erscheinungen des Familienlebens sind bei den passiven Völkern in jeder Beziehung sehr entwickelt und namentlich ist es der letzte Act des menschlichen Daseyns, die Bestattung der Todten, dem sie eine um so größere Aufmerksamkeit zuwenden, je größere Cultur sie erlangt haben. Man weiß allerdings nichts über die Art und Weise, wie die Buschmänner ihre Todten bestatten, und die Gebeine und Schädel, welche unbegraben in ihrer wüsten Heimath sich vorfinden, lassen vermuthen, daß auch hierin jene Roheit herrscht, die in ihrem übrigen Leben hervortritt. Die Californier und Australier begraben ihre Todten an dem Orte, wo sie gestorben. Die Amerikaner des Südens haben dieselbe Sitte. Größere Sorgfalt verwenden die Nordamerikaner, die den Todten in Felle wickeln, auf Stangengerüste oder in die Zweige der Bäume setzen und die Verwesung des Fleisches abwarten. Die übrigbleibenden Gebeine werden sodann nach längerer Zeit von der Familie gesammelt und aufbewahrt. Ja, es giebt unter den nordamerikanischen Indiern Stämme, welche bereits gemeinsame Begräbnißplätze haben, in denen wir die ersten Anfänge der Nationalversammlungsplätze anerkennen müssen. Es sind diese Begräbniß-

plätze Vereinigungspuncte verwandter Stämme, wo sie zu gewissen Zeiten sich einfinden und durch allerlei Spiele oder Uebungen das Gedächtniß der Verstorbenen feiern.

Suchen wir nun aber auch die Anfänge des öffentlichen Lebens bei den passiven Stämmen auf, so werden wir, meine verehrte Freundin, nirgend eine größere und lange Zeit andauernde Verbindung mehrerer Stämme zu einem, sich seiner Einheit bewußten Volke finden. Es ist charakteristisch für die passive Rasse, daß sie nur familien- oder verwandtschaftweise beisammenwohnt oder miteinander umherzieht. Ein Nationalbewußtsein, wie wir dasselbe bei den Beduinen, den Tscherkessen, den Mongolen finden, treffen wir niemals bei ihnen an. Jeder Stamm lebt für sich und trennt sich, wenn er zu bedeutender Masse anwächst, in mehrere kleine ab. Lassen Sie uns, verehrte Freundin, diese interessante Erscheinung näher ins Auge fassen.

Die ursprünglichen, die niedrigsten Stufen der passiven Menschenrasse sind ohnstreitig die des Jäger- und Fischerlebens, wie wir diese an den entlegensten Rändern der Continente antreffen. Diese wilden Fischer ziehen mit ihren Waffen, welche ihre einzigen Habseligkeiten ausmachen, in kleinen Familien von einem Jagdrevier zum andern. Sie halten da, wo sie Beute gemacht, bereiten das Erlegte, und nachdem sie sich

daran geſättigt, ruhen ſie auf demſelben Platze, den das Feuer ausgewärmt, von der Arbeit und dem Genuſſe aus. Da der Aelteſte gemeiniglich derjenige iſt, der den Zug des Wildes oder der Fiſche am genaueſten kennt, die Gelegenheit des Landes am ſicherſten weiß, ſo iſt dieſer der Führer und Ordner dieſer ſteten Jagdzüge, welche durch große Ströme, Gebürge oder weite Wüſten begränzt werden. Innerhalb ſolcher natürlicher Gränzen können die paſſiven Jägerſtämme lange Zeit hindurch abgeſchloſſen beſtehen, da ihre Lebensweiſe ihrer Vermehrung nicht eben günſtig iſt. Die Auſtralier, Peſcheräh, Botocuden, Buſchmänner, Eskimos und Grönländer ſind keine zahlreichen Volksſtämme; namentlich läßt ſich von den Buſchmännern und Eskimos, die man nun bereits mehrere Jahrhunderte kennt und beobachtet hat, nachweiſen, daß ihre Anzahl ſich immer gleich geblieben, ohne daß beſondere Unfälle, Seuchen und dergleichen dem Anwachs ihrer Bevölkerung hinderlich geweſen ſind. Eine ähnliche Erſcheinung bieten die wilden Thiere, die ſich ja auch niemals ſo bedeutend vermehren, wie die Heerden der gezähmten, welche der Menſch um ſich verſammelt.

Das Haupt des Stammes tritt auch, wenn ſich in den Familien Streitigkeiten in Bezug auf den Beſitz von Waffen, Schmuckſachen, Nahrungsmitteln, Frauen und dergl. entſpinnen, als Schiedsrichter auf. Die

genannten Gegenstände sind die ältesten Besitzthümer der in einer Stammgenossenschaft zusammenlebenden Familienglieder. Wo weiter nicht bevölkerte Landstrecken vorhanden sind, welche das Wild in genügender Fülle beherbergen, wo es also dem einzelnen Menschen nicht an Gelegenheit fehlt, sich seine Nahrung, seine Lagerstätte zu verschaffen, da hat Grund und Boden so wenig Werth als die atmosphärische Luft in den bevölkertsten Ländern von Europa. Unter den an Individuen nicht zahlreichen Jäger- und Fischerstämmen herrscht daher auch in der Regel der tiefste Frieden, und die Reisenden bemerkten sehr selten Zank und Streit unter den Männern.

Erst wenn die Stämme zahlreicher werden und sich in mehrere Abtheilungen zertrennen oder auch wenn sie mit fremden Stämmen zusammentreffen, entfaltet sich die Idee vom Grundbesitz, vom Eigenthum am Lande. Es bilden sich dann gewisse Gränzen, Jagdgebiete, innerhalb deren ein jeder Stamm verweilt, um seine Nahrung zu erwerben und seine Todten zu bestatten. Man hat bemerkt, daß die wilden Jäger- und Fischerstämme ihre Gränzen sehr genau respectiren, da die Verletzung derselben die erste Ursache zum Kriege, d. h. zur gewaltsamen Unterbrechung des gewohnten Lebensganges und des höchsten Glückes, der thatlosen Ruhe ist. So lange also die wilden Jäger-

ſtämme ſich nicht ſehr vermehren, ſo lange ſie nicht durch Mangel an Wild, durch gewaltſame Naturereigniſſe, oder andere Urſachen aus ihrer Heimath getrieben werden, verharren ſie darin. Werden einzelne Individuen oder Trupps auf ihren Jagd- oder Fiſchereizügen verſchlagen, ſo finden ſie wohl gaſtliche Aufnahme; beleidigen ſie aber ihre Wirthe durch Diebſtahl an Nahrungsmitteln oder Geräthen oder entführen ſie gar eine Frau des Stammes in ihre Heimath, ſo iſt ein Angriff auf ihren Stamm von Seiten der Beleidigten die Folge.

Dieſe Erſcheinungen ſind aber bei den Stämmen ſelten, welche ſich lediglich von Jagd und Fiſchfang nähren. Man hat z. B. unter den Peſcheräh, Californiern, Eskimos und andern Polarvölkern keine ernſten Kriege bemerkt. Die verſchiedenen Stämme weichen ſich aus, machen einander Platz und vermeiden feindliche Reibungen.

Die nächſte Stufe vom Jägerleben aufwärts iſt die der Hirten. Sie wiſſen, meine verehrte Freundin, daß es mehrere Thierarten giebt, welche ein merkwürdiger Naturtrieb an die Perſon des Menſchen unwiderſtehlich anzieht. Es ſind dies in der Polarzone der Hund und das Rennthier, in den übrigen das Schwein und die Ziegen und Schafe — für die ſämmtlich die durch die menſchliche Verdauung veränderten Nahrungs-

ſtoffe den höchſten Reiz haben. Sie ſchaaren ſich willig um den Menſchen und erwachſen unter ſeiner Pflege zu zahlreichen Heerden. Der Uebergang zum Hirtenleben, den Sie Sich aber nicht als ein plötzlich eintretendes, abſichtliches Ereigniß vorſtellen dürfen, der im Gegentheil gar allmälig erfolgt, bringt mancherlei Veränderungen in dem Zuſtande der Geſellſchaft hervor.

Wenn in der Familie, in dem Stamme der Jägervölker der Aelteſte, der Erfahrenſte das meiſte Anſehen hat, ſo wird bei den Hirtenſtämmen der Wohlhabendſte auch der Angeſehenſte ſeyn. Bei übrigens gleichen Verhältniſſen iſt gemeiniglich der Aelteſte auch der Wohlhabendſte, da er im Laufe eines längeren Lebens auch mehr Zeit und Gelegenheit hatte, ſeine Erfahrung auf die Mehrung ſeines Beſitzthums zu verwenden, als der jüngere Mann, der vor kurzem erſt ſeine Laufbahn begann.

Der Jäger bedarf außer ſeinen Waffen und ſeinen geſunden Sinneswerkzeugen keines umfangreichen Beſitzes, ſein Lager findet er überall. Der Heerdenbeſitzer braucht eine Hütte, worin er mehrere Wochen verweilen und ſeine Geräthe aufbewahren muß, die bei weitem mannichfaltiger ſind als die wenigen Waffen, welche der Jäger gebraucht. Der Jäger bratet das Fleiſch des Wildes, welches er eben erlegt, auf der Stelle, der Nomade dagegen benutzt vorzugsweiſe die

Milch ſeiner Heerden und — wenn Sie mir einen Vergleich erlauben wollen, der Jäger iſt der Verſchwender des Capitals, das der Nomade ausleiht, um von den Zinſen deſſelben zu leben. Für dieſen Zweck aber bedarf der Nomade mehrfacher Geräthe, namentlich der Gefäße, worin er die Milch zu feſteren Stoffen, zu Butter, Käſe umwandelt. Das Fleiſch der überflüſſigen jungen Thiere oder der gefallenen, verunglückten alten wird ſo zubereitet, daß es ſich längere Zeit hält und einen erwünſchten Vorrath für die Zeiten des Mangels bildet. Aehnliche Erſcheinungen finden ſich allerdings bei den Jäger- und Fiſcherſtämmen der Polarzone, welche der die Beute verſagende Winter zu ähnlicher Vorſicht nöthigt.

Die Hirtenſtämme verharren in der Regel ſo lange bei ihrer Lebensweiſe, bis beſondere Unfälle, namentlich Viehſeuchen, kriegeriſche Anfälle ſie um die Quellen ihres Lebensunterhaltes bringen und ſie nöthigen, einen anderen Erwerb aufzuſuchen. So leben am nördlichen Ufer des ſchwarzen Meeres Kalmykenſtämme, die durch ähnliche Ereigniſſe genöthigt wurden, ihr Hirtenleben aufzugeben und vom Fiſchfang ſich zu nähren. Wo jedoch ſolche gewaltſame Ereigniſſe nicht ſtattfinden, beharren die Hirtenvölker Jahrtauſende lang in ihrem Zuſtande, wie denn überhaupt der Menſch ſich den Mittelſtufen der Cultur am ſchwerſten entreißt.

Die Hirtenvölker ſind in der Regel ſehr friedfertiger Natur, und wenn der Jäger, an das ſtete Morden gewöhnt, wilderen Sinnes iſt, ſo bleibt das friedliche Stillleben der Heerden gewiß nicht ohne Einfluß auf ihre Beſitzer. Das Haupt der Familie iſt der Vater, ſelbſt dann noch, wenn die Kinder herangewachſen ſind. Das Haupt der Horde oder der zuſammengehörigen Familien iſt der Vorſteher der älteſten Familie. Er berathet ſich mit den übrigen Familienhäuptern über die Angelegenheiten des ganzen Stammes, doch iſt ſeine Stimme die entſcheidende. Eben ſo wie nun die Kinder eine große Anhänglichkeit an ihre Eltern haben, eben ſo haben ſie auch die Familienhäupter an ihre Stammvorſteher, und wir finden, daß die Stämme der Nomaden gemeiniglich bei weitem zahlreicher ſind als die der Jäger, da ſich einzelne Familien weniger leicht davon abtrennen, als es bei den Jägern der Fall iſt. Je ſtärker ein Hirtenſtamm, deſto beſſer vermag er dem Andrange feindlicher Schaaren zu widerſtehen. Der Jäger iſt ſelbſtändiger, ja um ſo glücklicher, je weniger Perſonen Anſpruch an das vorhandene Wild machen.

Anders iſt es bei den Nomaden. Die Ausführung gewiſſer Arbeiten iſt dem Einzelnen nicht möglich, wie denn z. B. zum Filzen der Zeltdecken ſtets noch mehrere ſtarke Perſonen nothwendig ſind. Der Jäger geht,

wenn er Hunger fühlt, auf die Jagd, der Nomade iſt oft auf den Nachbar angewieſen und ſo wird eine gegenſeitige Aushülfe nothwendig. Die geſelligen Formen werden dadurch milder. Das Nomadenleben bringt aber auch eine Menge Vorfälle mit ſich, die bei dem Jäger nicht ſtattfinden können. Der Jäger lebt für ſich und den Augenblick, der Hirt hat auch für ſeine Thiere zu ſorgen und die Jungen erinnern ihn ſtets an die Zukunft. Die geſelligen Verhältniſſe ſind durch das Beiſammenſein einer größeren Menſchenmenge verwickelter, reicher an Erſcheinungen, und jedes Ereigniß hat hier andere, dauerndere Folgen, als in dem Leben des Jägers. Endlich aber werden die Hirten eben durch ihre regelmäßig wiederkehrenden Beſchäftigungen, wie Tränken, Melken, Buttern an eine ruhigere, gleichmäßige Thätigkeit gewöhnt, die auf ihre Geſinnung von großem Einfluß iſt. Bei dem Jäger wechſelt träge Ruhe mit ungeheurer Anſtrengung. Die Hirten leben Jahr aus Jahr ein in ihren täglich ſich wiederholenden Arbeiten hin, wenn nicht etwa einbrechende wilde Thiere ſie zu einer allgemeinen Jagd vereinigen, was dann ein Feſt für die Jugend des ganzen Stammes wird.

So gewähren denn die Nomadenvölker, wie die Kalmyken, Tunguſen, Jakuten, Lappen und Kaffern das treueſte Bild des Stillſtandes.

Fünfter Brief.

Wie aber kommt der Mensch passiver Rasse zum Ackerbau? Diese Frage, welche Sie mir stellen, finde ich ganz in der Ordnung, da es Ihnen bekannt ist, daß die nordamerikanischen und arowakischen Völker, daß Kaffern und Neger Ackerbau treiben.

Die passiven Hirtenstämme, welche ausschließlich dem Hirtenleben sich ergeben und Jahrtausende lang darin verharret haben, gehören theils der Polarzone an, in welcher der Mensch fast ausschließlich, mit Ausnahme weniger Beeren und Blattgewächse, auf thierische Nahrung angewiesen ist, theils leben sie in Steppen, welche nichts als üppige Grasmassen hervorbringen und wo andere Pflanzen nicht gedeihen. Sie sind also ganz und gar auf ihre Heerden angewiesen, von denen sie nicht allein Speise und Trank, sondern auch den Stoff zu ihren Kleidern, Wohnungen, Geräthen und Gefäßen erhalten.

Die Heimath der Jäger ist der Wald, das Thal der Flüsse, das Gebürge, und hier ist dann gemeiniglich eine mannichfaltigere und reichere Vegetation. Die südamerikanischen Urwälder bringen z. B. Baumwolle, Zuckerrohr, Mais, Manioca, verschiedene Kürbisarten und Beeren hervor, die theils zum Fleische als angenehme Zukost dienen, theils aber auch geeignet

ſind, eine ſelbſtändige Nahrung zu gewähren, wie beſonders die Getraidearten und Knollengewächſe. Tritt nun Mangel an Wild ein, ſo bieten dieſe Pflanzen ein Hülfsmittel. Der Menſch bemerkt übrigens gar bald die regelmäßig alljährig wiederkehrenden Erſcheinungen der Blüthe und der Frucht gewiſſer Pflanzen. Und ſo finden wir denn, daß ſchon viele Stämme in den amerikaniſchen Urwäldern, wie auch in den nordamerikaniſchen Prairien nicht allein die freiwillig wachſenden Früchte einſammeln, ſondern daß ſie Mais, Kürbiſſe und Knollengewächſe anpflanzen und pflegen. Sie verſichern ſich dadurch der Zukunft.

Je mehr nun das Wild abnimmt, je zahlreicher der Volksſtamm wird, je mehr ſich ſeine Erfahrung hinſichtlich der Bearbeitung des Bodens, der Pflege der gezähmten Thiere erweitert, deſto mehr Freude gewährt ihm ſeine Beſchäftigung, ſein wachſender Beſitz. So ſehen wir in demſelben Lande, wo die jeglichen Beſitz fliehenden Buſchmänner ſich umhertreiben, die zahlreichen Stämme der Kaffern im Beſitze großer Heerden und angebauter Gefilde. Sie ſind eifrige Viehzüchter und treiben die Jagd nur zur Abwehr größerer Raubthiere oder zu ihrer Beluſtigung. So iſt es auch bei den Negern, die nebendem auch geſchickte und fleißige Fiſcher ſind, und jede Gelegenheit, die ſich darbietet, benutzen, ihre Habe zu mehren.

Der Uebergang aus dem Jagdleben hat aber mancherlei Folgen. Zunächst lenkt die Bearbeitung des Bodens den Blick des Menschen auf die genauere Betrachtung der Erdoberfläche und er bemerkt die Metalle, die gediegenen sowohl als die vererzten. Wir finden die Schmiedekunst bei den Kaffern und Negern seit alter Zeit. Es muß ferner der Ackerbauer bei weitem mehr Werkzeuge sich zulegen, als der Jäger und Hirt. Die Hacke und der daraus hervorgegangene Pflug ist das unentbehrlichste Werkzeug, zu welchem dann die verschiedenen Rechen und Gabeln, so wie die Tragen, Schleifen und Wagen für die Fortschaffung der Ernte kommen.

Die Producte des Ackerbaues sind meist umfangreicher als die der Jagd und der Viehzucht, ihre Aufbewahrung erfordert größere Räumlichkeiten, die dann unter den Augen der Besitzer stehen müssen, und so reihen sich denn an die menschlichen Wohnstätten die Vorrathshäuser und Schuppen. So bildet sich aus dem einfachen stehenden Wohnhause ein Gehöfte, in dessen Mitte die Heerde des Besitzers ihre Stelle hat. Zu mehrerem Schutz gegen die Einbrüche der reißenden Thiere oder feindseligen Menschen reihen sich dann die Gehöfte aneinander und daraus entstehen die festen Ortschaften, die von den angebauten Feldern und Wiesen umgeben sind.

Hier aber leben die Menschen in noch innigerem Verkehr, als es beim Nomadenstande der Fall ist. Mißernte und Krankheit des Viehes werden, wenn sie den Einzelnen betreffen, von der übrigen Gemeinde möglichst übertragen. Die Reisenden rühmen die große Bereitwilligkeit, womit die Kaffern ihren verarmten Landsleuten Vieh und andere Vorräthe darreichen, damit jene ihren Hausstand aufs Neue begründen können. Auch unter den Negervölkern herrscht eine gegenseitige Wohlthätigkeit und Willfährigkeit zur Linderung der Noth der Nachbarn.

Die festen Ortschaften aber werden allgemach die Mittelpuncte der gewerblichen Thätigkeit. Der Ackerbau läßt dem Menschen, wenn die Felder bestellt sind, so wie nach der Ernte viele Zeit übrig, die er dann auf anderweite Beschäftigung verwenden kann. Er stellt dann Kleider, Schmucksachen, Geräthe, Gefäße in größerer Anzahl her, als er bedarf, und er bildet sich darin ein Mittel, den Ueberfluß anderer Producte, Getraide, Vieh und dergl. zu tauschen. Da nun der Tausch dem Menschen Unterhaltung gewährt, so erneuert er sich immer wieder und es tritt eine stete Veränderung und Erneuerung des Besitzes ein, wie denn z. B. die Betjuanen und Kaffern ununterbrochen mit einander handeln und tauschen und stets den Besitz ihrer Frauen, Thiere, Geräthe, Schmuck-

ſachen und Waffen verändern. Je länger nun eine ſolche Stadt, eine ſolche Gemeinde beſteht, deſto bekannter wird ſie auch der Nachbarſchaft und es bilden ſich nun allgemach Wege und Straßen von einer Stadt zur andern. Es bilden ſich aber auch zu gewiſſen Jahreszeiten, an beſtimmten Feſttagen beſondere Zuſammenkünfte aus, zu welchen die Bewohner entlegener Ortſchaften mit ihren Producten herbeikommen. So iſt ganz Mittel- und Nordafrika von Straßen durchſchnitten, auf welchen ein lebhafter Verkehr ſtattfindet, deſſen eigentliche Träger freilich die der activen Raſſe entſtammten Mauren ſind. Allein die Anfänge dieſes Verkehrs laſſen ſich doch ſchon bei den ungemiſchten, paſſiven Südafrikanern nachweiſen.

Sie ſehen alſo, meine verehrte Freundin, wie aus dem Jägerleben ſich das des Ackerbaues entwickelt, wenn ſonſt nur keine gewaltſamen Naturereigniſſe eine Unterbrechung herbeiführen.

Dieſe großen Gemeinden und Ortſchaften gleichen in ihrer Verfaſſung ganz der der Nomaden, nur daß hier die Rechtsverhältniſſe bei weitem verwickelter ſind, da die Menſchen in lebhafterem Verkehre ſtehen und eine Menge Fälle eintreten, welche im Nomadenleben nicht vorkommen können. Diebſtahl, Schulden, Mord, Verwundung ſind diejenigen Verbrechen, welche am häufigſten vorkommen und welche nicht ſowohl beſtraft,

als gebüßt werden; der Verbrecher muß den Schaden, den er angerichtet hat, wieder gut machen und erſetzen, und erſt dann, wenn er dieß nicht im Stande iſt, wird er am Leben oder an der Freiheit geſtraft.

Die Verfaſſung der Völker iſt ebenfalls aus dem Familienleben hervorgegangen. Sie wohnen hordenweiſe beiſammen und ſtehen unter Oberhäuptern, deren Macht nach Außen durch die Anzahl ihrer Unterthanen bedingt iſt. Bisweilen iſt eine Horde in zwei oder drei kleinere getheilt, welche ſich an einem andern Orte niedergelaſſen haben. Sie ſind aber doch immer in Verbindung mit den Hauptborden und der Oberherr ernennt für ſie beſondere Statthalter. Auch für die Geſchäfte der Hauptborden erwählt ſich das Oberhaupt eigene Beamten und zwar aus den älteren, erfahrenen und wohlhabenden Perſonen. Sie bilden den Rath deſſelben und es wird, ohne ſie vorher gehört zu haben, nichts Wichtiges beſchließen und unternehmen. Es hat das Recht über Leben und Tod und findet, wenn es ſonſt gerecht iſt, willigen Gehorſam. Gegen Ungerechtigkeit und das Antaſten alter Gerechtſame wagen die Beamten Gegenvorſtellungen und Einſprüche, und wenn es tyranniſch iſt, verlaſſen es die Mitglieder der Horde und wenden ſich einem andern zu. Der Hordenfürſt betrachtet ſich als Grundherrn und Eigenthümer des Landes. Daher muß das Volk ihm Abgaben zahlen an Feldfrüchten,

Rindern; von den Brautgeſchenken erhält er einen Antheil, eben ſo von jedem Stück Vieh, welches in der Horde geſchlachtet wird; alle Elefantenzähne, Tigerfelle und Kranichſchwanzfedern müſſen an ihn abgeliefert werden. Mit den Tigerfellen beſchenkt er ſeine Lieblinge, aus den Elefantenzähnen läßt er Armringe fertigen, die er ſeinen Günſtlingen ſchenkt, deren abſichtliche Zerbrechung aber Verluſt des Lebens und der Habe nach ſich zieht.

Die Würde des Oberhauptes iſt erblich, und Abkömmlinge einer alten Oberhauptfamilie haben den Rang vor allen andern; die Söhne der weiblichen Abkömmlinge erben den Rang ihrer Mutter. Das Oberhaupt theilt, wenn es mehrere Söhne hat, ſeine Viehheerden in ſo viele Theile, als daſſelbe Frauen hat. Bis zum Jahre 1819 ſtand das ganze Volk der Kaffern unter einem einzigen Könige, dann theilte es ſich in zwei Reiche, die ſich aber allgemach in viele kleine Horden zerſplitterten.

Die Kaffern wie die Betſuanen leben im Ganzen nicht minder friedlich wie die Polarnomaden; ihr vorzüglichſter Feind ſind die räuberiſchen Buſchmänner, die in ihre Heerden Einfälle wagen. Eigentliche Kriege kommen ſelten vor, und wenn ſie vorkommen, ſo liegt ihre Urſache gemeiniglich in der Herrſchſucht der Oberhäupter, die ſich in den Beſitz mehrerer Horden

ſetzen wollen, dazu aber gern den Schein rechtmäßiger Anſprüche zu bewahren ſuchen. Dem Angriffe geht aber immer eine Kriegserklärung voraus und eine Unterlaſſung derſelben würde die größte Mißbilligung finden. Dieſe Kriegserklärung iſt mit gewiſſen Umſtändlichkeiten verbunden. Der angreifende Theil ſendet Botſchafter ab, welche einen Löwen- oder Tigerſchwanz als Abzeichen und Beglaubigung ihrer diplomatiſchen Würde einhertragen. Während dieſer Vorgänge verſammelt der Kriegsherr die ſtreitbare Mannſchaft, welche mit Vieh reichlich bewirthet und zu Tänzen und andern Luſtbarkeiten aufgemuntert wird. Bemerkenswerth iſt, daß der aufgebotene gemeine Mann dem Kriegsaufgebote unbedingt Folge zu leiſten hat, obſchon der eigentliche Kriegsplan nur den Beamten bekannt iſt. Der Heerflüchtige wird mit dem Tode beſtraft. Aus den Beamten werden die Anführer gewählt, die zum Zeichen ihrer Würde einen Kranichfederbuſch am Kopfe tragen. Das angreifende Heer rückt ſodann, mit Schlachtvieh reichlich verſehen, gegen den Feind an, der durch eine abermalige Sendung von dem Angriffe unterrichtet wird. Hat dieſer ſeine Streitkräfte vollſtändig beiſammen, ſo iſt der angreifende Theil verpflichtet, ſeinen Angriff ſo lange aufzuſchieben, bis jener ihm meldet, er ſei zur entſcheidenden Schlacht bereit.

Bei dem nun erfolgenden geordneten Angriff ist der Grundsatz beider Partheien, so wenig Menschenleben zu opfern als nur immer möglich. Das Kriegsgeschrei ist allerdings ganz entsetzlich, allein die Kämpfer haben einen Zwischenraum von 70—80 Schritt zwischen sich und so weit reicht selten ein Wurfspieß, die Hauptwaffe für den ersten Angriff. Allgemach rücken sich die beiden Schlachtlinien näher auf den Leib, bis endlich ein Handgemenge erfolgt, wobei jene kurzen etwa 2—3 Fuß langen Keulen die Hauptrolle spielen, welche Sie in meiner Sammlung gesehen haben. Diejenige Parthei nun, welche zuerst den Muth verliert und die Ansicht gewinnt, es müsse nun zum Aeußersten kommen, wendet sich zur Flucht — der dadurch zum Sieger gewordene Gegentheil setzt tapfer nach, nicht um ein Blutbad anzurichten, sondern lediglich, um Vieh, Frauen und Kinder des Feindes in seine Gewalt zu bekommen. Ersteres wird möglichst rasch geschlachtet, und wenn der Feind sich für überwunden und willig erklärt, die Oberherrschaft des Siegers anzuerkennen, so giebt man einen Theil des erbeuteten Viehes zurück. Wird eine Schlacht, bevor sich der Sieg entschieden, durch die Nacht unterbrochen, so ziehen sich beide Theile einige tausend Schritt zurück und setzen am nächsten Morgen das Treffen fort.

Sie sehen hier, meine verehrte Freundin, den

mildernden Einfluß des Hirtenlebens und des Ackerbaues auf die Gesinnung des Menschen, denn die Formen des öffentlichen Lebens, namentlich aber des Krieges sind bei weitem schroffer bei den Jägerstämmen. Erlauben Sie mir zu Bestätigung dieser Bemerkung einen Rückblick in die Zustände der Jägervölker, die wir in Nordamerika am vollständigsten entwickelt finden.

Die amerikanischen Jägerstämme leben ebenfalls in zum Theil zahlreichen mehrere tausend Individuen umfassenden Gemeinden beisammen. Die Gemeinden haben ihre Häuptlinge, die jedoch nicht mehr Rang oder Einfluß haben, als die übrigen Gemeindeglieder, wenn sie nicht gerade durch physische Kraft, Muth und Schlauheit sich auszeichnen.

Je mehr die amerikanischen Indianer dem seßhaften Leben sich nähern, d. h. je länger sie auf einer Stelle der angepflanzten Früchte wegen verweilen, desto ausgebildeter ist ihre Verfassung. Wir finden bei den südlichen Abiponern und Caraiben, wie bei den nördlichen Jerokesen und Delawaren in jedem Stamme Häuptlinge, die sowohl durch tapfere Thaten, als durch kluge Rathschläge, oder durch besonderen Wohlstand sich diese Würde erworben haben, aber auch andere, welche diese Würde von ihren Vorfahren, wie die der Samojeden und Ostjaken, Kalmyken und Kaffern, er-

erbt haben. Dieſen ſteht ein Oberhaupt vor, das in gleicher Weiſe zu ſeiner Würde gelangt iſt, und welches jene Häuptlinge oder Rathmänner unterſtützen. Wollte es ihren Anſichten entgegen handeln, wollte es gar ſeinem Willen durch Schärfe, Zwang und Strafen Geltung verſchaffen, ſo würden es ſogleich Alle verlaſſen. Unbedingte Erblichkeit findet nicht Statt, ſondern der Erbberechtigte wurde bei den Delawaren, die in drei Stämme getheilt waren, von den Oberhäuptern der zwei anderen Stämme erwählt, und durch eine beſondere Feierlichkeit als Oberhaupt eingeführt. Seine Pflicht wird ihm vorgehalten und er ermahnt, derſelben treulich obzuliegen.

Eine merkwürdige Erſcheinung bei dieſen amerikaniſchen Jägerſtämmen iſt die einer Ariſtokratie, d. h. der Vereine der Ausgezeichnetſten des Volkes, der Klügſten und Tapferſten. Dieſe Vereine beſtehen neben den Rathmännern. Die Mitgliedſchaft wird durch ſtrenge Prüfungen des Muthes, der Geduld und der Kraft errungen. Die Mitglieder dieſer Vereine ſind bei den Amerikanern das, was bei den Kaffern die vom Oberhaupte ernannten Beamten und Günſtlinge darſtellen, ein Adel. Prinz Maximilian von Wied verdanken wir die genaueſten Nachrichten von dieſen Vereinen, die Sie in ſeiner claſſiſchen Reiſe durch Nordamerika ſelbſt nachleſen werden. Er fand bei den Stämmen immer ſechs bis acht ſolcher Geſellſchaften.

Die afrikaniſchen Buſchmänner und die amerikaniſchen Urwäldler überfallen wie der Dieb und der Straßenräuber ihre Feinde ohne weiteres; die größeren Stämme ſenden in Amerika eben ſo wie die Kaffern eine Kriegserklärung voraus und das Kriegsweſen iſt bei ihnen, die eher zum Kampfe fertig ſind, auch viel geordneter, ihre Schlachten ſind viel blutiger. Der Kaffer begnügt ſich, den geſchlagenen Feind loszugeben. Die Amerikaner tödten ihn mit langſamer Marter, ſcalpiren, braten und verzehren denſelben. Ich will Sie indeſſen nicht mit den Schilderungen derartiger Greuel verſtimmen, und nur die Bemerkung wiederholen, daß wir aus der Vergleichung der nomadiſchen Zuſtände mit denen des Jägerlebens deutlich erſehen, wie das erſtere den Menſchen milder und ſanfter macht.

Bevor wir aber in der Betrachtung dieſer Zuſtände weiter gehen, wollen wir erſt einen Blick auf die Waffen werfen, die wir als Etwas bezeichnen müſſen, das dem Menſchen eben ſo eigenthümlich iſt, wie die Sprache, die Kleidung und der Schmuck. Wir finden daher den Menſchen auf allen Stufen der Cultur nie ohne die Waffen. Da Sie, meine verehrte Freundin, die bei mir aufgeſtellten Waffen der verſchiedenen Nationen aus eigener Anſchauung kennen, ſo kann ich mich kurz faſſen.

Die älteſte aller Waffen und die, welche zu allen übrigen Anlaß gegeben, iſt der einfache Spieß, deſſen

Beruf es ist, fortgeschleudert zu werden und das zu erlegende Wild zu verwunden oder zu tödten und somit festzuhalten. Denn die Waffen der Menschen sind von Haus aus gegen die Thiere gerichtet.

Den einfachen langen Spieß finden wir bei den Australiern und den Reitervölkern der amerikanischen und asiatischen Steppen. Die Spitze desselben ist theils in Feuer gehärtet, theils mit Steinen, Thierzähnen und Muscheln, theils mit Metall bewehrt. Er dient zum Stoß, wie zum Wurf. Der eigentliche Wurfspieß ist kürzer, 5—6 Fuß lang und wird theils aus freier Hand, wie bei den Afrikanern und Orientalen, theils vermittels eines Wurfbrettes, wie in der Polarzone fortgeschleudert. Am meisten ausgebildet finden wir diese Waffe bei den Eskimos und Grönländern, welche dieselbe meist mit Knochen und Zähnen bewehren.

Aus dem Wurfspieß entwickelt sich der Pfeil, der mit dem Bogen fortbewegt wird und zu dessen Spitze geschliffenes Rohr, Knochen, Steine, bei weiterem Fortschritt endlich Metall verwendet wird. Sie können Sich in meiner Sammlung von der großen Mannichfaltigkeit dieses Geschosses überzeugen, wo Sie die colossalen Bogen und Pfeile der Botocuden und Camacans, der Barrys, die rohgearbeiteten Geschosse der Neger und Südafrikaner, die zierlichen Bogen aus Bengalen und die Prachtbogen der Perser und Chinesen

beisammen finden. Aus Bogen und Pfeil entstand später Armbrust und Katapulte.

Die Schleuder finden wir in Neuholland wie in Südamerika, wo aus derselben der Lasso und die Bolas entstanden, so wie der Kugelbogen der Völker von Paraguay.

Dieß wäre die eine Reihe der Waffen, die Wurfwaffen oder Geschosse, die wir bei den passiven Völkern finden. Die andere ist die der Schlagwaffen, welche sämmtlich aus dem einfachen Stock oder Prügel hervorgegangen sind. Die einfache Keule der afrikanischen Ureinwohner ist theils kolbig wie bei den Kaffern und Negern, theils spitzig wie in Ostafrika. Die Keulen der Amerikaner sind länger, oft ruderartig flach, oft flammbergartig. Die kürzesten führen die Karaiben und Arowaken. Sie sind meist schön geschnitzt. Die Polarvölker kennen die Keulen gar nicht.

Aus der Keule entstehen Schwert und Dolch, die wir schon bei den passiven Stämmen aus Holz und Stein finden, bevor der Gebrauch der Metalle bei ihnen aufkam. Sie kennen die Dolche aus eigener Anschauung, so wie die Schwerter der Südsee, deren Scheide aus Haifischzähnen hergestellt ist.

An Schutzwaffen finden wir bei den passiven Stämmen nur den Pairstock der Afrikaner und den langen aus Nashornhaut gefertigten Schild der Süd-

und Oſtafrikaner. Die Amerikaner führen, obwohl ſelten, kleinere aus Holz, die Auſtralier viereckige aus Baumrinde gefertigte Schilde. Helme oder ſchützende Kopfbedeckungen kommen erſt auf höheren Culturſtufen vor, eben ſo wie Panzer.

Sie ſehen alſo, meine verehrte Freundin, daß die paſſive Raſſe gar wohl einer gewiſſen Entwickelnng fähig iſt, daß ſie ohne Beihülfe der activen einen gewiſſen Grad äußerlicher Cultur erreicht, der ſelbſt den am höchſten organiſirten Thieren unzugänglich iſt.

Sechster Brief.

Die Geſtaltung des häuslichen und geſelligen Lebens, die Verfaſſung, die Producte der Handwerke und der Kunſt zeigen uns, auch wenn ſie einzeln erſcheinen, wie Fragmente den Culturſtand einer Nation an. Vor Allem aber zeigt ſich der Culturſtand einer Nation, wie ja eines jeden Menſchen in den religiöſen Anſichten und Begriffen deſſelben, die auf der einen Seite die geiſtige Blüthe der geſammten Erfahrung und der daraus gezogenen Anſichten ſind, auf der andern Seite und zwar eben daher den weſentlichſten Einfluß auf ſeine Handlungsweiſe haben.

Ich bemerkte schon oben, meine verehrte Freundin, daß eben die Fähigkeit, religiöse Ideen aus sich zu entwickeln, einer der wesentlichen Unterscheidungspunkte zwischen Menschen und Thier sey.

Nun haben wir allerdings über die religiösen Begriffe der Buschmänner, Californier und Pescheräh gar keine Nachrichten, weil die Sprache, so wie alle übrigen Erscheinungen an diesen Menschen überaus schwer zu entziffern sind. Wer will die Religionsembryonen in unseren Wochenkindern nachweisen, die unfehlbar doch in denselben vorhanden sind? Bei den Bewohnern der Urwälder, wie bei den Australiern haben die Reisenden deutliche Spuren eines religiösen Gefühles gefunden. Es bestand bei beiden in dem Glauben an ein unsichtbares, aber mächtiges Wesen, welches Krankheit, Unwetter, Unglück über den Menschen schickt. Die Waldindier nennen dasselbe Tupan, den Donnerer, die Australier aber haben verschiedene Namen dafür. Außer diesem Hauptgotte haben namentlich die Australier, deren Clima bei weitem mannichfaltigere Erscheinungen und Wechselfälle darbietet, noch eine Anzahl anderer Gespenster, die den Menschen feindselig beschleichen und erwürgen und mit den Todten in Verbindung stehen. Deutliche, gegliederte Vorstellungen dürfen wir hier so wenig suchen als in den

Köpfen der Landleute der Vorzeit, die mit abergläubischen Gebilden angefüllt waren.

Gegen die Einwirkung dieser Geister hat der Bewohner der Urwälder, wie der von Australien gewisse Mittel, welche das Eigenthum gewisser Menschen sind, die kranke Personen durch Anhauchen oder Ansaugen von ihren Leiden zu befreien verstehen. Durch ein gewisses geheimnißvolles Wesen, durch seltsame Geberden geben sich diese Zauberer eine gefürchtete Würde.

Bemerkenswerth ist, daß die Religion der passiven Rasse mit der Furcht beginnt, was übrigens ganz in der menschlichen Natur begründet ist. Das Gute, was uns widerfährt und uns erfreut, nehmen wir in der Regel als etwas hin, was sich von selbst versteht, was zu unserer Erhaltung gehört. Es ist die Dankbarkeit eine Tugend höherer Gesittung; den Kindern muß sie erst angelernt werden. Das Glück ist sättigende Speise. Unglück aber ist Mangel, Schmerz und Versagen, die zum Widerstande aufregen, da sie den Menschen in seinem Behagen stören. Je einfacher nun die Lebensverhältnisse eines Menschen, einer Nation sind, desto seltener finden sich Störungen ein. Die Gleichmäßigkeit der atmosphärischen und andern Erscheinungen in den Urwäldern erklärt daher auch die religiöse Indolenz ihrer wenigen Bewohner.

Anders ist es in der gemäßigten und in der polarischen Zone — dort ist der Mensch zu größerer Thätigkeit gezwungen, und wie dort seine Kleider, Wohnungen und Geräthe zusammengesetzter, mannichfaltiger sind, so hat sich auch seine Religion erweitert und bereichert. Das glückliche Nichtsthun ist der Normalzustand des Urwäldlers; der Nordamerikaner, Eskimo und Samojede muß viel arbeiten, um zu bestehen, um dann der Ruhe genießen zu können. Der Botocude denkt nur an den Tupan, wenn er gestört wird; dem Polarmenschen kann aber nicht allein etwas widerfahren, was ihn stört, sondern ihm ist wohl auch ein sonderbares Glück, eine Rettung aus Gefahr möglich, die er sich und seiner Kraft oder Klugheit unmöglich zuschreiben kann, da er sich nicht im Stande fühlt, diesen Glückszufall selbst zu wiederholen. So wie nun das seltsame Unglück von einem höheren Wesen herkam, so ist er genöthigt, das ungewöhnliche Glück ebenfalls einem höheren Wesen zuzuschreiben. Daß nun aber das Gute von demselben Wesen gesendet werde, wie das Unglück, das ist dem Indianer durchaus unwahrscheinlich, denn das Unglück sendende Wesen ist sein Feind, während das Glück sendende ihm wohlwollend gesinnt seyn muß.

So wie nun der Mensch das Unglück von sich abzuwehren strebt, eben so lebhaft wünscht er das Glück

feſt zu halten und deſſen Wiederkehr zu vermitteln. Die Gunſt gewaltiger Menſchen erwirbt er ſich, wie die Erfahrung lehrt, durch Geſchenke, durch wohlſchmeckende Speiſen, Kleider, Schmuckſachen. Er beſchenkt alſo das gute Weſen, welches ihm Glück gebracht hat, muß aber auch, um das feindſelig geſinnte nicht noch mehr zu erzürnen, dieſem ſeinem Feinde Gaben bringen.

Sie haben hier, meine theure Freundin, den Urſprung der Opfer, welche die Menſchen gemeiniglich an derjenigen Stätte aufſtellen, wo ihnen das Glück oder das Unglück widerfahren iſt, zumal wenn dies eine ungewöhnliche Oertlichkeit, ein Felſenſtück, ein Hügel, eine Uferſtelle oder dergleichen geweſen iſt. Allgemach erhebt ſich im Menſchen das Verlangen nach einer ſichtbaren Darſtellung jenes Weſens und er wird ſich, wenn er dieſem Triebe nachgiebt, daſſelbe immer als etwas ihm Aehnliches darſtellen. Die vogelſcheuchenartigen, auf hohen Stangen aufgeſtellten Götzen der Amerikaner ſind nichts anderes, als die kleinen Lappen- und Blechgötzen der Tunguſen, die in ihrer Form mit den älteſten italiſchen Idolen übereinſtimmen, ſo wie mit den ſogenannten dädaliſchen aus der griechiſchen Urzeit ſtammenden Bildern.

Je weiter ſich die geſellſchaftlichen Verhältniſſe entfalten, deſto gegliederter werden auch die Embryonen des öffentlichen und religiöſen Lebens. Wie nun

aus dem Familienrathe eine Rathsversammlung des Stammes entsteht, wie sich in den Stämmen aristokratische Vereine und militairische Corporationen bilden, so entsteht auch allgemach aus den einzeln stehenden Beschwörern und Zauberern eine Gesellschaft, welche durch gleiche Zwecke immer enger unter sich verbunden wird. Wie nun jene Abwehr des Unglücks, jene Bannung und Festhaltung des Glückes der Anfang der religiösen Ideen, so ist auch das Wirken der Personen, welche sich damit beschäftigen, der Anfang des religiösen Cultus. So lange die Stämme familienweise, wie in den Urwäldern Amerikas es der Fall ist, umherziehen, bezieht sich jener ganze Cultus auf die Angelegenheiten der Einzelnen. Wo aber mehrere Stämme eine größere Volksvereinigung bilden, wird sich die Religion auf die allgemeinen Angelegenheiten erstrecken. Es bildet sich dann eine Religion der Nation, welche durch die Schicksale derselben ihre eigenthümliche Gestaltung erhält; es bildet sich eine religiöse, nationale Sage, eine Mythologie; es bildet sich ferner eine Lehre von dem, was den höhern, gütigen, wie schadenbringenden Wesen angenehm oder zuwider ist, eine Lehre vom Cultus.

Gehen wir näher ein in das Einzelne, so müssen wir zuvörderst die einzelnen Bestandtheile der Mythologie der passiven Stämme aufsuchen.

Schon in den Urwäldern und an den australischen Küsten fanden wir den Glauben an ein höchstes Wesen, das sich im Donner und andern gewaltsamen atmosphärischen Erscheinungen ausspricht. Wir finden dasselbe auch in der Polarzone, im Tor der Lappen und Samojeden, wie der Amerikaner. Nächst diesem werden Sonne und Mond als Gottheiten bei allen wandernden Jäger- und Hirtenstämmen verehrt, so wie die Erde, die See, das Wasser und andere sichtbare Naturerscheinungen.

Dem Jäger, wie dem Hirten, bieten sich an manchen Thieren Eigenschaften dar, die er nicht begreifen kann; so sind namentlich die Schlangen, die Nachtvögel, die Crocodilarten, Robben und Walen, die Bären u. a. Raubthiere, ja auch kleinere Thiere, wie Maulwurf und Eichhorn, Gegenstände, die er mit seinem Geschick in Verbindung bringt. Er meint entweder, daß in ihnen eine Gottheit wohne oder daß sie Diener und Gefährten irgend eines höheren Wesens seyen.

Nächstdem ist aber auch der Mensch selbst Gegenstand der Verehrung. Die Ehrerbietung, welche die Familie ihrem Haupte, der Stamm seinem Führer bei Lebzeiten erzeigt, erlischt nicht mit dem Tode. Sein Körper wird feierlich bestattet, ein Denkmal ihm gewidmet. So finden wir, daß die Ostjaken ihrem ver-

ſtorbenen Familienhaupte eine Statue errichten, deren Pflege den Frauen übertragen iſt.

Nun aber reichen alle dieſe höhern Weſen noch nicht hin, die Entſtehung der Welt zu erklären, und ſo finden wir bei den Amerikanern, wie bei den Polarvölkern immer ein allerhöchſtes Weſen, dem die Naturgötter wie die Menſchen und deren Ahnherren ihren Urſprung verdanken.

Dieß ſind, meine verehrte Freundin, die Elemente der Religion aller paſſiven Völker, die freilich je nach Clima und der dadurch gebotenen Lebensweiſe, nach dem Schickſale der Nation, nach dem Culturzuſtand auf das mannichfaltigſte ſich geſtaltet haben. Wie wir z. B. in der Polarzone, ſo wie in der gemäßigten Zone ausgebildetere Kleidungen, Geräthe, Wohnſtätten und geſellige Verhältniſſe fanden, als in den tropiſchen Ländern, ſo iſt auch die Religion jener Gegenden eine mehr gegliederte und durchgebildete, wenn nicht andere Umſtände, wie Ackerbau, Handel und Verkehr einen weſentlichen Einfluß darauf geübt haben.

Nach ſolchen Prämiſſen darf ich Sie wohl einladen, etwas tiefer in die Einzelheiten dieſes intereſſanten Thema einzugehen, und zwar zuvörderſt mit mir das Zauberweſen der polariſchen Völker zu betrachten.

Schon bei Auſtraliern und Botocuden finden wir Menſchen, und zwar vornehmlich alte Frauen und Män-

ner, welche in Krankheitsfällen durch Anhauchen, Befühlen, Anſaugen der leidenden Theile den Schadenſtifter zu entfernen ſuchen, wenn anerkannte Heilmittel nicht weiter helfen wollen. Mehr entwickelt iſt dieſe freie Kunſt bei den Arowaken, wo der Zauberer ſchon größere Umſtände macht und einen eigenthümlichen Apparat bei ſich führt, der in einer mit Steinen gefüllten und mit Federn geſchmückten Calebaſſe beſteht, die er lebhaft ſchwingt. Schomburgk fand unter den Arowaken noch eine Trommel, die mit ſeltſamen Figuren von Thieren und Menſchen bemalt iſt. Solcher Trommeln bedienen ſich auch die Nordamerikaner, deren Zauberweſen ſchon viel mehr entwickelt iſt. Der Zauberer verſetzt ſich in eine Art wüthiger Begeiſterung, die er ſteigert, bis er ſcheinbar entſeelt zu Boden ſinkt. Wenn er dann erwacht, meldet er, was ſeine Seele bei den Geiſtern, welche ſie ſo eben beſucht, vernommen. Dieſelbe Art der Zauberei haben die ſämmtlichen Polarvölker aller drei Continente. Sie erinnern Sich der vier Zaubertrommeln, welche meiner Sammlung zur beſondern Zierde gereichen und die aus Lappland ſtammen. Die darauf mit Erlenſaft gezeichneten Geſtalten ſind die Thiere, Kähne, Opferſtätten der Lappen, die von beſonderer Wichtigkeit für das Volk ſind. Der Zauberer legt einige Ringe auf das Trommelfell, ſchlägt mit dem aus Renthierhorn gefertigten Hammer darauf

und erfährt nun, was sein Client zu thun oder zu lassen habe, aus der Lage, welche die Ringe während des Schlagens angenommen haben. Diese Trommeln und die daran sich knüpfenden Ideen findet man durch das ganze nördliche Sibirien bis an die See von Ochotzt.

Eine merkwürdige Erscheinung bietet uns Kamdschatka dar, wo sich ehedem, als es noch dichter bevölkert war, ein seßhaftes, jedoch auf Fischfang begründetes Leben gebildet hatte, das einer gewissen, wenn auch schmuzigen Behaglichkeit und Wohlstandes nicht entbehrte. Die Folge dieser gesicherten Existenz war, daß die Menschen, welche die Götter nicht sehr zu fürchten hatten, ein heiteres Element in ihre Religion brachten und ihren vorzüglichsten Gott, den Kutka, in ihren Sagen etwa so behandelten, wie der christliche Humor des deutschen Mittelalters den Teufel, der ja oft von Lehrjungen und Gesellen der edlen Steinmetzzunft auf das schmählichste geneckt, betrogen und verhöhnt wurde. Trotzdem aber haben sie eine so große Menge von diesen lächerlichen, ja unsinnigen Regeln zu beobachten, daß die Berichterstatter sich sehr über das vortreffliche Gedächtniß, das die Kamdschadalen für diese Dinge haben, verwundern.

Höchst merkwürdig ist in dieser Beziehung auch die Religion der Neger, die mit der der Kamdschadalen

in Bezug auf das endloſe Detail große Aehnlichkeit hat. Der Neger hält jedes Ding, welches entweder eine ungewöhnliche Geſtalt hat oder was er unter beſondern Umſtänden findet, für einen Gott, Fetiſch. Der Stein, an welchen er, einem beſonderen Geſchäft nachgehend, mit dem Fuße ſtößt oder der eine ſeltſame Form hat, Zähne, Haare und Knochen gefürchteter Raubthiere, vornehmlich aber Alles, was von weißen Menſchen kommt, iſt ein Fetiſch, der ihn aus Gefahren zu retten im Stande iſt. Sie erinnern Sich an die Schildkrötenſchalen und Antilopenhörner, welche zum Zeichen, daß ſie als Fetiſche gedient haben, mit Euphorbienharz ausgefüllt ſind, dann an die Eber- und Löwenzähne, welche an Hals- und Armbänder befeſtigt ſind, um ſo leichter und ſicherer getragen zu werden; es ſind dieß Fetiſche, womit der Neger ſich gegen den Einfluß böſer Geiſter und deren Diener ſchützt.

In ähnlicher Weiſe hatten die alten Peruaner vor der Ankunft der Yncas faſt alle Geſteine, Gewäſſer, Pflanzen, Thiere zu Gottheiten und Schirmherren erhoben, welche ihr Land erzeugte. Erſt die reinere Religion, welche jene weißen Herrſcher dort einführten, entfernte jenen wunderlichen Aberglauben, zu dem die paſſive Menſchenart, die gedankenlos immer das Zunächſtliegende erfaßt, ſich hinneigt.

Unter die religiöſen Erſcheinungen, die allen Zonen

gemein sind, gehört auch die Beobachtung und Ausdeutung der Träume, womit sich die Zauberer sowohl, als auch die übrigen Menschen beschäftigen. Diese Traumdeuterei ist im Norden weit ausgebildeter, als bei den südlichen Völkern. Dasselbe ist es mit dem Todtencultus, so wie mit allen übrigen Aeußerungen des religiösen Gefühles. So sind zum größten Theile die religiösen Vorstellungen der Neger überaus verworren und voll Widersprüche, während die der Nordamerikaner und Polarvölker einem gewissen Systeme zustreben. Die Mythologie der Lappen hat eine gewisse Gliederung, eben so finden sich bei den Amerikanern Spuren eines Strebens nach Classification der höhern Wesen.

So wie nun alle Religionen sich bestreben, die Art nachzuweisen, wie die Erde und die Weltkörper entstanden, wie sie mit Thieren und Menschen bevölkert worden, eben so haben sich auch alle mit der Frage beschäftigt, was wird mit dem Menschen, nachdem er gestorben ist. Der Zustand von Begeisterung, in welchen sich die Zauberer bei ihrer Arbeit versetzen, dann die Träume, haben die Menschen zunächst auf den Gedanken gebracht, daß die Seele wohl auch nach dem Ableben des Leibes selbständig fortzudauern vermöge. Der Wunsch nach Verbesserung des irdischen Zustandes, dessen Behagen so oft durch Krankheit, Mangel,

Unglück gestört wird, hat die Hoffnung erzeugt, daß nach dem Tode ein neues Leben beginnen werde, was alle Annehmlichkeiten des Irdischen gewähre, ohne daß jene Unfälle störend eintreten können. Und so finden wir denn bei allen passiven Nationen den Glauben an ein wunderherrliches Jenseits, welches die Steigerung der Freuden und Belustigungen des irdischen Lebens ist. Dort findet der Jäger das herrlichste Wild in überreicher Fülle, dort sind schöne Gewässer, die von Fischen wimmeln, dort fehlt es nie an Nahrungsmitteln, an Kleiderstoffen, dort giebt es nur glückliche Jagd — allein dahin gelangt auch nur der kühne, der geschickte Jäger, der solches Glückes werth und würdig. Deßhalb ist der Zugang zu jenem ewigen Lande gar sehr erschwert, es führen steile, gefährliche Pfade dorthin, es stellen sich reißende Ströme in den Weg, ja es finden sich böse, neckende Geister ein, welche dem dahin Gehenden allerlei Hindernisse entgegenstellen und ihn von dem rechten Pfade zu verleiten suchen. Die Hinterbliebenen können indessen mit Hülfe der Zauberer ihren Verwandten auf seiner Wanderung unterstützen und sich die Ueberzeugung verschaffen, daß er zum Ziele gelangt sey.

Sie sehen also, meine verehrte Freundin, daß auch die passive Menschheit zu einer gewissen, wenn auch sehr materiellen Religion gelangen kann, daß auch sie

ihre Götter und Geister, guter und böser Art, besitzt, daß sie Zauberer hervorbringt, welche jene Götter befragen, bedienen, besänftigen, daß diese Zauberer Götterbilder aufstellen und ihnen Opfer bringen lassen, die sie für die Götter in Empfang nehmen. Wir finden bereits bei der passiven Rasse die Ideen von der Unsterblichkeit der Seele und einem künftigen Leben, Ideen, welche den Menschen von dem Thiere unterscheiden. Mit einem Worte, wir finden bei den passiven Völkern überall die Spuren einer Religion und eines religiösen Cultus.

Siebenter Brief.

Es ist eine eigene Erscheinung, daß wir bei den passiven Völkern, wenn sie anders in ihrem Bildungsgange nicht unterbrochen werden, alle Elemente der Cultur finden, daß sie sich aber doch nie aus eigener Kraft über die Anfänge emporschwingen können. Sie fallen, wenn sie eine gewisse Blüthe erreicht haben, wieder zurück in die alte Barbarei. Nehmen Sie die Geschichte der Peruaner vor Ankunft der Yncas oder die der Negerreiche von Benin, so wie das alte Kamdschatka, so finden Sie, daß, wenn die Nation

recht groß und zahlreich geworden, eine Auflöſung und ein Zerfallen eintritt, das wir wohl mit der Zerlöſung des Schnees im Frühjahr vergleichen können, der eben ſo wenig Spuren zurückläßt, als wir bei jenen Völkern Monumente finden.

Dennoch haben die paſſiven Völker auch alle Elemente der Kunſt in ſich. Die Ausſchmückung des Körpers iſt der erſte Anfang der bildenden Kunſt und die Bemalung und Tatowirung ſind die erſten Verſuche dazu. Die Botocuden und Auſtralier bemalen ſich und zwar ſind die ausübenden Künſtler die Frauen, die ihre Männer und Kinder dadurch zu verſchönern ſuchen. Die weitere Ausbildung des Schmuckes bringt allerlei Anhängſel, namentlich bunte Steine und Federn, glänzende Metallſtücke und Muſcheln mit dem menſchlichen Körper in Verbindung. Darauf folgt die Ausſchmückung der nothwendigen Kleidung in ähnlicher Weiſe und die der Geräthe, Waffen und Werkzeuge, ſo wie der Wohnungen und Fahrzeuge. Auch hier können wir bemerken, wie die nördliche gemäßigte und die Polarzone den menſchlichen Geiſt kräftiger entwickelt, als das tropiſche Clima. Ich erinnere Sie, theure Freundin, an die niedlichen Schnitzarbeiten der Eskimos, namentlich an die aus Renthierhorn gefertigte Seekiefer, auf deren Zweigen Schneehühner ſitzen, an die aus Narwalhorn geſchnitzten Ornamente und den

weißen Falken aus demſelben Stoff, womit die Aleuten ihre buntgemalten Holzmützen verzieren; ferner an den ſtattlichen Tomahawk mit ſteinerner Klinge, die aus dem Munde eines mit einem Scalp verzierten Holzgeſichtes herausragt. Selbſt die Modelle der Wohnungen und Fahrzeuge der Grönländer und Eskimos ſind überaus niedlich, proportionirt und genau gearbeitet und dieſe Kunſtwerke werden niemals von den Arbeiten der Neger erreicht, die immer äußerſt nachläſſig und roh ausgeführt ſind. Wie ſauber ſind nicht die Flechtwerke der Amerikaner, z. B. die Stickereien aus Stachelſchweinskielen an ihren Kleidern und Jagdtaſchen.

Sie erinnern Sich der merkwürdigen Malereien auf den Büffelroben der Mönnitarris, welche Prinz Maximilian von Wied in ſeinem Prachtwerke zum erſten Male genau darſtellt. Finden wir hier nicht eine große auffallende Aehnlichkeit mit den altgriechiſchen ſchwarzen Menſchenbildern, die auf hellfarbigen Vaſen vorkommen? Die langgeſtreckten Figuren, die entſchiedenen charakteriſtiſchen Bewegungen, die Federhelme mit dem gewaltigen Kamme, ſind ſie nicht wie in den Darſtellungen der trojaniſchen Helden auf den altgriechiſchen Gefäßen?

Dennoch aber hat keine ſolche paſſive Nation, die unvermiſcht mit der activen Raſſe blieb, ein ſelbſtändiges,

größeres und dauerndes Kunstdenkmal hinterlassen. Ihre Anwesenheit gleicht der einer Heerde Thiere, die, nachdem sie die Früchte geerntet, welche der Boden freiwillig spendet, weiter zieht. Kaum daß ein Grab, ein verlorenes Geräth oder Gefäß Kunde von den fortgezogenen Wanderern giebt. Kaum daß abgehauene Bäume, Brandflecken in dem Rasen, wo sie ihre Speise bereitet, eine Spur ihres kurzen Verweilens andeutet.

Wie ihr ganzes Dichten und Trachten, so ist auch die Kunstäußerung der passiven Stämme lediglich auf den Augenblick, auf das Bedürfniß berechnet. Zu dieser Kunstäußerung gehören aber die mit Gesängen und Musik verbundenen Tänze, die allerdings meist eine historische Bedeutung haben und Mittel sind, die Erinnerung an vergangene Ereignisse zu erhalten oder an bevorstehende Pflichten und Geschäfte zu mahnen.

Die musikalischen Instrumente finden wir schon auf niedern Culturstufen und zwar zunächst Klappern, in den tropischen Gegenden hartschalige, ausgehöhlte Kürbisse, die mit Steinen gefüllt sind, oder harte Pflanzenschalen, die an einen gemeinsamen Faden gereihet und in der Hand bewegt einen rasselnden Ton von sich geben. Demnächst ist die Trommel zu nennen, oder das über einen Reifen gespannte Fell eines Thieres, in der Art etwa, wie die lappländischen, amerikanischen und sibirischen Zaubertrommeln beschaffen

sind. Ferner finden wir ebenfalls in der tropischen Zone, namentlich bei den Negern, ausgehöhlte Baumstämme, theils an einer, theils an beiden Seiten mit Fell bespannt, als Trommeln angewendet.

Nächstdem hat man andere Naturproducte als Blaseinstrumente eingerichtet, so die großen Buccina oder Muscheltrompeten, mancherlei Rohre zu Lang- oder Querflöten.

Ob die Zarimba, die allerdings der Urahn unseres Pianofortes ist und dessen sich die Neger bedienen und welches sie zu mancherlei Formen entwickelt haben, nicht durch die Mauren zu ihnen gelangt sey, wage ich nicht zu entscheiden, will daher dieses Instrument hier auch nur kurz erwähnen.

Das älteste aller menschlichen Instrumente aber ist die flache Hand, mit der man Töne hervorbringt, indem man sie auf die Schenkel oder eine wider die andere schlägt. Mit diesen Klängen begleiten alle sogenannte wilde Völker ihre Gesänge und Tänze, denn sie sind der natürlichste Ausdruck der Freude, der am leichtesten zu bewerkstelligen ist. Schon das kleine Kind klatscht vor Freude und Wohlbehagen in die Händchen, so wie sich der ernste, laute Ausbrüche vermeidende Mann vor Vergnügen die Hände reibt.

Wie nun der Mensch die Ornamentistik mit der Bemalung seines Körpers beginnt, so verwendet er

auch seinen Körper zu den ersten Versuchen der darstellenden Kunst, die, wie die Poesie, eine lyrische und eine historische ist.

Die lyrische Poesie hat zum Gegenstand das Verhältniß der beiden Geschlechter, so wie andere Verhältnisse des Privatlebens. Wir finden solche lyrische Tänze bei den Amerikanern wie bei den Negern, bei den Polarvölkern wie bei den Australiern, fast immer mit Worten begleitet. Wir finden sie aber auch auf höheren Stufen der Cultur. Es ist eine Sitte, die den Menschen auf alle Culturstufen begleitet und die er in der Wüste, wie auf der See, in den festlich geschmückten Salons, wie in dem Heerlager beibehält.

Die historischen Tänze werden in der Regel von mehreren Personen, ja von ganzen Volksstämmen ausgeführt, und auch sie kommen bereits auf den untersten Anfängen des gesellschaftlichen Lebens vor. Die Veranlassungen dazu liegen im öffentlichen Leben, z. B. wenn ein Jüngling in die Gemeinschaft der Männer aufgenommen und wehrhaft gemacht wird, wenn der Stamm auf der Jagd glücklich gewesen, wenn er nach einer Wanderung einen bequemen Ruheplatz gefunden. Die Australier stellen in ihren Tänzen meist Jagden oder Kämpfe dar und verfallen dabei in die gräßlichsten Verdrehungen ihres Körpers, den sie für diesen Zweck ganz besonders bemalt haben.

Gar seltsam sind die Tänze der Camacans in den Urwäldern Brasiliens, sie werden mit einem Trinkfeste verbunden. Männer und Frauen gehen in bunter Reihe, singend und in gleichmäßiger Bewegung um das den gemeinsamen Cawatrank enthaltende Faß. Alle sind im besten Schmuck.

Das sind die Anfänge der Tanzkunst, und wenn Sie, meine verehrte Freundin, die Beschreibung dieser Tänze nachlesen und durch die erläuternden Abbildungen in den Werken unserer Reisenden Sich noch mehr vergegenwärtigen, so wird Sie oft, wie es mir öfter ergeht, im Theater ein Lächeln überfallen, wenn Sie die Anstrengungen unseres Ballets mit ansehen.

Mit der Entwickelung der gesellschaftlichen Verhältnisse und der religiösen Ideen wird auch der Tanz weiter fortgebildet. Kriegsvorfälle, Jagdscenen, ja mythologische Gegenstände werden durch Menschen plastisch dargestellt. Man begnügt sich nicht mehr mit dem gewöhnlichen Schmuck, sondern man fertigt aus geeigneten Stoffen Masken, welche sowohl Thiere, als auch überirdische Wesen vorstellen. Die bairischen Reisenden schildern uns einen jener tollen Tänze, welche sie bei den brasilianischen Juris mit ansahen und wobei diejenigen Thiermasken getragen wurden, die Sie in der brasilianischen Abtheilung der münchener naturhistorischen Sammlung gesehen haben. (S. C.-G. I. 257 ff.)

Bei weitem mehr ausgebildet ſind die Tänze der Nordamerikaner, namentlich die Kriegs- und Siegestänze und die religiöſen, wobei ebenfalls Masken angelegt werden, welche die mythologiſchen Thiere darſtellen, namentlich den Bär und den Biſon. Dieſe Tänze werden beſonders vor dem Beginne einer großen gemeinſamen Jagd aufgeführt, um von den Göttern Glück und Gelingen zu erhalten. Dabei ſuchen die Tänzer die eigenthümlichen Bewegungen der Thiere nachzubilden. (S. C.-G. II. 108 ff. und 213 ff.)

Alle dieſe Tänze ſind von Geſängen begleitet, die auf den unterſten Culturſtufen aus bloßen Ausrufungen und einzelnen Wörtern beſtehen, die aber bei weiterem Fortſchritt zu wirklichen Liedern erwachſen. Ich will Ihnen, liebe Freundin, eines der Kriegslieder der Lenapekrieger mittheilen:

O ich Armer, der ich auszieh zu ſtreiten gegen den Feind,
Und weiß nicht, ob ich heimkehren werde,
Mich zu erfreuen der Umarmungen meines Weibes und meiner Kinder.
O armes Geſchöpf, deſſen Leben nicht in ſeiner Hand,
Der über ſeinen Leib nicht Macht hat,
Doch aber ſeine Pflicht zu thun verſucht
Für ſeines Volkes Wohlfahrt.
O Du großer Geiſt dort oben
Habe Mitleid mit meinen Kindern und meinem Weibe.
Verhüte, daß ſie meinetwegen nicht trauern!

Laß es mir in dieſem Unternehmen gelingen,
Daß ich meinen Feind erſchlagen möge
Und heimbringe die Siegeszeichen
Zu meiner theuern Familie und meinen Freunden,
Daß wir mit einander uns freuen.
O habe Mitleiden mit mir,
Gieb mir Muth und Stärke, meinem Feind entgegen zu gehen,
Vergönne mir zurückzukehren zu meinen Kindern,
Zu meinem Weibe und meinen Anverwandten,
Habe Mitleid mit mir und behüte mein Leben,
Und ich will Dir ein Opfer bringen.

In ähnlicher Weiſe lauten auch die Geſänge anderer Amerikaner.

Die Geſänge der Lappländer ſind etwas anderer Art. Urtheilen Sie aus folgendem Liebeslied, das ein junger Lappe auf dem Wege zu ſeiner Braut ſingt:

Kulvaſatz, mein kleines Renthier, wir müſſen eilen und unſere Reiſe ferner fortſetzen, der Moraſt iſt groß und ich kann nicht mehr ſingen. Der See Kaige iſt mir nicht verdrießlich. Gehab Dich wohl, Du See Kailwi. Ich habe vielerlei Gedanken, wenn ich über den See Kaige reiſe. Mein Renthierchen, laß uns behend und geſchwinde ſeyn, ſo werden wir den Weg bald hinter uns legen und dahin gelangen, wo ich meine Liebſte werde antreffen. Kulvaſatz, mein Renthierchen, ſchau doch zu, ob ſie ſich nicht badet.

Nächſt dieſen kurzen Geſängen haben namentlich

die Polarvölker, die oft wochenlang in ihren eingeschneiten Hütten sitzen müssen, sehr interessante Erzählungen, welche sie durch charakteristische und lebhafte Gebärden illustriren; sie stellen Erlebtes auf der Jagd, beim Fischfang, auf Reisen dar. Sie erzählen Geschichten von ihren Thieren, ihren Vorfahren und namentlich auch von ihren Gottheiten, wie z. B. die Kamtschadalen ganze große Legenden von ihrem Kutka besitzen. (S. C.-G. II. 318.)

Die darstellende Redekunst wird bei den Polarvölkern wie bei den nördlichen Amerikanern nicht allein zur Ergötzlichkeit oder für religiöse Zwecke angewendet, sondern sie dient auch zur Unterstützung des öffentlichen Lebens.

Ist z. B. ein Grönländer von einem andern so beleidigt worden, daß unter jungen europäischen Hitzköpfen ein Duell die Folge seyn würde, so nimmt er die angethane Schmach ganz ruhig hin, fertigt aber ganz gemächlich einen satyrischen Gesang, den er seinen Hausgenossen, namentlich den Frauenzimmern so lange singend und tanzend vorträgt, bis sie ihn allesammt auswendig wissen. Darauf macht er in der ganzen Gegend bekannt, daß er auf seinen Widersacher singen werde. Dieser stellt sich denn auch ein und begiebt sich mitten in den Kreis, worauf der Kläger, von der Trommel begleitet, seinen Gesang anstimmt, den der

Beklagte sodann in ähnlicher Weise beantwortet, worauf der Kläger abermals eine Erwiderung folgen läßt. Der Wettgesang dauert so lange, bis einer der Sänger die Lacher vollständig gewonnen hat und zum Sieger erklärt worden ist. Bei diesen Wettgesängen wird die Wahrheit vollständig gesagt, allein eine Unanständigkeit oder Grobheit kommt dabei so wenig vor, wie in der Unterhaltung der Amerikaner. Aehnliche Erscheinungen finden wir bei den Kamtschadalen.

Die nördlichen Amerikaner verwenden bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. wenn ein Jüngling um sein Mädchen bei den Eltern anhält, bei gerichtlichen Verhandlungen, bei Botschaften und Friedensschlüssen große Sorgfalt auf die Darstellung ihrer Ansichten und Gedanken. Sie tragen dieselben in guter Ordnung, in gewählten Ausdrücken deutlich vor, suchen sie durch Bilder und Vergleichungen zu erläutern und ihre Reden entbehren niemals einer würdevollen Anmuth. (S. C. G. II. 182. 185.)

Bemerkenswerth ist es, daß die Amerikaner es verstehen, ihre Gedanken und Kenntnisse durch äußere, willkürliche Anhaltepuncte zu unterstützen und festzuhalten. Es sind dieß Schnüre aus bunten Perlen, Corallen, verschiedenfarbige Holzstückchen, von denen sie, wie wir von einer Schrift, die Sätze ablesen. Es ist dieß der Anfang einer Schrift. In ähnlicher Weise

haben die Insulaner der Ostsee Knoten, an die sie ihre Kenntnisse hängen; es verhält sich aber damit eben so, wie mit den Felsen, Bäumen, Bergen, an welche sich gewisse Sagen anlehnen.

Sie sehen also, meine verehrte Freundin, daß auch die passive Rasse alle Elemente der Cultur in sich trägt und daß sie im Stande ist, dieselben bis zu einem gewissen Grade aus sich zu entwickeln, wenn nur dazu eine äußere Veranlassung vorhanden ist. Wir finden bei ihr das Feuer, die Ehe, die Grundbegriffe von Besitz und Eigenthum; wir finden religiöse Ideen, so wie die ersten Anfänge der Künste. Und so können wir nun dieselbe verlassen und zur Betrachtung der activen Menschenrasse übergehen.

Achter Brief.

Sie beklagen Sich, meine verehrte Freundin, daß die Geschichtschreiber nur immer von den Männern reden, daß von den Frauen und ihren Bestrebungen so ganz und gar nicht die Rede sei und daß, wenn einst das Menschengeschlecht wie die Mammuthe und Ichthyosauren nur noch in den Schichten der Gebürge als Petrefactentrümmer vorhanden seyn würde, keine

Seele ahnen werde, daß es auch Frauen gegeben habe. Da sey, sagen Sie, in den Chroniken und Geschichtswerken nur immer die Rede von den Thaten der Männer, ihren Schlachten und Kriegen, ihren Staatseinrichtungen und Verhandlungen, ihrer Gelehrsamkeit und ihren Kunstwerken. Die Herren Historiker thun, als gäbe es gar keine Frauen in der Welt.

Diese Ihre Klage aber giebt mir willkommene Veranlassung, Ihnen eine kleine Auseinandersetzung über das Verhältniß der Frauen zur Entwickelung der Menschheit überhaupt vorzulegen, die Sie hoffentlich mit Ihrer Stellung versöhnen wird.

Betrachten wir die niedersten Culturstufen, so finden wir die Frauen allerdings als das erste Hausthier, als das Lastthier des Mannes, ein willenloses Werkzeug für seine Bedürfnisse, das er sich erwirbt wie ein Geräth, eine Waffe, welche er von ihrem vorigen Besitzer eintauscht. Allein, der Mann selbst ist ja auf diesen Stufen der Cultur nur das willenlose Werkzeug seiner Bedürfnisse und sinnlichen Triebe, denen er sich rücksichtlos hingiebt.

Treten wir aber diesen Zuständen näher, so bemerken wir schon hier, wie die Frauen bei weitem milder erscheinen, als die Männer. Sie zeigen eine Schamhaftigkeit, die ihren Männern ganz fremd ist; sie suchen vor dem Auge des Europäers die schmuck-

lose Roheit ihrer Zustände zu verbergen, ja dieselben zu schmücken. Sie sind es, welche ihre Männer und Kinder bemalen, nachdem sie denselben ihre Nahrung gegeben. Schon die Mutterliebe stimmt ihre Seelen milder, als die ihrer Männer sind, und so sind sie denn schon auf diesen tiefen Stufen der Cultur das mildernde, besänftigende Element im gesellschaftlichen Leben.

Bei weiterem Fortschritt, wie z. B. bei den Eskimos und nördlichern Amerikanern, treffen wir die Frauen auch schon in einer würdigeren Stellung. Sie bleiben hier nicht ohne Einfluß auf den Willen der Männer, deren Liebe sie sich durch ihre Geschicklichkeit in feineren Flechtwerken, in der Ausschmückung ihrer Kleider und Geräthe zu erwerben wissen. Sie sind auch hier diejenigen, die den unglücklichen einzelnen Fremdling in Schutz und Pflege nehmen und die Habsucht oder Mordlust ihrer Männer von ihm abhalten. Als Mungopark elend und hülflos im Innern Afrikas verschmachten wollte, war es eine Frau, die ihn dem Leben wiedergab. Alle Reisende sind einstimmig über die Güte und Milde, womit Negerfrauen und Mongolinnen den bedürftigen Reisenden aufnehmen. Finden wir doch schon auf Culturstufen, wie sie die Kamtschadalen und Lappländer zeigen, daß die Frauen den Funken der Poesie in den Seelen der Männer erwecken.

Dieß sind Erscheinungen an der passiven Rasse,

wo überall und immer die Frauen diejenigen ſind, welche die rohen Zänkereien und Streitigkeiten der Männer ſchlichten, ſie beſänftigen und über Aufrechthaltung der Sitte wachen, als deren Schöpferinnen ſie eigentlich zu betrachten ſind.

Am glänzendſten treten aber die Frauen in der anderen Raſſe auf und zwar bereits in den Culturſtufen derſelben, die wir als die urſprünglichen, als die anfänglichen betrachten müſſen, bei den Tſcherkeſſen und Arabern. Hier finden wir die Frau nicht mehr als die Sclavin, ſondern als die Freundin und Gefährtin des Mannes, um deren Liebe er ſich bewirbt, deren Urtheil er beachtet, deren liebenswürdige Eigenſchaften er verehrt. Die Mädchen wachſen in Gemeinſchaft mit den Jünglingen auf, nehmen an ihren Uebungen und Spielen Antheil und es haben ſo die jungen Leute Gelegenheit, ſich gegenſeitig kennen zu lernen. Die jungen Leute haben bei der Wahl ihres künftigen Ehegatten die Hauptſtimme, obſchon die Braut den Eltern abgekauft werden muß. Der Jüngling feiert das Mädchen ſeiner Wahl durch allerlei Aufmerkſamkeiten und Huldigungen, Geſchenke und Lieder. Die Frau des Tſcherkeſſen, wie des Beduinen nimmt an den Arbeiten und Sorgen, an dem Glück und Unglück Antheil, ſo wie ſie auch an den Würden und Ehren ihres Mannes Antheil hat. Ihr iſt die erſte Ausbildung

des Knaben, wie der Tochter übertragen und sie pflanzt in die Brust des künftigen Kriegers die Gefühle der Vaterlandsliebe, der Ehrfurcht für die Götter, für Poesie, für Waffenruhm. (S. C.-G. IV. 22.)

Sie sehen also, daß die Frauen der activen Rasse auch an der höheren Stellung derselben Theil nehmen; ja es geht die Sage, daß sie in dem Ländergebiet, welches die Heimath dieser Rasse ist, sogar eine Zeit lang eine selbständige Stellung eingenommen haben. Ich meine die Amazonen, die am Maötis-See und in Libyen selbständige Reiche gehabt haben sollen, in denen die Männer eine sehr niedrige, dienende Stellung einnahmen. Die Sage meldet, daß sie das Trojanische Reich unter Laomedon bedroht, unter Priamos aber dasselbe gegen die Griechen beschützt hatten. Sie erinnern Sich des ersten Gesanges von Quintus Smyrnäus, der uns die romantische Geschichte der Penthesileia schildert. Ferner aber berichtet die Sage, die sich freilich an keine Chronologie bindet, daß Hercules das Amazonenreich zertrümmert habe, so daß nur schwache Ueberreste sich davon erhalten. In der romanhaften Geschichte Alexanders des Großen tritt aber nochmals die Amazonenkönigin Thalestris auf, indem sie mit 300 ihrer Heldinnen dem siegreichen König sich vorstellt.

Die Sage von den Amazonen aber ist gewisser-

maßen die poetiſche Verklärung weiblichen Heldenthums, denn die Frauen der Tſcherkeſſen und Beduinen ſind eben ſo wohl wie die der alten Germanen und der modernen Spanier und Holländer im Stande, in der höchſten Noth und Gefahr die Waffen zu ergreifen und dem Feind, der ihre Männer erſchlagen hat und ihre Heimath bedroht, mit Erfolg entgegen zu treten. Die Sage enthält aber auch die Wahrheit, daß ein Volk ohne Männer eben ſo wenig als eines ohne Frauen Beſtand haben könne.

Von der allgemeinen Anerkennung weiblicher Macht, die auf Schönheit und Liebenswürdigkeit gegründet iſt, geben ferner die Mythologien aller activen Nationen Zeugniß — wir finden in den Religionen, die vom Kaukaſus und Himalaya ausgegangen ſind, immer Göttinnen neben den Göttern, während in den Mythologien, welche die reinpaſſiven Stämme hervorbrachten, ſtets männliche Gottheiten obenan ſtehen. Die ägyptiſche Mythologie hat den Urvater der Götter und eine Urmutter, Neph und Sate. Die andern großen Götter, wie Amun, Phtah, Ra u. ſ. w. haben ſtets Gemahlinnen, eben ſo wie auch Oſiris, der mit ſeiner Iſis das heilige Land Aegypten zur Cultur führte. Die Religion des griechiſch-römiſchen Culturkreiſes hat eben ſo ihre weiblichen Gottheiten wie die der ſcandinaviſch-germaniſchen und der indiſchen Völker.

Vor allem aber wird in diesen Fällen die Frau als Vorsteherin der Liebe, als Venus und Freia, des häuslichen Glückes, als Here, der tieferen Einsicht in die practischen Kenntnisse, als Athene gefeiert. Selbst die altamerikanischen durch active Stämme gegründeten Reiche besaßen eine Mythologie, die der Frau jene ehrenvolle Stellung unter den höchsten Wesen sicherte. Finden wir doch in der Mythologie der Kaukasier, die allerdings in frühester Zeit von persischen, später von christlichen und mahomedanischen Ideen berührt wurde, ein erhabenes göttliches Wesen weiblichen Geschlechts, dessen gegenwärtiger Name Meriam ist.

Die große Bedeutung der Frauen erkennt ferner die Sage der Griechen in der Medea, Helena, Klytemnestra und anderer Frauen des herakleischen und trojanischen Sagenkreises an und die Poesie, wie die plastische Kunst hat ihre Gestalten auf das herrlichste ausgebildet.

Blicken wir auf das christliche Mittelalter, so finden wir auch hier eine hohe Verehrung der Frauen, die sich in religiöser Hinsicht zunächst in dem Cultus der heiligen Jungfrau und der übrigen heiligen Frauen ausspricht. Wie im Kaukasus noch heute, so waren bei den heidnischen, wie bei den christlichen Germanen die Frauen und die Liebe und Verehrung derselben

der Quell aller Poesie, und Chriemhilde, Gudrun, Isolde und alle jene erhabenen Gestalten bildeten eine Art weltlicher Mythologie. Ich brauche Sie nicht erst an alle jene Stellen der altdeutschen Gedichte zu erinnern, welche mit Begeisterung die Ehrfurcht und Ergebenheit gegen die Frauen lehren, wie Dietrich von Bern sagt:

Im folget nimmer Sälde und Gut,
Wer an Welben missethut.

Ich erinnere Sie ferner an Beatrice, welche Dante und an Donna Laura, welche Petrarca in ihren Gedichten verklärt haben, und an die zahlreichen Lieder unserer deutschen Dichter, von Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, Heinrich Veldeck, Hartmann von der Aue, Markgraf Heinrich von Meißen, Walther von der Vogelweide, bis auf Klopstock, Goethe und Schiller, worin den Frauen die gebührende Huldigung dargebracht wird.

Selbst im Orient und in China, wo Clima und Verhältnisse des öffentlichen und religiösen Lebens, ja selbst die physische Constitution den Frauen gewisse Beschränkungen auferlegen, fehlt es ihnen nicht an mannichfacher Anerkennung; die Geschichten der tausend und einen Nacht, die arabischen und indischen Dichtungen enthalten genug Lobeserhebungen und Ehrenbezeigungen für die Damen. Von der Galanterie der

Chineſen aber geben ſchon die wenigen Romane genügendes Zeugniß, welche Abel Remúſat und St. Julien überſetzt haben. Der Chineſe ehrt die Frau namentlich in ihrer Eigenſchaft als häusliche Wirthin und als Mutter, daher denn auch die erſte Gattin, wie bei den alten Aegyptern, als die Herrin des Hauſes betrachtet und gefeiert wurde. Was aber ſagen Sie dazu, daß in China das Geſetz, nicht die Gnade des Herrſchers, denjenigen Frauen und Mädchen, die ſich durch erhabene Tugend auszeichnen, eben ſo wie verdienten Männern einen öffentlichen Ehrenbogen zuerkennt? (S. C.-G. VI. 218.)

Daß in der Geſchichte der Staaten und Völker vornehmlich von den Männern die Rede iſt, daß in den Rathsverſammlungen wie in den Bataillonen der Schlachtlinien die Männer ſtehen, daß ſie es ſind, welche die Schifffahrt, die Landreiſen machen, welche die Feuerwaffen, die Dampfmaſchinen richten und lenken, dieß iſt der ihnen vom Schöpfer ſelbſt angewieſene Beruf. Unſere ſtärkeren, kantigen Knochen, unſere feſtere Musculatur unterſtützen unſere Willenskraft, die den Mann aber auch zu manchen unſchönen, harten und wilden Handlungen veranlaßt.

Dennoch hat die Natur auch aus dem weiblichen Geſchlecht ſtarke Geiſter erweckt, die wie Semiramis und Dido, Zenobia, Eliſabeth und Anna von England,

Christina von Schweden, Katharina von Rußland, Maria Theresia von Oestreich ganze Staaten beherrscht und das Geschick der Völker gelenkt haben. Der Ruhm dieser außerordentlichen Frauen wird so lange dauern, als überhaupt von großartigen Menschen die Rede seyn wird.

Wollten wir aber in das Detail der Staatengeschichte, der Literargeschichte alter und neuer Zeit eingehen und dem minder laut auftretenden, stillen Einfluß der Frauen auf die Geschichte der Völker, auf die Entwickelung der Literatur nachspüren, so würden wir auch hier den Frauen überall begegnen. Sie regen an durch Blicke und Worte, sie mildern überall, sie verstehen es durch tausend jener Mittel, welche sie unmerklich wirken lassen, den unbeugsamen, starren Willen der Männer geschickt nach ihren Absichten, jenen unbewußt, zu lenken. War es nicht vorzugsweise die Gemahlin des Herzogs Heinrich von Sachsen, welcher wir die Einführung des Protestantismus in dem albertinischen Landestheile verdanken? Wir kennen nicht den Einfluß, den Katharina von Bora auf das stürmische Gemüth unseres Luther hatte; stand doch selbst der gewaltige Hildebrand unter dem Einfluß der Markgräfin von Canossa. Wir wissen es, welchen bedeutenden Einfluß Emilie von Chatelet auf Voltaire hatte und wie sehr die Mutter, die Schwester und

die Freundinnen zur Entwickelung von Goethes Geiſte beitrugen, iſt ja mehrfach nachgewieſen worden. Können wir uns Auguſt ohne Livia, Eginhard ohne Emma, Dante ohne Beatrice, Petrarca ohne Laura, Napoleon ohne Joſephine denken?

Es wird alſo, verehrte Freundin, ſehr nothwendig ſeyn, wenn wir die Geſchichte der Menſchheit gründlich erkennen wollen, ſtets ein aufmerkſames Auge auf die Frauen zu richten. Giebt Clima und Lage eines Landes zunächſt die Richtung für die Entwickelung eines Volkes, geſtalten die Männer die Formen des öffentlichen Lebens, ſo ſind es namentlich die Frauen, welche die Geſtaltung des häuslichen und gemüthlichen Lebens beherrſchen. Sie ſind die Bildnerinnen der Sitte; ſie beherrſchen die häuslichen, geſelligen Kreiſe, ſo wie ſie auch das öffentliche Leben verſchönern und ausſchmücken. Sie rufen den Krieger zum Kampfe, und wenn der Neger, der ſeinem Feinde entgegengeht, ſich mit grellen Farben beſchmiert, einen ſcheußlichen Tigerkopf auf ſein Haupt ſetzt und ſeine Feigheit möglichſt hinter gräßlichen Attributen zu verſtecken ſtrebt, ſo wird der europäiſche Ritter von ſeiner Dame mit der von ihr geſtickten Feldbinde und Helmzier verſchönert und ſeine Rüſtung dadurch veredelt. Die Volksfeſte verzieren die Damen durch die Fahnen, Blumengewinde und Teppiche, die ſie dafür anfertigen.

Ja sie sind es, welche Altäre und Gotteshäuser sinnig mit Blumen und Stickereien ausschmücken. Bei den feierlichen Marienfesten tragen schöne Frauen das Bild der heiligen Jungfrau auf schönverzierter Bahre dem Priester nach.

Und so begegnen wir bei den Völkern activer Rasse überall den Frauen als dem verschönernden, verzierenden Elemente. Wollen Sie Sich das aber recht deutlich machen, so begeben Sie Sich dahin, wo der Mann, getrennt von der Frau, allein waltet. Treten Sie mit mir in eine Caserne. Ordnung herrscht hier allerdings, das ist wahr. Es ist aber diese Ordnung jene kalte Schönheit des Cristalls, der geometrischen Figur, des Rechnenexempels. Treten wir in eine Expedition eines Post-, Steuer- oder Accisamtes! Das Erste, was Ihnen auffällt, ist der Mangel an Gardinen, der Streusand und Schnupftabak, der die Tische bedeckt, die Papierspäne auf dem Fußboden, der Zustand der Stühle und Tische! Oder wollen wir uns gar in die eingerostete Wirthschaft eines alten Junggesellen begeben? zu unserem Freunde Schlemihl, dessen Meublement drei Generationen geliefert haben, Großeltern, Eltern und er selbst? Betrachten wir sein Sopha, an welchem jedes Kissen entweder einen andern oder gar keinen Ueberzug hat, wo stets ein Sortiment der verschiedenartigsten Flaschen umher-

steht und Ober- und Untertasse in wilder Ehe zusammenleben?

Sie sehen, meine theure Freundin, daß ich und mit mir wohl jeder verständige Mann die hohe Bedeutung der Frauen und ihres stillen Waltens in der Geschichte der Menschheit willig anerkennen wird. Sie werden auch aus den bisher erschienenen fünf Bänden meiner Culturgeschichte das Bestreben erkannt haben, diese Bedeutung möglichst treu und aus den vorliegenden Thatsachen darzustellen, und ich hoffe, Ihr Lob zu verdienen, wenn ich auf dem betretenen Wege in dieser Weise beharrlich fortfahre.

Neunter Brief.

Kehren wir nun, verehrte Freundin, nach dieser Abschweifung zu unserer Betrachtung zurück. Wir haben nun die Zustände der activen Rasse, wo sie selbständig und ungemischt dasteht, zur Anschauung zu bringen und wenden uns daher zu den Bewohnern der kaukasischen Gebürge und der arabischen Wüsten.

Tscherkessen und Beduinen bilden Stämme, die seit Jahrtausenden, allerdings begünstigt von ihrer climatischen Lage, in merkwürdiger Reinheit sich er-

halten haben. Es fanden allerdings fortwährend Auswanderungen von beiden Ländern Statt, allein nie eine größere Einwanderung.

Vergleichen wir nun diese activen Massen mit den passiven, so bemerken wir an ihnen einen schlanken Körperbau mit kräftig entwickelter Musculatur, breiter, gewölbter Brust, aus welcher auf schlankem Hals ein schöngebildeter Kopf emporragt. Die Stirn ist hoch, der Schädel rund, das Vorderhaupt hervortretend, ja man hat den ganzen Schädelbau mit der gewölbten Kuppel eines Doms verglichen. Die Augen sind groß, bei den Männern mehr rund, die Grundfarben entweder blau oder schwarz, oder vielmehr, wie Buffon bemerkt, orangefarben, das bis in das tiefste Dunkelbraun übergeht. Die Nase ist entweder adlerschnabelartig oder gerade in gleicher Linie mit der Stirn fortlaufend, das Kinn tritt kräftiger hervor, als bei der passiven Rasse, die Wangenknochen sind weniger vortretend, als bei dieser. Das Haar ist weich und seidenartig, namentlich bei den Frauen, und oft zart geringelt, die Farbe desselben vom tiefsten Schwarz, durch alle Nüancen des Kastanien- und Rothbraunen bis in die Farbe des Goldes und des gereiften Kornes. Der Bart ist kräftiger entwickelt als bei den passiven Volksstämmen. Die Sinneswerkzeuge sind im Naturzustande und bei fortgesetzter Uebung nicht minder vortrefflich

als bei den passiven Völkern, doch scheinen Geruch und Geschmack und Gefühl noch bildsamer zu seyn. Wollen Sie Sich diese Bemerkungen noch mehr zur Anschauung bringen, so vergleichen Sie die Portraits der altägyptischen Könige in Rosellinis Monumenti reali, die Gesichtszüge der altgriechischen und altrömischen Götter, Heroen, Herrscher in unseren Museen mit den Physiognomien der eingebornen Amerikaner, Neger und Mongolen.

Nächstdem unterscheiden sich die activen Völker von den passiven dadurch, daß unter ihren Individuen eine bei weitem größere Mannichfaltigkeit in körperlicher wie in geistiger Bildung herrscht und daß sie weit mehr Anlage zu selbständiger und eigenthümlicher Entwickelung zeigen, während die passiven jene Einförmigkeit haben, welche wir an den wolletragenden Thierheerden bemerken. So beherbergt der Kaukasus z. B. eine Menge Völker, welche trotz ihrer Uebereinstimmung in Tracht, Sitte und Lebensweise die auffallendsten Unterschiede in körperlicher Bildung und Sprache an sich tragen. Die Ossetinen sind blond und blauäugig, während die Tscherkessen braune oder schwarze Augen und dunkles Haar haben. Auch unter den Kurden begegnen wir derselben Erscheinung, nicht minder unter den Kaschmirern, welches große, breitschulterige, kräftige, listige, zu Streit und Hader aufgelegte Menschen sind,

mit weißer Haut und Gesichtsfarbe. Das Gesicht ist länglich, mit Juden-Zügen und dunkelbraunem oder schwarzem Haar und Bart. Das weibliche Geschlecht von Kaschmir zeichnet sich durch blendend weiße Haut und reizende Formen aus. Die Kafirmänner zeigen regelmäßige, griechische Züge, blaue Augen und schöne Gesichtsfarbe. Ich habe bereits früher die Ansicht ausgesprochen, daß die active Rasse sich vielleicht — denn hier bedarf es noch jahrelang fortgesetzter, genauer Forschungen — in zwei Hauptarten theilen lasse, in eine lichthaarig-blauäugige, wie wir im Allgemeinen die germanischen Völker finden, und in die mit dunkeln Haaren und Augen, wie wir die romanischen Südeuropäer im Allgemeinen finden.

Wenden wir uns, meine verehrte Freundin, zu den geistigen Eigenschaften der activen Rasse, so tritt uns der Unterschied vor der passiven erst recht auffallend vor die Augen. Namentlich finden wir an der Stelle der gränzenlosen Indolenz, des steten Strebens nach Ruhe eine nimmerrastende Regsamkeit, eine höhere geistige Lebenskraft, die fortwährend sich gëltend zu machen sucht; eine kräftigere Willenskraft, die so leicht keinem Hindernisse weicht, ein Streben, die Erscheinungen zu erforschen, zu ordnen, zu gestalten, ein Streben in die Ferne, ins Weite. Dieß tritt in dem einzelnen Individuum, wie an ganzen Stämmen und

Völkern der activen Raſſe hervor. Wenn die Geſchichte der paſſiven Völker, der Neger, der Eskimos, der nördlichen Amerikaner dem ruhigen Spiegel eines Binnenſees gleicht, ſo iſt die der activen Völker, der Kaukaſier, Perſer, Griechen und Römer, namentlich aber die der germaniſchen Stämme dem gewaltigen Strome zu vergleichen, der gewaltſam aus den Gebürgen hervorbricht und die niederen Höhenzüge durchbrechend, der nimmerraſtenden See zuſtrebt. Bewegung, Fortſchritt, in geiſtiger Beziehung, wie in körperlicher, das charakteriſirt die activen Individuen und Nationen.

Die Druſen des Libanon, die Kaukaſier, die Kurden, die Afganen, die Kafirs, die Kaſchmirer, die Maratten und die Bewohner der Ghats in Vorderindien ſcheinen die ächten Nachkommen der urſprünglichen activen Raſſe zu ſeyn, die ſich dann von ihrer alten Heimath und über die ganze Erde verbreitet hat und ſomit ihrer Beſtimmung nachkommt, die paſſive Raſſe ihrem Traumleben zu entreißen und im Verein mit ihr eine höhere Cultur hervorzurufen.

Treten wir indeſſen den Erſcheinungen näher, welche die active Raſſe darbietet, wo ſie ſich rein und unvermiſcht findet, ſo zeigt ſie, wie ſchon bemerkt, eine nicht minder große Vollkommenheit der Sinne, als die paſſive. Der Beduine giebt dem Bewohner der amerikaniſchen Prairien und der ſibiriſchen Steppen nichts

nach in der Schärfe des Gesichts, des Gehörs und des Geruchs. Der Beduine bemerkt die leisesten Spuren der Fußtritte der Carawanen, wenn sie auch schon vor mehreren Tagen die vom Winde bewegte Sandwüste durchzogen, ja erkennt an der Beschaffenheit derselben, ob die Reisenden Einheimische oder Fremde waren, ob die Lastthiere leicht oder schwer beladen gewesen. Der Tscherkesse entwickelt denselben Scharfsinn in seinen Gebürgen, wie der Nordamerikaner, er wittert auf weite Strecken die Anwesenheit der Feinde.

Was aber Geschmack und Gefühl betrifft, so ist die active Rasse jedenfalls feiner organisirt, als die passive. Amerikaner, Neger und Mongolen schlingen unglaubliche Massen verdorbener oder ekelhaft zubereiteter Thier- und Pflanzenstoffe in sich hinein, während der Tscherkesse und Araber sein schmackhaft und reinlich zubereitetes Mahl zu bestimmten Zeiten mäßig genießt. Die Buschmänner und Polarvölker starren von Schmutz, der Amerikaner bedeckt seine Haut mit dicken Erdfarben, der Neger salbt sich mit Talg und Fett, während der Tscherkesse jeden Stoff, der seine Haut verunreinigt, sorgfältig entfernt, woran den Beduinen nur die Seltenheit des Wassers verhindert.

Die Kleidung der activen Völker ist dem Clima angemessen, aber selbst in der Gluth der arabischen Wüste finden wir sie nicht in der Nacktheit der Ameri-

kaner oder Australier und Californier. Ihnen fehlt nicht das Gefühl der Scham, das bei der passiven Rasse nur dem weiblichen Geschlechte eigen ist — so wie sie auch noch ein lebhaftes Ehrgefühl entwickeln. Die Kleidung der activen Völker ist zweckmäßig und sauber. Der eigentliche Schmuck dagegen, womit wir alle passiven Völker und namentlich die Männer überladen sehen, ist fast ausschließlich den Frauen überlassen. Der Schmuck des Mannes besteht in seinen Waffen.

Wir finden allerdings die active Rasse in den Wüsten als Hirten, ohne feste Sitze; allein wo sie in den Gebürgen und fruchtbaren Niederungen leben, haben sie feste, meist steinerne Wohnungen, denen es niemals an einer gewissen Zierlichkeit und Reinlichkeit fehlt. Hier leben sie von Ackerbau, Obstzucht und halten nebendem Heerden von Milch und Eier liefernden Thieren, denen sie eine besondere Pflege widmen. Die Jagd wird nur beiläufig und mehr zur Uebung und Ergötzlichkeit, als des sichern Gewerbes wegen betrieben. Bei der passiven Rasse besorgt der Mensch allein die Jagd, die activen Stämme aber richten sich hierzu Hunde, den Leoparden und einige Falkenarten ab. Sie bringen auch ihre Erfahrungen in ein gewisses System und betreiben die Jagd mit klarem Bewußtseyn.

Die passiven Völker begnügen sich mit dem, was die Natur freiwillig darbietet, ihre Werkzeuge fertigen

ſie aus Stein, Knochen, Zähnen, Muſcheln und Holz, und es iſt nicht wahrſcheinlich, daß die paſſiven Nationen aus eigener Kraft die Bearbeitung der Metalle gelernt haben. Wir finden allerdings die wilden Afrikaner im Beſitz der Metalle; allein Afrika iſt dasjenige Land, das gerade am längſten dem Einfluß der activen Raſſe offen geſtanden hat. Die Neger namentlich haben ſeit uralter, wohl 2000 Jahr vor Chriſti Geburt hinaufreichender Zeit die Kenntniß von Gold und Eiſen; allein, wer Erzeugniſſe negeriſcher Schmiedekunſt aus eigener Anſchauung kennt, muß bekennen, daß ſie die erſten Anfänge der Kunſt nicht überſchritten haben. Wie vollendet ſind dagegen nicht die Metallarbeiten der alten Azteken, der Aegypter, Perſer, ja ſelbſt der Kaukaſier, namentlich ihre Kettenpanzer und damascirten Klingen. Vor allem aber iſt bemerkenswerth die Kunſt, aus zwei gemiſchten Metallen ein drittes, die Bronze zu bereiten, die wir überall im Gefolge der activen Raſſe in allen Erdtheilen, in allen Zonen antreffen. (S. C.-G IV. 257.)

So ſind denn auch die Geſpinnſte, Gewebe, Flechtwerke und Stickereien der Kaukaſier bei weitem vollkommener, zuſammengeſetzter und dauerhafter, als die Produkte dieſer Art, die wir bei rein paſſiven Völkern antreffen, ja die Sage bezeichnet geradezu die activen Stämme als die Erfinder und erſten Lehrer der Webekunſt.

Recht deutlich tritt uns der ſtrebſame Geiſt der activen Völker entgegen, wenn wir ſie in ihrem Verhältniſſe zur See betrachten. Wir finden allerdings ſchon bei den paſſiven Küſtenvölkern, den Peſcheräh, Californiern und Negern, die Anfänge der Schiffbaukunde, womit ſie Flüſſe, Binnengewäſſer und die Seeküſte befahren, wenn ſie der Reichthum an Fiſchen u. a. Seethieren dazu reizt. Sie kennen aus Beſchreibung und Modellen die aus Baumrinde gefertigten Kähne der Peſcheräh und Nordamerikaner, die aus Häuten gearbeiteten Omajake und Kajake der Grönländer, ſo wie die aus ganzen Baumſtämmen ausgehöhlten Canots der Neger und Amerikaner. Allein kein paſſives Volk denkt an das Jenſeits, zu welchem die See daſſelbe wohl leiten könnte. Der Neger betrachtet die See als etwas Grauenhaftes und Fürchterliches. Die activen Stämme aber werden, wenn ſie einmal in Bewegung geſetzt ſind, ſo wenig durch die öde See aufgehalten, als Urgebürge oder Sandſteppen ihren Lauf zu hemmen im Stande ſind.

Unter den Erſcheinungen des Familienlebens haben wir zunächſt als das am meiſten Charakteriſtiſche die Stellung der Frauen zu betrachten, die ganz von der verſchieden iſt, welche ſie bei den paſſiven Nationen einnehmen. Die Frauen der Beduinen, wie der Tſcherkeſſen ſind die Freundinnen und Gefährtinnen ihrer

Männer, die ſtets mit Achtung und Schonung behandelt werden. Ja ſie ſind es, aus deren Händen der Tapfere, der Ausgezeichnete ſeinen Lohn empfängt. Ihr Beifall ſpornt die Männer zu erhabenen Thaten.

Das öffentliche Leben der activen Völker gleicht in ſeinen Formen dem der rein paſſiven, ſo fern auch ſie noch rein und ungemiſcht daſtehen. Jeder iſt dem Andern gleich, Keiner hat mehr Recht als der Andere, wie denn auch in Bezug auf geiſtigen, wie irdiſchen Beſitz noch eine merkwürdige Gleichheit herrſcht. Bei Berathungen, welche das allgemeine Wohl betreffen, gilt die Meinung desjenigen, welcher ſich durch Triftigkeit empfiehlt, und da es gemeiniglich die Erfahrenſten ſind, die Aelteſten, bei denen ſie ſich findet, ſo wird in zweifelhaften Fällen auch ihr Rath am meiſten berückſichtigt. Bei Streitigkeiten über Beſitz, Beleidigung an Ehre und dergl. entſcheiden entweder die Gemeindeglieder ſelbſt oder man beauftragt einen durch Gerechtigkeitsliebe und Scharfſinn ausgezeichneten Mann, wie bei den Beduinen den Scheich, mit Schlichtung der etwa vorkommenden ſtreitigen Fälle. Dieſer beſtimmt auch die Anwendung der durch Herkommen eingeführten Bußen, jedoch wird ſich keiner ſeinem Ausſpruch unterwerfen, der nicht von der Gerechtigkeit ſeines Urtheils überzeugt iſt. In eben derſelben Weiſe iſt denn auch die Stellung des Häuptlings, der bei

den Tſcherkeſſen der Bevölkerung eines Thales, einer Gemeinde, bei den Beduinen einer Horde vorſteht. Er hat die erſte Stimme, die Leitung der Angelegenheiten, wie etwa die gewählten Präſidenten in unſeren Kammern. Dieſe Würde iſt in der Regel erblich. Wir finden alſo hier dieſelben Geſellſchaftsformen, wie bei der paſſiven Raſſe, weil es eben die naturgemäßen ſind, die ſich auch während des Friedens ungeſtört erhalten.

Wird der Friedenszuſtand in der Familie geſtört, ſo iſt der Hausvater bemüht, denſelben wiederherzuſtellen. Beleidigt ein Mitglied eines Stammes das eines andern, ſo nehmen die beiderſeitigen Stämme Partei, und wir bemerken zwei den activen Stämmen ganz beſonders eigene Erſcheinungen, die Blutrache und das Ordale, wenn jene Beleidigung mit einem Morde endigt. Die Familie des Ermordeten ſchreit nach Rache und Wiedervergeltung. Da nun das Leben eines Menſchen durch keine Buße zu erſetzen iſt, ſo tritt der Fall ein, daß der Mörder ſein Leben ebenfalls verlieren muß. Darauf dringt die Familie des Ermordeten. Sind nun die Familien übrigens befreundet, oder erweiſet es ſich, daß der Mord mehr einem unglücklichen Zufall als einer wirklichen böswilligen Abſicht zugeſchrieben werden kann, ſo kommen wohl die Familien überein, den Mord durch eine Summe an Vieh, Getreide

oder anderen werthvollen Gegenständen zu verbüßen, dadurch aber den Frieden wiederherzustellen. Gehören beide betheiligte Familien einem und demselben Stamme an, so ist diese Herstellung des Friedens minder schwierig, da alle Mitglieder des Stammes dabei betheiligt sind; schwieriger schon ist es, wenn die Stämme einander fern oder wenn sie gar in feindseligem Verhältnisse stehen. Dann hat ein Mord wohl gar den Untergang eines Stammes zur Folge, da Mord auf Mord folgen wird.

Ist es nun den Schiedsrichtern unmöglich, einem Manne zu beweisen, daß er ein ihm angeschuldigtes Verbrechen begangen, oder ist es ihm unmöglich, durch Beweise die Anklage von sich abzuwälzen, so finden wir, daß bei allen activen Nationen die Richter das Ordale anwenden. Das heißt, sie legen die Entscheidung in Gottes Hand, indem sie den Angeschuldigten in eine Lage versetzen, deren Gefahr nur übermenschliche Hülfe abzuwenden im Stande ist. Sie lassen ihn durch Feuer springen, lassen ihn glühendes Eisen berühren. Bleibt seine Haut unversehrt, so ist seine Unschuld erwiesen; sie werfen ihn ins Wasser und halten ihn für unschuldig, wenn er darin schwimmt, oder auch sie stellen ihn einem Bewaffneten gegenüber, dessen Besiegung seine Unschuld an den Tag legt. Ich habe nachgewiesen, daß dieses Ordale sich wohl auch

bei den paſſiven Völkern, namentlich bei den Negern, findet, möchte aber meinen, daß es doch nur von den activen Stämmen zu dieſen gelangt ſey, da das Vorhandenſeyn des Ordale eine geiſtigere Religion vorausſetzt, als wir übrigens bei paſſiven Nationen finden.

Unter diejenigen Erſcheinungen, durch welche die active Raſſe ſich vor der paſſiven auszeichnet, gehört auch die, daß erſtere ſich zu einem gewiſſen Nationalbewußtſeyn zu erheben im Stande iſt. Die Eingebornen von Nordamerika z. B. ſind in eine Unzahl kleiner Völkerſchaften zerſplittert, die dem gemeinſamen Feinde gegenüber doch nie zu einer Einheit geworden ſind. Daſſelbe iſt es mit den Negern. Wie anders erſcheinen dagegen die Völker des Kaukaſus der ruſſiſchen Macht gegenüber, oder die Beduinen, von denen die Reiſenden verſichern, daß alle Beduinen ſich wie ein Volk von Brüdern betrachten und daß die Schmach, welche einem von ihnen angethan wird, von allen gleich ſtark empfunden werde.

Vor allem aber zeichnen die activen Völker ſich durch ihre religiöſen Begriffe aus. Die verworrenen, ſich widerſprechenden abergläubigen Vorſtellungen der Amerikaner und Neger habe ich Ihnen, meine verehrte Freundin, nach ihren Grundzügen bereits auseinandergeſetzt, wobei namentlich der Fetiſchismus auffallend hervortritt.

Die Religion der Tſcherkeſſen, vorzüglich aber die

der Beduinen, zeigt von einer Freiheit des Geistes, wie wir sie nur auf den höhern Stufen der Civilisation wiederfinden. Der Tscherkesse, wie der Beduine, hat durch keine der herrschenden Religionen der ihn umgebenden Nationen sich die Freiheit seiner religiösen Ansichten beschränken lassen. Namentlich ist der Beduine ein entschiedener Gegner aller leeren Ceremonien. Er glaubt an einen Gott, der die Welt erschaffen und mit liebevoller Weisheit die Geschicke der Völker lenkt; fühlt er sich in der Stimmung, sich an ihn zu wenden, so eilt er in die Wüste und überläßt sich hier den Gefühlen der bewundernden oder dankbaren Anbetung. Er vertraut auf Gott in Gefahren, er hofft auf seine Hülfe, er dankt ihm für das Glück, das er ihm und den Seinigen gewährt; allein nur äußere Uebermacht kann ihn bestimmen, durch Ceremonien, Fasten und leere Gebetformeln, die zu bestimmter Zeit hergesagt werden müssen, sich in seinem Thun und Treiben beschränken zu lassen. Den glänzendsten Beweis für diese Gesinnung liefert die Geschichte der Wechabiten. Die Beduinen, welche denselben angehörten, waren nur durch die Gewalt der Waffen dieser fanatischen Secte unterworfen worden; sobald das Haupt derselben gefallen war, kehrten sie zu ihrer alten Freiheit zurück (s. C.-G. IV. 216).

Aehnliches bemerken wir im Kaukasus, wo die

islamitiſchen Prieſter nur als Lehrer der Jugend in der Kenntniß der Schrift erſcheinen, keineswegs aber als Vermittler zwiſchen der Gottheit und den Menſchen. Wir finden allerdings im Kaukaſus außer der Verehrung eines einigen Gottes, Allvaters, den Glauben an andere elementare Geiſter, allein einen eigentlichen an gewiſſe Tage und Orte gebundenen Cultus treffen wir nicht an, denn die alten Kirchenruinen und Kreuze ſind nur die durch das Alterthum geheiligten Verſammlungsörter der Richter, an denen Erinnerungen haften, die der Nation werth und theuer ſind.

Dieß, meine verehrte Freundin, dürften die Grundzüge zur Charakteriſtik der activen Völker ſeyn, ſo fern ſie noch nicht mit der paſſiven Raſſe in nähere Berührung gekommen ſind, ſo lange ſie in urſprünglicher Reinheit in ihrer alten Heimath und den zunächſt gelegenen wüſten Ebenen hauſen. Eine weitere Entwickelung der hier aufgeſtellten Thatſachen finden Sie übrigens in dem 4. Bande meiner Culturgeſchichte.

Zehnter Brief.

Zur Charakteriſtik der Nationen, alſo auch derer, welche der ungemiſchten activen Raſſe angehören, bedarf es jedoch noch eines Blickes auf ihre Poeſie. Die

Poesie der passiven Rasse hat jenes traurige, wehmüthige Element, was uns auch in ihren Melodien entgegentritt. Die Gesänge der Neger, der russischen Leibeigenen, der Kalmyken haben immer einen trüben, träumerischen Charakter und machen den Eindruck eines regendrohenden, düstern Himmels. Dagegen sind die Lieder der activen Völker klar, heiter und übermüthig. Ich darf Sie, meine verehrte Freundin, nur an die fröhlichen Weisen der Tyroler erinnern, die Leben und freien Sinn athmen und in übersprudelnder Lebenskraft himmelhoch aufzujauchzen scheinen.

So sind die Gesänge der Tscherkessen und Beduinen. Im Bewußtseyn ihrer Kraft feiern sie die sanften Gefühle der Liebe, die Thaten der Helden, die Herrlichkeit der Gottheit. Dieser Art sind die Gesänge, welche bei der Geburt eines vornehmen kaukasischen Knaben erklingen. Ein Tscherkesse sagte von diesen Liedern: Wie viele Gemälde entwickeln sich da im Lichte der südlichen Sonne, in der Farbenpracht der kaukasischen Natur. Die Begeisterung des Sängers wallt und sprudelt, es ist ihm keine Gränze gesetzt; er besingt nicht eine Vergangenheit, die seiner Fantasie mehr oder weniger drückende Fesseln anlegte — er besingt das Werdende, noch Unbekannte und keine Schranke hemmt die Ergüsse seines Herzens, seiner Fantasie."

In besondern Gesängen feiern die Tscherkessen die kühnen Thaten einzelner Helden sowohl, wie ganzer Stämme und es ist kein Ereigniß, das nicht auf solche Weise verherrlicht würde, so daß, wie ein tscherkessischer Berichterstatter bemerkt, aus diesen Liedern sich eine Chronik des kaukasischen Landes bilden lassen würde, wenn man die Jahrzahlen beisetzen wollte. Wie im alten Deutschland, ist auch im Kaukasus ein jeder Degen des Gesanges mächtig, jeder freut sich der Lieder; aber es giebt auch gewisse Personen, welche sich förmlich mit der Dichtkunst beschäftigen und als wandernde Sänger von Gau zu Gau ziehen und die im Besitze des poetischen Schatzes der Nation sind.

Nicht minder finden wir auch bei den Beduinen den Gesang sehr ausgebildet und von hohem poetischen Aufschwung, so die gemeinsamen Gesänge der Mädchen und Jünglinge, wie ich sie im 4. Bande meiner Culturgeschichte mitgetheilt. Wir finden bei den Beduinen eine Sitte wieder, die auch die Grönländer hatten, nämlich kleinere Beleidigungen durch satyrische oder Rachegesänge auszugleichen. Demnächst beschäftigen sich gewisse Personen ausschließlich mit der Dichtung, die sie zu Erwerbung ihres Unterhaltes anwenden. Unter den arabischen Dichtern fand Seetzen auch eine Sappho, deren Lieder sehr gerühmt wurden. In der Wüste der Beduinen wird, wie in den kaukasischen

Gebürgen, jedes größere Ereigniß, jede große That, jeder Unglücksfall von den Dichtern aufgefaßt und in ihrer Weise dargestellt. Sie gehen in das Volk über, so daß jeder Araber eine Anzahl derselben auswendig kennt. So war auch die Geschichte des ägyptischen Feldzugs der Franzosen in die arabische Poesie übergegangen.

Neben den Dichtern kommen bei Beduinen, wie bei den Kaukasiern Leute vor, welche merkwürdige Vorfälle in prosaischen Erzählungen wiedergeben und damit größere oder kleinere Gesellschaften unterhalten.

Die musikalischen Instrumente der passiven Völker bestanden vornehmlich in Trommeln und Rohrpfeifen. Bei den activen finden wir dagegen die Saiteninstrumente, besonders diejenigen, welche mit den Fingern geschlagen oder gerissen werden, wie unsere Zither und Guitarre, aus denen alle übrigen Saiteninstrumente hervorgegangen sind.

Eine eigentliche bildende Kunst finden wir auch weder bei den Beduinen, noch bei den Kaukasiern, da größere Bauwerke, an welche jegliche Plastik gebunden ist, bei ihnen fehlen. Dagegen entwickeln sie in der Ausschmückung ihrer Waffen, Geräthe, Kleider, Wohnungen einen feinen Sinn für schöne Formen.

So hätten wir denn eine Uebersicht über die charakteristischen Erscheinungen der activen Stämme,

ſofern ſie in ihrer alten Heimath verharren. Wir können nun zur Betrachtung der Verhältniſſe übergehen, welche ſich durch den Zuſammentritt der activen Raſſe mit der paſſiven geſtalten. Wir bemerken zuvörderſt, daß die paſſive Raſſe vermöge ihres Strebens nach Ruhe nur durch äußeren gewaltſamen Anſtoß bewogen werden kann, ihre alten heimathlichen Sitze zu verlaſſen. Die activen Stämme dagegen haben ein Streben in die Ferne, das ſie über Gebürge, durch Wüſten, ja über die See in die entfernteſten Gegenden der Erde getrieben hat. Wir finden allerdings ähnliche Erſcheinungen von Wanderungen in der Thierwelt, namentlich unter Inſecten, Fiſchen, Vögeln und Säugethieren, von denen der Menſch ſich vorzugsweiſe die Wanderungen der Fiſche zu Nutze macht, die in den Flüſſen und Meeren der nördlichen Zone regelmäßig wiederkehren.

Jene Wanderungen der activen Raſſe ſind aber deßhalb nicht mit denen der Thiere zu vergleichen, weil ſie nicht, wie jene, an gewiſſe Jahreszeiten oder beſtimmte Oertlichkeiten geknüpft ſind. Die activen Stämme ſind nach allen Punkten der Windroſe gewandert, in größeren, wie in kleineren Abtheilungen.

Zunächſt aber müſſen wir, meine verehrte Freundin, die Urſachen aufſuchen, welche jenen Stämmen zu dieſen Wanderungen Veranlaſſung gaben. Es ſind

theils innere, im Weſen ihrer Organiſation begründete, theils äußerliche.

Der Trieb des Forſchens, das Streben in die Ferne, die Freude am Neuen, die Luſt, Gefahren aufzuſuchen und zu beſtehen, iſt dem Kaukaſier, wie dem Beduinen eingeboren. Das Tſcherkeſſenmädchen träumt in ihrer Jugend von den Herrlichkeiten der Harems türkiſcher Sultane und tatariſcher Chane. Der Jüngling iſt begierig zu wiſſen, wie es hinter ſeinen heimathlichen Bergen ausſieht, oder an der fernen Küſte, die das Meer von ihm trennt.

Die paſſive Raſſe zeigt auf ihren tiefſten Stufen einen Widerwillen gegen den Beſitz und auf denen der höhern Entwickelung ſucht ſie nur das zu erlangen, was ſie eben nothwendig bedarf. Die active Raſſe aber zeigt überall das Streben nach Erwerb, nach Mehrung der Habe, nach Reichthum und Ueberfluß. Wo nun die Heimath dieſe Wünſche nicht befriedigt, entſchließen ſich einzelne Geſellſchaften zur Auswanderung in die Fremde, zumal wenn ſie in der Heimath eine Beſchränkung ihrer Thätigkeit, ihrer Selbſtändigkeit und Freiheit finden, wenn alſo äußere Urſachen dazu kommen. So ſehen wir die Franzoſen nach Aufhebung des Edicts von Nantes, die Deutſchen, namentlich die Salzburger, in kirchlichen Bedrängniſſen, den polniſchen Adel nach dem Aufhören der Selbſtändigkeit des Staates, auch in

neuerer Zeit einem Triebe folgen, der ihnen als Mitgliedern der activen Raſſe ureigenthümlich iſt. Nächſtdem iſt aber auch der Ehrgeiz zu nennen, eine Leidenſchaft, welche in der Bruſt des Negers niemals heimiſch wird.

Sind nun Schaaren thatenluſtiger, heldenmüthiger Männer in die Ferne gezogen, ſei nun die Urſach geweſen, welche ſie wolle, ſo folgen ihnen wohl bald andere nach, zumal wenn die früher Fortgezogenen Kunde von dem Gelingen ihrer Unternehmung aus der Fremde in die Heimath gelangen laſſen oder gar ſelbſt dahin zurückkehren, um ſich Bundesgenoſſen zu holen, oder gar Bedürfniſſe, Geräthe dort zu erwerben, die ſie in ihrer neuen Heimath nicht haben können. Auf dieſe Weiſe wird eine Völkerſtraße gebildet, auf welcher den Eroberern immer neue Kräfte zuſtrömen, und ihre Anzahl in dem eroberten Lande vollzählig erhalten.

Fragen Sie nun, meine verehrte Freundin, nach den Hauptrichtungen, welche die Völkerzüge von Hochaſien aus genommen haben, ſo wird bei der Beantwortung ein Blick auf eine Weltcharte, etwa in Mercators Projection Ihnen vortreffliche Dienſte leiſten.

Eine oberflächliche Betrachtung der Geſchichte hat die Behauptung hingeſtellt, daß die Cultur ihren Weg von Oſten nach Weſten mache. Folgen wir zuvörderſt

dieser Richtung, so finden wir allerdings, daß das Nilthal einer der frühesten Sitze der Cultur ist. Das große Volk der Aegypter bestand aus einer passiven, negerartigen Urbevölkerung, welche von einem lichtfarbigen, kaukasischen Priester- und Kriegerstamme beherrscht wurde. Dieser lichtfarbige Stamm findet sich aber auch jenseits der Gränzen von Aegypten im ganzen nördlichen Afrika als Beduinen, Karthager und Araber und seine äußersten Auslaufer erscheinen in den canarischen Inseln, wo noch heute die Mumien der alten Guanchen in den Felsenhöhlen gefunden werden.

Ein zweites Strombette der kaukasischen Wanderungen ist das, welchem Europa seine Cultur verdankt, und welches diesem Erdtheile die Pelasger, Kelten, Germanen und Slawen brachte. Es ist wahrscheinlich, daß die vorchristliche Cultur des alten Amerika in den Reichen von Peru und Merico durch die weitere Verfolgung dieser Straße über die See hervorgebracht worden ist.

Dieß wären denn die Culturströme in westlicher Richtung, die zum Theil noch heute weiter rinnen, indem die europäische Cultur fortwährenden Einfluß auf Amerika übt und dort sich einen Weg bis in die entlegensten Wälder des Westens gebahnt hat.

Wir bemerken aber ebenfalls eine Ausströmung der activen hochasiatischen Rasse in östlicher Richtung

und zwar zuvörderst über Vorderindien südlich nach Ceylon, dann südöstlich nach Borneo, Sumatra, Java, bis nach den Inseln der Südsee und Neuseeland. Eine andere nordöstliche Abzweigung geht durch Sibirien nach der Mongolei und Mandschurei und von da nach China, welches indessen auch von Südwesten her mehrfache Einströmungen erfahren hat; der ersteren südlichen gehört der Buddhismus, der von Nordosten her erfolgten die Kriegerclasse und die gegenwärtig herrschende Dynastie an.

Wir haben demnächst vier Hauptströme der hochasiatischen Rasse, den südlichen, welcher die ägyptisch-phönikische, den südöstlichen, welcher die persisch-indische, den nordöstlichen, welcher die japanisch-chinesische, und den nordwestlichen, welcher die europäische Cultur begründete, deren jede ihre besonderen Eigenthümlichkeiten hat, obschon die Grundformen, wie sie sich im Privatleben, Staat, Religion und Kunst und Wissen darstellen, je nach den allmäligen Entwickelungsstufen eine merkwürdige Uebereinstimmung zeigen. Ich mache Sie in dieser Beziehung zunächst auf eine architectonische Erscheinung aufmerksam, auf die pyramidale Bauart, die sich in allen Erdtheilen wiederfindet. Die Anfänge derselben sind die aus Erde aufgeworfenen Hügel, welche wir bei den Morais der Südsee als Basis der öffentlichen Feierlichkeiten finden. Bei weiterer

Entwickelung des Priesterthums und des Opferwesens wachsen auch diese Bauten zu kleinen Bergen an, deren Außenseite dann geglättet oder auch mit Steinen umhüllt wird, um die äußere Form gegen die Zerstörung durch das Wetter zu schützen. Wir finden diese Pyramiden selbständig erwachsen in Java, in Aegypten und Mexico und wir können die Bestimmung derselben aus den Nachrichten der Spanier über das Reich des Montezuma genügend erklären. Eine ähnliche Erscheinung ist die Kasteneintheilung der Nationen, die wir in Aegypten, in Indien und China, dann mit dem sogenannten Lehnwesen, das wir in Neuseeland, in Mexiko und im alten Deutschland gleichmäßig, aber selbständig aus dem Verhältniß der activen Rasse zur passiven erwachsen sehen.

Wie nun gleiche climatische Verhältnisse und gleiche Mischung gleicher Bestandtheile des Erdbodens gleiche Pflanzen hervorbringen, so erwachsen auch unter gleichen climatischen und topographischen Verhältnissen, bei gleicher Mischung der activen und passiven Rasse gleiche Culturformen. Die Nomaden der Steppen haben allesammt Zelte, deren Stoff sich nach den Erzeugnissen der Heerden richtet; die Hirten, welche Schafe, Ziegen, Kamele besitzen, fertigen ihre Zelte aus wollenen Stoffen, wogegen die Pferde- und Rennthierhirten ihr Obdach aus den gegerbten Fellen dieser Thiere herstellen.

Wollen Sie Sich diesen Erfahrungssatz aber zu recht deutlicher Anschauung bringen, so dürfen Sie nur einige Abtheilungen meiner culturhistorischen Sammlung näher betrachten, wozu ich Ihnen zunächst die steinernen Werkzeuge vorschlage. Die Ufer unserer Flüsse und der See sind mit einer Unzahl von Geschieben bedeckt, welche die Atmosphäre aus den durch sie zerkleinten Urgebürgen herabgeführt und die das Wasser durch fortgesetzte Bearbeitung zu ein- und mehrseitigen Keilen, flachen Klingen, eirunden Kugeln, zu dreiseitigen Platten und anderen mehr oder minder regelmäßigen Körpern gebildet hat. Zur Zerkleinung von Getraidekörnern, Nüssen, Obstkernen, Knochen, Hölzern, wo die Hand oder die Zähne des Menschen nicht ausreichen, greift er nach den festen Steinen und bewerkstelligt damit seine Absicht. So findet man in den Lagerstätten der Botocuden große abgerundete Granitgeschiebe, womit sie die Marknochen der Thiere und hartschalige Früchte zerkleinen. Eben solche Geschiebe findet man auf den altdeutschen Opferstätten und an verlassenen Wohnplätzen der alten Germanen. Aus diesen Klopfern entstanden die ältesten Handmühlen, welche aus einem größeren Geschiebe bestehen, das fest am Boden liegt, und einem kleineren, womit das Getraide auf jener harten, rauhen Unterlage zerdrückt wird.

Zur Trennung der Baumstämme, besonders für den Schiffbau bedarf der Mensch der Art und er hat schon frühe unter allen Climaten die harten meiselförmigen Geschiebe aufgesucht, diese in einen Stiel befestigt und ihre Schneide scharf zugeschliffen. Wir finden in unserem vaterländischen Boden gar häufig derartige steinerne Art- und Messerklingen aus Kieselschiefer, Basalt, Wacke in allen Größen. Die Stiele, woran sie befestigt waren, hat die Zeit natürlich vernichtet; allein, in Nordamerika, namentlich im Nootka-Sund, in den Inseln der Südsee finden wir noch heute derartige steinerne Artklingen im Gebrauche und wir können uns daraus erklären, wie unsere Urahnen jene Steine benutzten, als sie noch auf der Culturstufe standen, welche jene Amerikaner und Südseeinsulaner noch jetzt einnehmen.

Ursprünglich nimmt der Mensch die Naturproducte wie sie eben sind unverändert in den Gebrauch — sein Fortschritt aber spricht sich auch in seinen Geräthen und Werkzeugen aus. So finden wir denn die ältesten Artklingen nur an der Schneide zugeschliffen; allgemach polirt er aber die Seitenflächen und kommt endlich dahin, dem Material durch Bearbeiten eine Form zu geben, die für seine Zwecke nothwendig ist. Der Feuerstein und der Obsidian kommen in gewissen Gegenden sehr häufig vor; sie empfehlen sich, wenn

ſie zerſplittert ſind, durch Härte und ſcharfe Kanten; allein ihre Form iſt meiſt unregelmäßig, wie Wurzelknollen, und nur ſelten finden ſich eigentliche Platten oder Klingen. Man muß dieſe Geſteine alſo förmlich zuſchlagen und ſchleifen und Sie ſehen in meiner Sammlung auch in der That die Axtklingen von den erſten Stufen der Bearbeitung bis zur vollendetſten Form, die ſodann in derſelben Weiſe geſchäftet wurde, wie jene ſüdſeeiſchen und amerikaniſchen Aexte.

In den Urwäldern ſchärft der Menſch ſeine Pfeile mit geſchliffenem Rohr — im Norden wendet er dazu Steine an — dieſe ſteinernen Pfeilſpitzen finden ſich in Nordamerika, bei den aſiatiſchen Eskimos und in den feuerſteinreichen Flächen von Norddeutſchland und der Kreideformation von Seeland.

Eine beſonders intereſſante Bemerkung bieten die Meſſer dar, welche aus Feuerſtein und Obſidian geſchlagen ſind, und die wahrſcheinlich zu den allerfrüheſten techniſchen Producten gehören. Feuerſtein und Obſidian haben, wie Sie wiſſen, einen muſchligen Bruch und ſplittern, wenn ſie gehörig angeſchlagen werden, in ſchalenartigen Stücken. Und ſo finden wir denn größere, namentlich aber kleinere Meſſerklingen von 2 Zoll Länge und ½—½ Zoll Breite im nördlichen Deutſchland, in Griechenland und Aegypten, in Japan und unter den Ruinen der alten aztekiſchen Denkmale,

die doch in Ort wie in Zeit so unendlich weit auseinander liegen. Gleicher Stoff, gleiches Bedürfniß brachten gleichmäßige Erscheinungen hervor.

Damit stimmte überein, daß, nachdem die Metalle benutzt worden, nicht allein die Form der steinernen Geräthe nachgeahmt wurde, sondern daß diese Nachahmung auf ähnlichen Culturstufen auch in ähnlicher Weise stattfand. Die bronzenen Artklingen, die wir im alten Europa, wie in Indien, Aegypten und Merico finden, haben alle dieselbe Form, welche die steinernen hatten, nur daß das bildsamere Metall größere Aneignung einer zweckmäßigen Einrichtung gestattete. Ja wir finden in Eisen noch heute dieselbe Form der Art, die der alten Steinart, in den eisernen Aexten der Kalmyken, der Ohle und der Bertatneger, eine Form, die in der Hieroglyphenschrift Aegyptens zum K — Kelebia heißt die Art — geworden ist.

Elfter Brief.

Ich stellte Ihnen das Factum dar, daß die passive Menschenrasse von der Vorsehung über alle Lande der Erde verbreitet ist, daß die active in den Hochgebürgen Asiens heimisch und daß sie von da aus gleich deren

Strömen, welche von den Urgebürgen in die Niederungen rinnen, sich über die passiven Stämme ergossen und sie unterjocht habe. Wollten wir nach der Zeit, nach dem Jahre fragen, in welchem der erste Ueberfall stattgefunden, nach den Namen der Führer, nach dem Lande, wohin die erste Richtung gegangen, — wir würden trotz aller angewendeten Mühe, trotz alles Scharfsinns kein Resultat erlangen, das uns befriedigen könnte. Frühere Gelehrte haben den Geburtstag Adams ausgerechnet, Tag und Stunde der Gründung der ewigen Stadt Rom, die historische Wissenschaft dadurch aber um gar nichts gefördert.

Wir wollen uns begnügen, die Zustände kennen zu lernen, welche der frühere Eintritt der activen Rasse unter die passive hervorbringt. Dieß ist etwas Erreichbares, da es Volksstämme auf Erden giebt, bei denen dieser Zustand noch gegenwärtig der bestehende ist.

Die Inseln der Südsee sind ursprünglich von einem negerartigen, schwarzen, kraushaarigen Menschenstamme bewohnt, den wir besonders an den australischen Küsten und im Innern der Philippinen noch ungemischt und rein finden. In den meisten Inselgruppen der Südsee finden wir neben diesen Mitgliedern der passiven Rasse lichtfarbige, zum Theil auch lichthaarige Herrscher von schönem, großartigem Körperbau, welche die übermüthigen Besitzer nicht

allein von Grund und Boden, sondern auch der darauf lebenden Menschen sind und sich den ausschließlichen Genuß aller Producte des Bodens vorbehalten. Diese Eries sind die Minderzahl der Bevölkerung; allein sie sind physisch wie moralisch die stärkere und werden von ihren Unterthanen als die aus der Ferne gekommenen höheren Wesen verehrt und gefeiert. Unter den Eries ist eine Familie die herrschende; die übrigen Eriersamilien bilden eine Körperschaft, welche theils als Krieger, theils als Priester die Herrschaft aufrecht erhalten. Die jungen Leute leben als eine zu dem größten Lebensgenuß verbundene Gesellschaft. Unter fröhlichen Gesängen durchziehen sie ihr Land, wenn Frieden ist.

Die dunkelfarbigen Menschen, welche der Kern der eigentlichen Bevölkerung sind, leben ohne Rechte, ohne Schutz, etwa wie die Thiere einer Heerde bei den Nomaden. In den Tongainseln z. B. nahmen, wie Labillardière bemerkte, die Häuptlinge den gemeinen Leuten Alles weg, was ihnen anstand, suchten ihnen die Gürtel aus und nahmen ihnen selbst die Geschenke ab, die sie von den Franzosen erhalten hatten. König Finow, der Herr der Tongainseln, ließ zu seiner Belustigung einen gemeinen Kerl, der die Spitze eines Schiffsmastes erklettert, herabschießen und lachte herzlich, daß er so wunderliche Purzelbäume in der Luft schoß. Diese gemeinen Leute bauen das Feld, die

Häuser, die Schiffe, machen Zeuch und werden auch, wenn sie Geschick zeigen, als Köche, Barbiere und Diener verwendet. Sie sind die Last- und Arbeitthiere der Edeln, ja — wir werden sehen, daß sie denselben sogar als Speise dienen. (S. C.-G. IV. 328 ff.)

Den Edeln etwas näher stehen diejenigen Gemeinen, welche durch ihre Geschicklichkeit sich zu Handwerkern eignen. Die Kinder derselben bleiben in der Regel bei der Beschäftigung ihrer Eltern. Diese Classe der Einwohner wird bei öffentlichen Feierlichkeiten als Gefolge der Häuptlinge verwendet, um dem Feste mehr Ansehen zu geben.

Aus diesem Handwerkerstande erwählen die Häuptlinge sich ihr nächstes Gefolge, die Matabulen, die als Ehrenbegleiter, Rathgeber und Vollstrecker ihrer Befehle dienen. Ihr Rang ist erblich, dennoch kann Niemand Rang und Titel eines Matabulen annehmen, bis sein Vater todt ist. Die Matabulen kennen die Sagen des Landes, sie leiten die Erziehung der Häuptlinge, sie kennen die gottesdienstlichen Gebräuche, sie sind die Künstler des Landes und fertigen für den König Prachtkähne, Waffen und Zierrathen.

Das gesellschaftliche Verhältniß dieser Südseevölker besteht also aus zwei Hauptabtheilungen, den weißen, aus der Fremde hergekommenen Eries und dem eingebornen, dunkeln gemeinen Volke, aus welchem

die Matabulen als Mittelclasse hervorgegangen sind. Die Muahs aber bilden den Uebergang von ihnen zum beherrschten Volke.

Um nun diesen Zustand der Gesellschaft aufrecht zu erhalten, waren die zweckmäßigsten Anstalten getroffen, vor allem die, daß das gemeine Volk so wie die Häuptlinge ganz außerhalb des Gesetzes stehen. Letzteren ist Alles gestattet, ersteres hat gar keine Rechte. Nur die Mittelclassen, die Muahs und Matabulen, sind dem Gesetze unterworfen.

Damit das gemeine Volk nicht zu zahlreich werde, herrscht auf einigen Inselgruppen, namentlich auf den Radackinseln das Gesetz, daß jede Frau, die dem gemeinen Volke angehört, nicht mehr wie drei Kinder erziehen darf, das vierte und die darauf folgenden muß sie selbst sofort nach der Geburt lebendig begraben. Dieselben Zwecke aber werden vor Allem durch die Religion am sichersten erreicht. Die Erics haben dem Volke den blinden Glauben an ihre göttliche Abstammung beigebracht; das Volk betrachtet sie als höhere Wesen, die mit einer unsterblichen Seele begabt sind. Das gemeine Volk aber, so lehren sie, hat gar keine Seele, man kann also den gemeinen Mann tödten und verzehren, ohne irgend ein Unrecht zu begehen.

Hierher gehört auch das Institut des Tabuh, d. h. eine Art Unverletzlichkeit gewisser Dinge, deren

Berührung dem gemeinen Volke Tod und Krankheit bringt. Die Personen und Sachen der Häuptlinge sind für das Volk Tabuh. Jeder Häuptling hat das Recht, andere Personen und Dinge durch den Tabuh von der übrigen Gesellschaft abzuscheiden. Die Fruchtbäume, die Speisen, die er durch den Tabuh feiet, darf der gemeine Mann nicht angreifen, nicht genießen, und so sind die Häuptlinge im Stande, durch einen solchen Tabuhbefehl das ganze gemeine Volk mitten im größten Ueberfluß in eine Hungersnoth zu versetzen. (S. C.-G. IV. 372.)

Um nun aber dem Volke jeden Schein von Selbstbewußtseyn zu verschließen, wird bei den großen Festen die Macht der Gottheiten, d. h. der Eltern der Häuptlinge, durch feierliche Menschenopfer verherrlicht. Es wird dann aus dem Kreise des Volks ein Individuum, das von seinem Schicksal bis dahin keine Ahnung hatte, herbeigeholt, geschlachtet und von den Häuptlingen und ihren Gehülfen, den Priestern und Matabulen verzehrt.

Dieß sind die Grundzüge der gesellschaftlichen Verfassung bei den östlichen Gränzen der kaukasischen Culturströmung. Nicht minder grellere Formen zeigt uns der Zustand der westlichen Gränze in Afrika und zwar da, wo maurische und beduinische Stämme als Herren der Neger angetroffen werden. Bei den

Braknas-Mauren, nördlich vom Senegal, beſteht die herrſchende Caſte aus den Kriegern und Geiſtlichen, die nur ihrer Häuptlingsfamilie unterthan ſind. Das übrige eigentliche Volk ſind die Neger, die eben ſo rechtlos wie das gemeine Volk der Südſeeinſeln daſteht; ſie müſſen alle Arbeit verrichten und ſind perſönliches Eigenthum mauriſcher Herren. Etwas höher ſtehen die Zenaghen, die etwa den Muahs der Südſee gleich kommen. Sie haben Heerden, wovon ſie die obern Claſſen ernähren müſſen. Die Krieger, Haſſanen, und die Geiſtlichen, Marabuts, nehmen ihnen einen regelmäßigen Tribut ab und quälen ſie noch außerdem durch Forderungen, die die Krieger mit offener Gewalt erpreſſen, während der Marabut mit Höllenſtrafen droht, wenn ſie das Verlangte nicht hergeben wollen. Doch hat der Zenaghe das Recht, ſich einem anderen Herrn zuzuwenden, wenn ſein urſprünglicher zu grauſam iſt. Etwas höher wie ſie ſtehen die Laratinen, die Kinder der Mauren und Negerinnen, ſie ſcheinen das was die Matabulen der Südſee zu ſeyn. (S. C.-G. III. 326.)

So geſtalten ſich denn die Verhältniſſe da, wo die active Raſſe in größern Abtheilungen über die paſſive Urbevölkerung herfällt und ſie unterjocht. Die paſſiven Völker werden die Sclaven der Eroberer und es iſt merkwürdig, daß überall, wo der Weiße dem paſſiven Menſchen entgegentritt, er ſofort die

Furcht deſſelben erregt und von ihm als ein höheres Weſen betrachtet wird, dem er ſich, gehorſam ſeinem Willen und Anordnungen, fügt. Selbſt da, wo der Weiße dem Farbigen gleiche Rechte mit ihm zugeſteht, kann der letztere ſich von dieſer, ich möchte ſagen, eingebornen Scheu und Ehrfurcht, nicht frei machen und gerade die Farbigen ſind es, welche das größte Gewicht auf die Verwandtſchaft mit dem weißen Manne legen.

Daher kommt es denn auch, daß wir den Farbigen, vor Allem aber den afrikaniſchen Neger ſeit Jahrtauſenden und bis heute als den Sclaven der weißen Raſſe und deren Nachkommen finden. Alljährlich und zwar noch heutiges Tages unternehmen die islamiſchen Aegypter eine Expedition in die oberäthiopiſchen Berge, und machen dort einen förmlichen Jagdzug auf die eingebornen Schwarzen, die dann als Sclaven theils auf die arabiſchen, theils auf die ägyptiſchen und conſtantinopolitaniſchen Sclavenmärkte gebracht und an die Bekenner des Islam verkauft werden. Es iſt dieß ein eben ſo wohl organiſirtes Geſchäft als der Handel mit Staatspapieren auf den europäiſchen Geldmärkten oder mit Baumwolle und andern anſehnlichen Handelsgegenſtänden. Ich kann Sie deßhalb auf die Reiſeberichte von Cailliaud verweiſen, der in ſeinem Atlas ſogar bildliche Darſtellungen derartiger Scenen gegeben hat.

Aehnliche gesellschaftliche Zustände, wie sie das Zusammentreten der activen Rasse mit der passiven zur Folge hat, die wir so eben betrachtet, fanden ehedem auch bei den Guanchen Statt, so wie sie wohl überall da vorkommen, wo Seen und Wüsten die Menschen in engere Gränzen einschränken und sie längere Zeit beisammen festhalten und wo die Erwerbung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse ohne sonderliche Anstrengung vor sich gehen kann.

Bei den Braknasmauren ist Viehzucht die Grundlage des Lebens. In der Südsee ist es nächst den Anfängen des Ackerbaues die Fischerei. Beide gesellschaftliche Zustände zeigen uns rohe Anfänge. Suchen wir aber den Fortschritt, die weitere Entwickelung dieser Zustände, so begegnen sie uns in dem Thale von Merico, in den alten Staaten von Anahuac und Peru. Die Urbevölkerung von Amerika gehört eben so wohl der passiven Rasse an, wie die von Afrika, obschon sie von Haus aus einen feineren Organismus an sich zu tragen und einer höheren Entwickelung fähig zu seyn scheint. Die Yncasage von Peru meldet nun, wie sie der Enkel der Incas Gacilisso de la Vega mittheilt, daß die Urbevölkerung des Landes in einem überaus wüsten und wilden Zustande dahingelebt, daß ein steter Kriegszustamd Statt gefunden, daß der Stärkere den Schwächeren unterdrückt und beraubt.

Da kamen die Kinder der Sonne, sammelten durch freundlichen Zuspruch die Menschen um sich, lehrten sie Hütten bauen, den Boden bearbeiten, in milder Geselligkeit beisammen leben und mit allerlei Anmuth schmücken. Vor Allem wirkten sie auf die passive Bevölkerung durch ihre Lehren von der Gottheit, als deren Kinder sie sich darstellten.

Nachdem der Ynca die um sich versammelten Menschen mit den Wohlthaten und Behaglichkeiten eines geordneten Lebens bekannt gemacht hatte, versammelte er auch ein Heer um sich, das er mit Waffen versah und die Bestimmung hatte, den aufblühenden Staat vor Angriffen von Außen zu beschützen. Dann bestellte er Leute, die sich dem Dienste der Götter widmeten und die Künste des Gesanges und der Architectur übten. Der Landbau blieb Andern überlassen, eben so wie die Handwerke. Das Volk trennte sich allgemach in Stände.

Vergleichen wir nun die Anfänge der Staaten von Peru, Merico und Aegypten, so werden wir ein ziemlich deutliches Bild von dem Zustande erhalten, welcher sich gestaltet, wenn die activen Stämme in kleiner Anzahl unter die passiven eintreten.

Zwölfter Brief.

Die Einwanderung der activen Raſſe fand in Amerika nur in ſehr beſchränkter Maſe Statt. Der weſtliche Continent wird, nur den kleinen Inſelpfad im Nordweſten ausgenommen, von einem gewaltigen Meere umgeben; es konnten nur einzelne Schiffe dahin gelangen und die erſten warf wohl der Zufall dahin, oder beſſer geſagt, die Vorſehung. In dieſer Beziehung geben uns die isländiſchen Sagen einen merkwürdigen Aufſchluß, denn über die Ankunft phönikiſcher, karthagiſcher, iberiſcher oder griechiſcher Schiffer in Amerika ſchweigt ſogar die Sage; allerdings hat man hie und da in Amerika einzelne, kleine ägyptiſche, ja altclaſſiſche Gegenſtände aufgefunden, wie Scarabäen und Münzen, allein dieſe Gegenſtände können auch durch ſpätere eingewanderte Europäer dorthin gebracht und daſelbſt verloren worden ſeyn. Einen etwas ſicherern Anhalt gewähren die in Amerika, namentlich in Merico gefundenen Bronzen, beſonders jene keilförmigen Art- oder Meiſelklingen, dergleichen Sie ja eine ziemliche Anzahl in meiner Sammlung geſehen haben. Wir finden die Bronze überall im Gefolge der activen Raſſe im alten Aegypten, in Europa, im Orient, wie auch in Amerika. (S. C.-G. IV. 257.)

Die isländiſchen Sagen berichten, daß ſchon ums

Jahr 795 nach Chr. G. irländiſche Geiſtliche, die in Florida einheimiſch, nach Island kamen. Wir hätten alſo eine urceltiſche Einwanderung in Amerika anzunehmen. Die erſten Normänner gelangten im J. 861 nach Island; ein isländiſcher Normann Are Marſon wird im J. 983 durch den Sturm nach Hvitramannaland, weißen Mannes Land, d. h. eben nach Florida verſchlagen und daſelbſt zum Chriſtenthume bekehrt und getauft, ein Ereigniß, welches ſich im J. 998 an Björn Asbrandſon wiederholte, und wodurch allgemach ein wirklicher Verkehr zwiſchen Island und dem nördlichen Feſtlande von Amerika begründet wurde, zumal ſeit dem J. 982 Grönland durch Erik den Rothen entdeckt und vier Jahre ſpäter von ihm zu ſeiner Wohnſtätte gewählt wurde. Seit dem J. 1000 wurde auch die Küſte Labrador, ſo wie Canada und Maſſachuſets von Isländern, ja ſogar von einem Deutſchen Namens Tyrker beſucht, der dort Weinſtöcke entdeckte, wornach man das Land Vinland, Weinland nannte. Ich habe nachgewieſen (ſ. C.-G. II. 345. V. 171.), daß auch den Deutſchen noch im dreizehnten Jahrhundert Grönland bekannt war und daß namentlich die Bremer genauere Kenntniß davon hatten.

Alle dieſe Einwanderer erſchienen in kleiner Anzahl, und die Sagen berichten nichts über einen größern Verkehr, der mit den Einwohnern ſtattgefunden, oder

über einen Einfluß, den die Ankömmlinge über die vorgefundenen Eingebornen erlangt hätten, obschon sie mehrfacher Begegnung erwähnen. Vielleicht trennten sich von den Eingewanderten oder deren Kindern einzelne Familien ab und begaben sich in das Innere des Landes und begannen hier einen Verkehr mit den Eingebornen, dergleichen uns die Yncasage schildert. Eine gewaltsame Unterwerfung der passiven Eingebornen durch active Eingewanderte scheint nicht stattgefunden zu haben, wohl aber ein allmäliger, nicht unterbrochener und deßhalb um so gründlicherer Einfluß.

Wo einzelne active Gesellschaften unter passive Völkerstämme treten, zeigen sich Erscheinungen, dergleichen uns auch in der Chemie, in der sichtbaren Natur begegnen. Ein vor der Luft wohl bewahrter Körper, eine in dichtverschlossener Flasche aufbewahrte Flüssigkeit hält sich jahrelang unverändert; sobald aber die atmosphärische Luft hinzutritt, oder ein fremder Stoff hinzugethan wird, tritt die Gährung ein. Ihnen als Hausfrau wird eine ganze Reihe derartiger Erscheinungen gegenwärtig seyn.

So ist es auch mit den passiven Stämmen, die Jahrhunderte, ja wie die Neger Jahrtausende lang in ihren ursprünglichen Zuständen verharren, diese bis zu einem gewissen Grade ausbilden und entwickeln, aber

doch nicht auf jene Culturſtufen gelangen, welche active Stämme ſchon früh einnehmen.

Treten nun einzelne active Mitglieder in die Maſſen der paſſiven Stämme ein, ſo beginnt eine Gährung in den ſämmtlichen Verhältniſſen; es beginnt eine gewiſſe Gliederung, eine Zerſetzung der Maſſe, eine Umgeſtaltung und Bildung, auf ruhigem, allmäligem Wege. Die Ynca's lehrten durch Wort, mehr noch aber durch Beiſpiel. Die paſſiven Menſchen fühlen ſich eben ſo zu den activen hingezogen, wie das Heerdethier, Hund, Schwein, Hühner, Renthier u. ſ. w. zum Menſchen überhaupt. Zunächſt iſt es die Neugierde, die den paſſiven Wilden erfaßt, ein Weſen zu ſehen, das ihm wohl in der Geſtalt ähnlich, allein in der Bildung des Geſichts, in der Farbe der Haare und Haut verſchieden von ihm iſt. Darauf folgt Bewunderung der geiſtigen Eigenſchaften, der Kenntniſſe, des Muthes, der ruhigen Beſonnenheit, ſo wie der eigenthümlichen Werkzeuge, welche die Mitglieder der activen Raſſe immer mit ſich führen. Die Sonnenkinder führten eine goldene Ruthe, womit die Sage jedenfalls den ihnen eigenthümlichen Gebrauch der Metalle andeuten will. Die Spanier, die nach Amerika kamen, imponirten durch ihr Feuergewehr, ihre Pferde und ihre großen Schiffe; gleiche Wirkung hatte die Erſcheinung der Europäer überall, wo ſie unter die paſſiven Stämme traten.

Vor Allem aber ist es die moralische Kraft, die Energie, die Ausdauer in Fortsetzung begonnener Werke, welche den activen Menschen, da wo sie unter passive Stämme treten, ein so großes Uebergewicht über dieselben giebt, wie es denn ja immer die moralische Kraft ist, welche im Verkehr der activen Völker unter einander sich geltend macht. Die moralische Kraft war es, welche die Germanen im Kampfe mit den wohldisciplinirten römischen Heeren siegen machte. Die moralische Kraft der Nation rettete die Deutschen im Jahre 1813 von der napoleonischen Zwingherrschaft.

Betrachten wir den Neger, den Waldindier, den passiven Kalmyken, so finden wir allerdings einen kräftigen, gewandten Körper, ein vortreffliches Gedächtniß, überhaupt eine Seele, die wohl einer augenblicklichen Kraftanstrengung fähig ist — allein diese Seele steht ganz unter der Herrschaft der Sinne. Der Neger wird seinen Bruder, seine Schwester verkaufen, wenn ihm ein Sclavenhändler eine Flasche Arrak zu einer Zeit anbietet, wo er lange dieses berauschende Getränk hat entbehren müssen. Die Liebe zu seinen Geschwistern erlischt vor der aufflammenden Begierde nach der Seligkeit des Rausches, eben so wie der Hunger ihn antreibt, die Wonne der Ruhe und des Nichtsthuns aufzugeben und einen Jagd- oder Fischzug zu unternehmen. Dem rein passiven Menschen geht Ruhe über

Alles, er ist Knecht der vis inertiae. Denken ist ihm eine Plage.

Die Seelen der activen Rasse sind anders organisirt. Die Vorsehung hat sie, um ihre Zwecke zu fördern, mit andern geistigen Gliedmaßen ausgestattet. Sie pflanzte den Trieb der Thätigkeit, des Schaffens, des Forschens in ihre Seele; sie unterstützte diese Seele durch einen kräftiger ausgebildeten, feiner organisirten Körper, der mehr Ausdauer für geistige Anstrengung hat. Uramerikaner und Neger ermüden, wenn sie viel gefragt werden. Die activen Stämme fragen stets nach der Ursache eines Ereignisses, einer Thatsache und suchen bis zu den letzten Gründen einer Erscheinung, bis zu den Anfängen eines Factums vorzudringen.

Wenn active Individuen unter passive Stämme treten, so bleiben letztere bei der äußern Erscheinung stehen, sie begnügen sich, die Gestalt, Hautfarbe, Geräthe und Kleider der Ankömmlinge zu besehen, zu befühlen und zu beriechen. Die activen Ankömmlinge gehen tiefer, sie forschen nach den Sitten, den gesellschaftlichen Formen, den Ansichten der Vorgefundenen, sie erfassen den Zustand des Landes und lernen dasselbe gar bald bei weitem genauer kennen, als die daselbst eingebornen Bewohner. In ihrem Geiste ordnet sich alsbald Alles zu einem klaren Bilde.

Sind nun ſolche active Ankömmlinge durch Schiffbruch, durch den Verluſt ihrer Reiſemittel genöthigt, bei den paſſiven Stämmen für immer zu bleiben, ſo müſſen ſie vor Allem darauf denken, ſich unter denſelben Freunde und Bundesgenoſſen zu ſchaffen. Sie beginnen zu lehren, nachdem ſie die vorgefundenen Zuſtände gründlich durchſchaut haben. Sind die Eingebornen noch auf den niedern Stufen des Jäger- oder Fiſcherlebens, ſo unterrichten ſie dieſelben in der Kunſt, den Samen der Pflanzen zu ſammeln, denſelben in die Erde zu ſtreuen und die emporgeſproßte und gereifte Frucht zu ärnten und zu benutzen. Sie lehren ferner feſtere Hütten zu bauen — mit einem Wort, ſie binden ihre Schüler zuvörderſt an den mütterlichen Erdboden. So lehrte Mungokapak die Peruaner den Bau der Hütten und des Getraides. Haben nun die Einwanderer die befähigteren Eingebornen auf ſolche Art um ſich verſammelt, haben ſie das Vertrauen und die Zuneigung derſelben ſich gewonnen, ſehen namentlich Andere, daß die Landsleute und Stammgenoſſen durch den Verkehr und durch Befolgung der Anordnung der Ankömmlinge zu behaglicherem Leben, zu größerem Wohlſtande gelangt ſind, ſo wird ſich die Anzahl derer mehren, welche ſich den Fremden anſchließen. Die Anpflanzungen breiten ſich weiter aus, die Wohnſtätten mehren ſich und diejenigen, welche der neuen Pflanz-

ſtätte ſich nicht anſchließen wollen, entfernen ſich, um in andern Landſtrichen das ungebundene Jägerleben fortſetzen zu können. Hier aber wird ihnen, da ſie den Wechſel des Wildes, den Zug der Fiſche nicht ſo genau kennen, bei weitem mehr Mühe erwachſen, als es in der Heimath der Fall war, und wenn ſie von Hunger und Mangel aller Art nach beſchwerlicher Fahrt in die verlaſſene Pflanzſtätte zurückkehren, wird ihnen der Wohlſtand, den ſie hier finden, das behagliche Leben der Pflanzer um ſo freundlicher entgegen blicken, je größer die Noth geweſen, die ſie vorher erduldet haben. Sie haben die Erfahrung eines verlornen und wieder heimkehrenden Sohnes gemacht und ſie werden von nun an nur deſto eifrigere, folgſamere Mitglieder der Gemeinde.

Die activen Ankömmlinge werden aus Gäſten bald zu Wirthen, zu Häuptern der um ſie geſchaarten Familien. Sie lehren außer dem Ackerbau Spinnen und Weben, ſie verbreiten die Kenntniß der Metalle und lehren ſie aufſuchen, ſchmelzen und zur Anfertigung von Werkzeugen benutzen; vor Allem aber wirken ſie durch ihr Beiſpiel, ſie legen ſelbſt Hand ans Werk, wenn die Arbeiter ermüden, zeigen ihnen mancherlei fördernde Handgriffe und Vortheile. Die Belehrten wenden ſich in Verlegenheiten ſtets an ſie, bei denen ſie immer Rath und Hülfe finden. Sie werden der Mittelpunkt des Ganzen.

Als die Ynca unter die wilden Peruaner traten, kannte jeder nur seine Mutter, was einen gesellschaftlichen Zustand andeutet, wie wir denselben nur noch bei den südafrikanischen Buschmännern gefunden haben. Die Ynca, Mann und Frau, gaben das Beispiel der Ehe.

Ich deutete Ihnen schon früher an, meine verehrte Freundin, welchen Einfluß die Frauen auf die Entwickelung des Menschengeschlechtes immer geübt haben und fortwährend üben. Diesen Einfluß erkennt auch die Sage der Peruaner, wie der alten Aegypter, der Griechen wie der Germanen an und hebt denselben geflissentlich hervor. Auch auf dieser Stufe der Cultur sind die Frauen die Ersten, welche den Werth des geordneten, behaglichen Lebens anerkennen, der ihrer größeren Verletzbarkeit Schutz und Schirm gewährt. Sie bieten also Alles auf, diesen gesicherten Zustand zu erhalten, sie werden die treuesten Bundesgenossen der Pfleger der Cultur, sie bemühen sich, die Rohheit zu mildern, sie pflegen die sanfteren Gefühle der Ehrfurcht, der Dankbarkeit, der Zuneigung. Sie wirken als Gattinnen, namentlich aber und am wesentlichsten durch die Erziehung ihrer Kinder, in denen sie jene Gefühle erwecken. Der ihnen angeborne Sinn für schöne Form geht auch allgemach auf ihre Umgebung über.

Die Eingewanderten werden dadurch immer mehr in ihrem Einfluß befestigt. Die talentvollsten Eingebornen schließen sich ihnen an und es entsteht eine Art von Adel, der auch, da er stets um den Herrscher ist, die meiste Bildung annehmen wird, zugleich aber auch die festeste Stütze der neuen Herrschaft ist. Dieser Adel vernimmt zuerst die Anordnungen derselben, und da er dabei zu Rathe gezogen wurde, liegt es auch in seinem Interesse, diesen Anordnungen Geltung zu verschaffen. Auf diesen Stufen der Cultur ist allerdings der Adel die Stütze des Thrones, weil er aus den besten, den am meisten gebildeten, den wohlhabendsten Leuten der Nation besteht. Aus diesem Adel wählen sich dann die aus der Fremde stammenden Herrscher ihre vornehmsten Diener, ihre Heerführer, ihre Priester, so wie sie auch ihre Gemahlinnen hier suchen, und das Band zwischen den Herrschern und der Nation wird dadurch immer fester.

Die activen Menschen sind den passiven Massen gegenüber in einem Verhältnisse, das dem gleicht, worin sich der Schiffer befindet, wenn er auf offener See ist; ja man kann wohl sagen, daß der active einzelne Mensch, der unter passive Massen geworfen wird, sich zu ihnen verhält, wie der Mensch überhaupt gegenüber den Elementen und den Massen, welche die Natur hervorbringt. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen diesen Satz

durch ein Beispiel deutlicher mache. Wenn der Schiffer die unermeßliche Wüste der See befahren will, so genügt es nicht, daß sein Fahrzeug dauerhaft und tüchtig, daß Steuer und Ruder in gutem Stande, daß seine Arme gesund und kraftvoll. Er muß zuvörderst die Richtung der Wellen, den Zug der Winde beobachten und sich darnach richten. Wenn er bei wehendem Ostwinde von Norden nach Süden will, kann er nicht querdurch fahren, allein er lernt bald, den Ostwind durch geschickte Stellung der Segel zu seiner Fahrt zu benutzen und sich so denselben für seine Zwecke dienstbar zu machen, aus seinem Gegner wird sein Gehülfe. Wenn der Mensch eine Straße durch ein felsiges Gebürge legen will, so kann er nicht gleich querdurch bohren; er wird aber dennoch mit seiner Arbeit zu Stande kommen, wenn er von Absatz zu Absatz seinen Weg leitet und die Erhebung oder die schräg abfallenden Flächen dafür benutzt. Wenn ein Landmann auf seinen hochgelegenen Feldern einen Teich hat und diese für den Anbau von Früchten benutzen will, so wird er nicht in Eimern das Wasser schöpfen und heruntertragen in die Tiefe, sondern er sucht oder bahnt demselben ein Rinnsal und nöthigt es, selbst herabzulaufen.

Sie sehen, meine verehrte Freundin, daß sich für alle historischen Erscheinungen Analogien in der übri-

gen Natur auffinden lassen, da die Natur mit der Menschheit in der innigsten Beziehung und Wechselwirkung steht.

Bleiben wir vorläufig bei der Entwickelung der altamerikanischen Culturstaaten stehen, so sehen wir, daß die activen, eingewanderten Herrscher es gar vortrefflich verstanden, die großen passiven Volksmassen zur höhern Civilisation zu leiten.

Vor Allem wirkten sie durch ihr Beispiel. Sie waren musterhafte Gatten, sie wandten die größte Sorgfalt auf die Erziehung der Jugend, sie gaben überall das Beispiel der Mäßigung, der Gerechtigkeit, der Milde, obschon sie nöthigenfalls auch die ernste Strenge, ja unerbittliche Härte anzuwenden sich nicht scheuten. Ihr Hauswesen war streng geregelt; sie überließen sich niemals der wilden Leidenschaft des Jähzorns, der blinden Rache, des Hasses oder Neides. Die moralischen Gefühle, welche die Vorsehung in die Brust eines jeden Menschen, des passiven, wie des activen, gepflanzt hat und die immer und überall dieselben sind, erweckten und pflegten sie mit der größten Sorgfalt. Sie gaben stets das Beispiel der Menschenliebe, der Achtung gegen das Alter und das Verdienst jeder Art und erhielten auf diese Art den Eifer der Menschen für das Nützliche und Beßte des Vaterlandes und des Volkes rege. Diese alten Könige ver-

nahmen gern den Rath und die Meinung der Verständigen, ja im alten Merico, wie im alten China und Aegypten versammelten die Herrscher die ältesten und weisesten Männer um sich, damit sie die Erfahrungen und Ansichten derselben vernehmen könnten. Es sind dieß die ersten Spuren des constitutionellen Princips, die ersten Lebenszeichen der Staatsfamilie, der politischen Civilisation.

Dieses stete Streben nach Tugend, nach Weisheit, das stete Aufmerken auf sich selbst und die Umgebungen gab diesen alten Volksbeherrschern und Staatsoberhäuptern eine sittliche Würde, welche die sicherste Grundlage ihrer Herrschaft wurde und ihre nächste Umgebung zu gleicher Anstrengung nöthigte, die dann auch nicht ohne die kräftigste Rückwirkung auf das ganze Volk blieb. Die alten Herrscher bedurften daher auch, um sich geltend zu machen, keines sonderlichen äußern Prunkes, der, wenn er eines innern sittlichen Gehaltes entbehrt, gar leicht zum Lächerlichen führt. Dennoch hatten auch die ältesten Herrscher gewisse äußere Abzeichen, namentlich Krone und Scepter, wodurch sie sich vor den Unterthanen und Dienern auszeichneten. Sie nehmen diese Zeichen nur darum an, damit Jeder im Volke, der ein Anliegen an sie hatte, sie sofort erkennen möge. Eben so gaben sie ihren Dienern, ihren Beamten, so wie Jedem, dessen Beruf

eine bestimmte Arbeit im Staate war, sein besonderes Abzeichen. Sie folgten darin abermals nur dem Beispiele der Natur, wie sie denn stets die eifrigsten Beobachter derselben waren. Die Natur hat aber einem jeden Dinge, das sie erzeugt, eine auffallende Färbung oder Gestalt gegeben, woraus der Mensch die Eigenschaften desselben durch seine Sinne zu erkennen im Stande ist. Die Natur hält streng auf die Beibehaltung dieser Anzeichen und die erste Rose, welche sie schuf, hatte die Gestalt derjenigen, welche sie in diesem Frühjahr zum Leben erweckte. Mit gleicher Festigkeit hielten die alten Herrscher darauf, daß sich Jedermann in der ihm gebührenden Tracht zeige, d. h. wenn sie wollen, daß Jeder in seiner wahren Gestalt erscheine.

Glauben Sie mir, meine werthe Freundin, die alten Herrscher hatten Recht. Sie hatten die Natur des Menschen studirt; in diesen alten Reichen, in Merico, wie in Aegypten, herrschte Ordnung, Wohlstand, Zufriedenheit, Anstand und Sittlichkeit, so lange diese Einrichtung, die wir Kleiderordnung nennen wollen, in voller Kraft aufrecht erhalten wurde. Sie beugte jenem Luxus, jener Verweichlichung, jener sittlichen Willenlosigkeit vor, welche das alte Griechenland, das alte Rom, so wie das bourbonische Frankreich an das tiefste Elend, an den Rand des Abgrundes

führten. Sie erzeugte eine naturgemäße Gesinnung, die Jeden mit Freude an seinem Berufe, an seiner Umgebung erfüllte, sie war eine der Grundstützen der Pflichttreue, dadurch, daß ein Jeder nur mit dem Abzeichen seiner Würde, seiner Pflicht erscheinen mußte, war er immerdar genöthigt, auf sich zu achten und mit Würde und Besonnenheit durch das Leben zu schreiten; seine Abzeichen waren ihm nicht eine Last, sondern nur eine Unterstützung seiner Pflicht. Wie manche unbesonnene, ja bedenkliche und pflichtwidrige Handlung würde im modernen Europa unterbleiben, wenn der Staat es niemals gestattete, daß der Beamte den Dienstrock mit der Civiltracht vertauschen, d h. mit andern Worten, daß der Beamte zu Zeiten seine Pflicht an den Nagel hängen und sich gehen lassen dürfte.

Doch ich sehe im Geiste ein spöttisches Lächeln in Ihren Zügen entstehen und mich fragend ansehen, ob es auch mein Ernst sey. Es ist allerdings mein Ernst und ich beklage nur, daß unsere sociale Auflösung und die Entmischung unserer Staatselemente, daß das innere Zerwürfniß einer energischen und radicalen Rückkehr zur alten Einfachheit der natürlichen Zustände so überaus feindlich entgegenstehen. Ich beklage, daß die ernsten Stimmen der wenigen Freunde der wahren Civilisation von dem muntern Geschwätz der Communisten aller Farben überschrieen wird.

Dreizehnter Brief.

Gewiß, theuerſte Freundin, ich werde ſtets die Stimme der Erfahrung verkünden, wenn ſie auch ungehört verſchallen ſollte; die Samenkörner der Wahrheit fallen doch nicht alle auf unfruchtbares Land. Bedenken Sie nur, wenn das moderne Europa mit ſeinen Mitteln, mit ſeinen Kenntniſſen, ſeinen Maſchinen, ſeiner Kunſt, wenn das moderne Europa die moraliſche Energie der alten Reiche damit vereinigte, welche hochherrliche Erſcheinung würde es darbieten! So aber erniedrigen ſich im benachbarten Frankreich die erſten Staatsbeamten, die mit den Schätzen der Wiſſenſchaft und Kunſt umgeben ſind, zu gemeinen Wucherern, welche das Land und das Volk um das Geld betrügen; es ſinkt ein Herzog mit berühmtem Namen zum elenden Mörder ſeiner Gattin und der Mutter ſeiner neun Kinder herab! Welche Verbrechen wider die Natur!

Wenden wir uns ab von dieſen ſchmachvollen Bildern und treten wir zum See der Geſchichte, aus deſſen klarer Spiegelfläche uns das freundliche Bild einer großen Vergangenheit hervorleuchtet.

Sie ſahen, welche Mittel die alten Herrſcher anwendeten, um die paſſiven Volksmaſſen, zu welchen die Vorſehung ſie als Förderer ihrer Zwecke geführt, der

der Cultur zuzuleiten. Wir haben aber dieſe Mittel bei weitem noch nicht vollſtändig aufgeführt. Bleiben wir bei der Organiſation des Staates nach Innen ſtehen, ſo finden wir, daß die Herrſcher aus den Beſten des Volkes ſich Diener wählen, daß ſie mit Hülfe derſelben die Verhältniſſe ordnen; einige hatten den Auftrag, die Streitigkeiten zu ſchlichten, und zu ihrer Unterſtützung waren andere ernannt, woraus ſich allgemach Gerichtshöfe geſtalten. Im alten Merico finden wir Gerichtshöfe für die einzelnen Orte, ſowie einen höchſten Gerichtshof des ganzen Staates. Wieder andere mußten das Volk über ſeine Pflichten belehren; als die wichtigſten wurde dem Volke gegenſeitige Liebe, Dienſtfertigkeit und Wohlwollen, dann Ehrfurcht der Jüngern für den Aeltern, ſowie Vertrauen und Gehorſam gegen die Beamten und den Herrſcher dargeſtellt. Endlich aber lenkte man die Gemüther der Menſchen nach dem höchſten Weſen, dem Himmel, der Vorſehung und ſuchte die Gefühle der Ehrfurcht und Dankbarkeit deſſelben durch gewiſſe feierliche Ceremonien rege zu erhalten.

Die erſten Ordner des Staates und Herrſcher des Volkes waren aus der Ferne gekommen; ſie waren andersfarbige, anders gebildete Männer, ſie gehörten nach ihrem Urſprunge nicht der Maſſe der Nation an. Es lag ſehr nahe, daß das Volk ſie als höhere Weſen anerkannte, da ſchon ihre äußere Erſcheinung ſie als

ſolche ankündigte. Die Herrſcher benutzten dieſe Ideen und nannten ſich bald Kinder der Sonne und des Lichts, bald Söhne des Himmels und der Gottheit. So war es in Peru, in Aegypten, in China, in Japan, im alten Griechenlande, in Indien, ſelbſt bei den alten Germanen, deren Königsgenealogien alleſammt auf Wodan hinaufreichen.

Ich habe Ihnen ſchon früher vorgeſtellt, wie die erſten Anfänge der Religion bei der paſſiven Raſſe ein Erzeugniß der Furcht und des Grauens vor übernatürlichen und den Menſchen unerklärbaren Erſcheinungen ſind; wie ferner die active Raſſe, wo ſie mit Uebermacht unter die paſſiven Stämme tritt, dieſe Furcht benutzt und durch gräßliche Darſtellungen, grauſame Ceremonien, namentlich Menſchenopfer, ſowie durch Erzählungen und Lehren die Unterjochten auch geiſtig gefangen nimmt, ja vernichtet. Die alten Herrſcher dagegen, welche die altamerikaniſchen Reiche gründeten, welche ihre paſſiven Unterthanen nicht wie die Eries der Südſee als Heerdenthiere, ſondern als Menſchen behandeln mußten, ließen ihnen allerdings den Glauben an ihre höhere Abkunft, allein ſie lehrten auch, daß ſie durch Erfüllung ihrer Pflichten, durch ſittliche Vervollkommnung eine höhere Stellung in der Reihe der Weſen nach dieſem Leben und nach dem Tode des Körpers ſich zu erwerben im Stande wären. Die Eries der Südſee erkennen ihre Unter-

thanen nicht einmal für Weſen an, die mit einer Seele begabt ſind. Die alten Azteken dagegen lehrten, daß es für den künftigen Aufenthalt der Menſchenſeelen drei Aufenthaltsorte gebe, das Haus der Sonne, das Reich des Tlalok und des Miktlanteuktli. Das Haus der Sonne, des Fürſten der Herrlichkeit, war zunächſt für die Soldaten beſtimmt, welche für das Vaterland geſtorben waren, dann für diejenigen Frauen, welche in ihrem Berufe als Mütter und Vermehrerinnen der Nation ihr Leben verloren hatten. Hier im Hauſe der Sonne herrſchte immerwährende Wonne. Die Seelen feierten hier täglich den Aufgang der Sonne mit neuen Beluſtigungen und begleiteten ſie bis Mittag mit Tänzen, Geſängen und Spielen. Hier begegneten ihnen die Seelen der Frauen und nahmen bis zum Niedergang der Sonne Theil an den Vergnügungen. In dieſem Zuſtand der Wonne verharren die Seelen, ſo lehrten die Azteken, vier Jahre, dann können ſie ſich in Wolken oder ſchön befiederte Vögel verwandeln, als ſolche nach der Erde zurückkehren, die zurückgelaſſenen Lieben mit ihrer Stimme oder der Pracht ihres Gefieders ergötzen, um die Blumen ſchwärmen und ſüßen Saft aus den Blüthen ſaugen. Sie haben aber Macht und Erlaubniß, wenn ſie an dieſem Genuß ſich geſättigt haben, in ihren Himmel und in die Kreiſe der wonnetrunkenen Helden und Heldinnen zurückzukehren. Das Reich des Tlalok dagegen, fährt die

Aztekenlehre fort, ist nicht glänzend wie das der Sonne; es ist jedoch ein angenehmer und kühler Ort, Tlalokan, der für diejenigen bestimmt ist, die im Wasser ertrinken oder vom Blitze erschlagen werden oder an Geschwulst, an Wassersucht, Wunden und anderen Krankheiten gestorben sind. Tlalok, der Gott der Gewässer, verweilte selbst hier, hielt mit den Seelen die herrlichsten Mahlzeiten und theilte Freuden jeder Art mit denselben. Das Haus des Miktlan endlich war ein Ort der Finsterniß und für diejenigen bestimmt, die auf andere als die angegebene Art starben, die wegen ihrer Verbrechen hingerichtet wurden. Es war die Unterwelt. Die Lehre der Mexicaner enthielt jedoch keine Andeutung, daß hier unten Martern oder Strafen Statt fänden. Wir dürfen wohl annehmen, daß sie dieselbe Ansicht hatten, welche die Reisenden bei den jetzigen Indianern von Arauco gefunden haben. Diese sind überzeugt, daß der Herr der Welt in seiner Güte die Bestrafung der auf Erden begangenen Fehler und Verbrechen nicht bis in das jenseitige Leben ausdehnen werde. Wir dürfen uns dieser Annahme um so mehr hingeben, als die aztekische Geistlichkeit ermächtigt war, bürgerliche Verbrecher, die schuldbelastet sich ihr vertrauensvoll nahten, mit einer Buße dafür zu belegen und sie auf solche Weise von dem Verbrechen zu reinigen. Frühere Schriftsteller haben diese Maßregel mit der Beichte und Absolution ver-

glichen, wie sie noch zum Theil in Italien besteht. Ich möchte aber glauben, daß diese Maßregel durchaus nicht im Sinne der weisen Stifter jener amerikanischen Reiche gewesen, ja daß dieß ein, die bürgerliche Ordnung störender Mißbrauch gewesen, den die mächtiger werdende Geistlichkeit allgemach eingeführt hatte, als die weltlichen Herren des Landes, namentlich Montezuma II., übermüthig und tyrannisch gegen das Volk zu werden begannen. Die Geistlichkeit war auf dem Wege, selbstständig zu werden, d. h. dem Staate als besonderer Körper entgegenzutreten, einen Staat im Staate zu bilden. Diese Erscheinung ist aber das erste Zeichen der beginnenden Entmischung, der künftigen Zerlösung des Staates. Die alten Herrscher waren die Häupter jeglicher Abtheilung der Beamtenwelt, der Gerechtigkeitspflege, der Verwaltung, der Priester und Soldaten; in ihrer Person vereinigte sich jegliche Oberbeamtenschaft. Der Staat war noch auf dem natürlichen Standpuncte der Familie, in welcher, wenn sie sich nicht eben auch im Zustande der Auflösung befindet, der Hausvater das wirkliche Oberhaupt ist, der aber keineswegs um seinetwillen allein dasteht, sondern der nur den Mittelpunct des Ganzen bildet. So waren denn auch die alten Herrscher der amerikanischen Reiche die Oberpriester der Nation, die Stellvertreter der Gottheit, als deren Söhne und Urenkel sie betrachtet wurden.

Daher war denn auch die Königsburg der Siz des Gottesdienstes; die Königsburg bildete den Mittelpunkt der Stadt, die hinwiederum der Mittelpunct des ganzen Staates war. In der ältesten Zeit war der Gottesdienst eine sichtbare Darlegung der Ehrfurcht und Dankbarkeit, die man der Gottheit schuldig ist. Die älteste Gottheit aber der Peruaner, wie der Mexicaner war der Sonnengott, das leuchtende, belebende Gestirn des Tages, und die Mondgöttin, seine Schwester und Gattin. Die Ceremonien und Opfer bestanden in der Verbrennung einiger Feldfrüchte und Blumen, die auf dem erhabensten Puncte der Königsburg dargebracht wurden, damit die ganze Nation Zeuge davon seyn konnte. Je mehr die Stadt sich erweiterte, desto mehr mußte die Stätte erhöht werden, und so gelangte man denn dahin, jene colossalen Pyramiden zu errichten, die wir in den alten mittelamerikanischen Reichen zum Theil noch bis auf den heutigen Tag antreffen. Sie sind aus Erde aufgeschüttet und ihre Seitenflächen mit Mauerwerk bekleidet, auf welchem mancherlei Darstellungen angebracht wurden.

Sie haben ja oft genug die Bemerkung gemacht, wie selbst im gewöhnlichen bürgerlichen Leben jede neue Einrichtung, jeder erfüllte Wunsch der Vorläufer von künftigen ist, wie in keinem Hauswesen ein Stillstand, ein langandauernder Abschluß stattfindet. Ihr stetes Stre-

ben iſt auf Verbeſſerung, behaglichere Exiſtenz gerichtet. So iſt es auch in den Staaten, Stillſtand iſt Ende.

Der einfache Cultus der alten Zeiten nahm allgemach eine andere Geſtalt an. Die Ideen mehrten ſich. Die Menſchen bemerkten, daß außer der Sonne auch das Waſſer, die Erde, die Luft, das Gewitter, die rinnenden Gewäſſer, die Bäume, die Pflanzen, gewiſſe Thiere weſentlichen Einfluß auf ihre Unternehmungen und Geſchäfte übten; das Gefühl der Dankbarkeit, ja auch das der Furcht regte ſich in ihnen. Sie ſahen, wie es nicht allein die Sonne war, welche ihre Früchte reifte, wie auch die Erde, wie ferner die wäſſerigen Erſcheinungen der Atmoſphäre daran Antheil hatten; ſie brachten dieſen Fördernissen erſt im Geheimen, im Einzelnen ihre Opfer.

Das Beiſpiel wirkt, das gute, wie das ſchlimme. Allgemach waren die Herrſcher genöthigt, dieſem Cultus ihre Aufmerkſamkeit zu widmen, und um denſelben in ihrer Gewalt zu behalten, ſelbſt Antheil daran zu nehmen, neben dem Haupttempel auch Nebentempel zu errichten und die Errichtung kleinerer Tempel auch an andern Orten zu geſtatten. Dieſer vermehrte Cultus verlangte auch mehrere Diener, Tempelaufſeher, denen wiederum Helfer beigegeben werden mußten. Auf dieſe Weiſe entſtand eine Prieſterſchaft, die beim Sturze des mexicaniſchen Reiches ſehr zahlreich befunden ward.

Wie nun die Königsburg überhaupt den Mittel-

punct aller Cultur, aller historischen Denkmale, jeglicher Kunst und Kenntniß bildet, so wurden auch die Tempel, die entfernt davon waren, das Abbild derselben. Das Volk verlangte von den Priestern Auskunft über Dinge, die sich dasselbe nicht erklären konnte. Die Priester, die am Opferaltare, den Göttern ganz nahe standen, mußten doch die meiste Kenntniß über das Wesen und die Eigenschaften derselben besitzen, da sie ja schon frühzeitig darauf gekommen waren, Darstellungen von der Persönlichkeit der Gottheiten zu liefern. Diese Priester halfen sich meist damit, daß sie versicherten, man wisse nichts über diese Gegenstände; dann aber, als sie damit die Neugier vollständig doch nicht abwenden konnten, ließen sie merken, daß sie wohl etwas Näheres über die Sache wüßten, daß es ihnen aber nicht gestattet, sich darüber auszusprechen. Es ist dieß allerdings ein Betrug, er gehört aber jedenfalls in die Reihe jener Nothlügen, die ja auch europäische Eltern ihren Kindern vorsagen, wenn sie von ihnen über Dinge befragt werden, deren Kenntniß ihnen zur Zeit noch nicht frommt. Ungewöhnliche Ereignisse, seltsame Naturerscheinungen, Vorfälle, deren Erklärung schwierig ist, geben ja noch heutiges Tages selbst in den höheren Ständen Veranlassung zu den abenteuerlichsten Erzählungen, und so entstehen denn eine Menge von wunderlichen, fabelhaften Sagen, die eben in augenblicklichen Täuschungen über jene Er-

scheinungen begründet sind. So lange die Priesterschaft jedoch noch nicht als besonderer Stand sich vom Volke abgetrennt hat, gedeihen solche Wundergeschichten auch nicht recht; daher wir denn auch deren bei den Mexicanern viel weniger finden als bei den Buddhisten.

Da nun die Herrscher von der Gottheit abstammen und deren Enkel sind, so wird das Volk die Ehrfurcht, die es für die Gottheit, wie für die lebendigen, gegenwärtigen Herrscher hegt, auch noch für die bereits verstorbenen Herrscher beibehalten. In Mexico fand die Bestattung der verstorbenen Könige mit großer Feierlichkeit statt, sie wurden verbrannt und ihre Asche heilig aufgehoben. Ihre Geschichte wurde sorgfältig der Nachwelt überliefert und aus derselben bildete sich der Kern der historischen Gottheiten, welche namentlich dem Hofe und Adel angehörten (s. C.-B. V. 121). Je länger der Staat bestand, desto bedeutender mußte die Anzahl dieser historischen Gottheiten werden, desto stärker mußte sich der mythologische Stoff vermehren. Allgemach erwuchsen auch diesen Gottheiten Altäre, Opfer und ein Dienst, für welchen Priester gewählt werden mußten.

Das Volk blieb endlich nicht zurück und Sie können aus meiner Culturgeschichte (V. 121) ersehen, wie allgemach ein jeder Stand seine Gottheiten erhielt, wie der Arzt wie der Soldat, der Handelsmann wie der Fischer, der Künstler wie der Handwerker seinen Schutzpatron

hatte, ja wie allgemach auch in den Familien ſpecielle Götter für jedes Lebensalter, für die Kinder, wie für die Eltern verehrt wurden.

In alten Zeiten, wo der König auch ausübender Prieſter war, reichten nur wenige Diener für den einfachen Cultus hin. Als aber die Götter, Tempel, Ceremonien ſich mehrten, wuchs auch die Anzahl der Prieſter. Der Unterhalt derſelben erforderte größeren Aufwand und der König wies denſelben beſondere Landſtriche an, aus denen ſie ihre Lebensmittel beziehen konnten. Wohlhabende Privatleute folgten ſeinem Beiſpiele und ſo wuchs ihr Reichthum. Wir finden ſchon bei den alten Mericanern die ſeltſame Erſcheinung, daß die Prieſter nicht allein dem Volke gewiſſe Büßungen auferlegten, ſondern in der Uebung derſelben mit ihrem Beiſpiele voran gingen, wodurch die Ehrfurcht, die es ihnen zollte, gewiß nur gemehrt wurde. Dieſe Büßungen waren urſprünglich eine Unterſtützung diätetiſcher Zwecke, namentlich die Blutentziehungen und Faſten (ſ. C.-G. V. 94). Dann aber dienten ſie in den Schulen der Prieſter dazu, die Fantaſie der jungen Leute zu erregen. Bemerkenswerth iſt ferner, daß die aztekiſche Prieſterſchaft bei der Ankunft der Spanier bereits begonnen hatte, ſich nach Innen zu gliedern und beſondere Orden zu bilden; einer dieſer Orden beſtand nur aus alten Männern und Wittwen, er hatte eine beſtimmte Anzahl

Mitglieder, so daß nur dann ein neues Mitglied aufgenommen werden konnte, wenn eine Stelle durch einen Todesfall erledigt worden war.

Die Religion der alten Peruaner war sehr mild und sanft; es waren dieß auch die Religionen der toltekischen und aztekischen Staaten ursprünglich gewesen, wie uns die schöne poetische Ansicht von dem Zustande der Seelen nach diesem Leben erkennen läßt. Dennoch fanden die Spanier bei ihrer Ankunft in Merico jene scheußlichen Menschenopfer vor, die Alles übertreffen, was jemals der Art bei andern Völkern Statt gefunden hat. Der erste Bischof von Merico versichert, daß ehedem alljährlich zwanzigtausend Menschen auf den Altären der Hauptstadt geblutet haben. Es würde uns nicht möglich seyn, diesen schmachvollen Gebrauch zu erklären, wenn uns nicht die spanischen Geschichtschreiber seinen Ursprung bestimmt nachgewiesen hätten. Die Azteken, ein kriegerisches Volk, welches aus dem Norden in kleiner Anzahl in den Staat der Colhuas gekommen und von diesen zwar aufgenommen, nachmals aber verächtlich behandelt worden war, beschlossen, sich und ihrem Gott, dem Huitzlo-Pochtli, Ansehen und Geltung zu verschaffen. Sie stellten daher, nachdem sie ihren Wirthen, die sie als Knechte behandelt hatten, einen namhaften Sieg erfechten helfen, ein Opfer an und schlachteten dabei mehrere Gefangene. Die Colhuas waren darüber so

empört, daß sie dieser schauerlichen Gäste sich zu entledigen beschlossen und ihnen eine Stelle an dem See anwiesen, an welchem die Azteken im Jahre 1325 nach Chr. G. die Stadt Merico begründeten. Das erste Gebäude, welches sie errichteten, war der Tempel für den Kriegs- und Hauptgott und die erste Ceremonie das Menschenopfer des Colhuaners Xomimitl. Nicht lange darauf opferten sie die Tochter des Königs von Colhuakan und sie hatten zu dieser Ceremonie den nichts ahnenden Vater derselben eingeladen. Ich verschone Sie mit den schauderhaften Einzelnheiten dieser Vorgänge und bemerke nur, daß es den Azteken allerdings vollständig gelang, durch die Einführung dieses blutigen Cultus bei allen Nachbarn Furcht und Schrecken zu bereiten, indem sie alle Kriegsgefangene ihrem Gotte schlachteten und deren Fleisch verzehrten! Ja, sie nöthigten durch ihr Beispiel die meisten Nachbarn, denselben blutigen Götterdienst bei sich einzuführen.

So hatten auch die dem mericanischen Reiche verbündeten Akolhuakaner die Menschenopfer bei sich eingeführt und sich gar bald gegen die Schrecknisse derselben abgestumpft. Allein, der im J. 1470 nach Chr. G. verstorbene König Nezahualcojotl hatte bereits Schritte zur Abschaffung derselben gethan. Nezahualcojotl ist einer der herrlichsten Fürsten, die je einen Thron eingenommen; er war ein Muster der Gerechtigkeit, ein Freund

und Förderer der Wissenschaften, ein tapferer Held und weiser Heerführer. Er studirte namentlich die Natur und hatte eine Academie der Wissenschaften errichtet, die natürlich an die Tempel geknüpft war. Ihm leuchtete die Schändlichkeit jener Menschenopfer ein und er verbot sie, fand jedoch bei der Geistlichkeit lebhaften Widerspruch und war genöthigt, ihnen wenigstens die Abschlachtung der Kriegsgefangenen zu gestatten. Seinen Söhnen sagte er im engsten Vertrauen, daß sie zwar äußerlich mit dem gemeinen Manne den Götzenbildern Ehrfurcht bezeigen könnten, daß sie aber in ihrem Herzen einen so schmachvollen Dienst verabscheuen möchten. Er erkannte nur einen Gott, den Schöpfer des Himmels, untersagte aber den Dienst der Nationalgötter nicht, um sich nicht den Vorwurf aufzubürden, daß er die Lehren seiner Vorfahren verachte. Er hatte sich einen Thurm bauen lassen, der neun Stockwerke hoch war und worin er seine Andacht abhielt.

Sahen wir nun vorher, wie sich die Priesterschaft allgemach zu einem besonderen, nach Selbstständigkeit strebenden Körper absondert, so bemerken wir wiederum, wie aus dieser Körperschaft sich einzelne, hochbegabte Geister, wie eben Netzahualcojotl, der, wie alle jene Herrscher, der Zögling der Priesterschaft war, zu einer Selbstständigkeit emporarbeiten, die der einer gereiften

Frucht gleicht, welche sich ebenfalls, nachdem sie die Reife erlangt, von dem Aste trennt, der sie getragen.

Die aztekischen, wie alle altamerikanischen Staaten, hatten eine zahlreiche Priesterschaft, an deren Spitze der König stand; er war der Sohn, der sichtbare Repräsentant der Gottheit; die höchsten Beamten, die Anführer der Kriegsheere, mußten Mitglieder der Priesterschaft werden, wenigstens ihre Weihe durch dieselbe erhalten. Jeder derselben, jeder Edelmann mußte bei den Priestern harte Prüfungen bestehen, ehe er in den höheren Staatsdienst treten konnte. Jeder Mericaner, auch der, welcher als Handwerker leben wollte, mußte die Schulen der Priester besuchen. Nächstdem erschienen die Priester bei der Geburt, bei der Vermählung, beim Tode, bei Krankheiten, kurz bei jedem bedeutenden Ereignisse, das im Leben des Mericaners irgendwie Statt hatte, als die Helfer und Förderer und als diejenigen, die demselben erst seine eigentliche Geltung verschafften. Wenn Sie, meine verehrte Freundin, sich das Verhältniß der alten Priesterschaft zu dem Volke recht deutlich machen wollen, dürfen Sie Sich dasselbe etwa so wie das der Polizei zu der Bevölkerung der modernen Staaten vorstellen, die auch an dem Leben und Sterben, dem Thun und Treiben, den Beschäftigungen und Reisen der Einwohner den lebendigsten Antheil nimmt; der einzig

wesentliche Unterschied dürfte darin bestehen, daß die Wirksamkeit unserer Polizei mehr eine verhütende, abwehrende und vorbauende ist, die der alten amerikanischen Priester aber eine anregende und fördernde war.

Vierzehnter Brief.

In einer wohlgeordneten Familie müssen alle Mitglieder nach einem und demselben Ziele streben, in einem Staate darf es nicht anders seyn, wenn die demselben angehörigen Menschen sich darin wohlbefinden sollen. Dahin gehört vor Allem auch das Bewußtseyn, daß der Staat sicher bestehen und einem Angriffe von Außen nicht so bald erliegen wird.

Die Yncasage berichtet, daß schon die Gründer des peruanischen Staates das Volk in dem Gebrauche der Waffen unterrichtet haben, und bezeichnet sie somit als die Schöpfer der vaterländischen Kriegskunst. Wie nun in der Familie der Hausvater und seine erwachsenen Söhne die gebornen Beschützer der schwächer organisirten Frauen sind, so ist im Staate überhaupt jeder Mann ein geborener Krieger. So war es denn auch bei den alten Mexicanern. Daher wurde dort die Jugend an eine harte Lebensart gewöhnt, sie lernte Hunger, Durst und Hitze ertragen, sie wurde im Laufen und

Springen geübt, ſie lernte frühzeitig den Gebrauch der Waffen. Die alten Azteken waren ſo gewandt in allen körperlichen Uebungen, daß die Proben, welche die Spanier davon ſahen, in ihnen den Gedanken erregten, das gehe nicht mit rechten Dingen zu und werde nur mit Hülfe der teufliſchen Götzenbilder bewerkſtelligt. Um nun die Männer in der nöthigen Uebung zu erhalten, waren mit den großen gottesdienſtlichen Volksfeſten körperliche Uebungen, Spiele, Tänze verbunden, deren Beſchreibung wir in den Berichten der Conquiſtadoren finden (ſ. C.-G. V. 54). Daher konnten die Könige jener Staaten ſo ungeheure Heerhaufen aufſtellen, die ſich ſtets mit großer Tapferkeit ſchlugen und welche ſelbſt den ſpaniſchen Cavaleriechocs mannhaften Widerſtand leiſteten, nachdem ſie an dieſe Erſcheinungen ſich gewöhnt hatten.

Sowie nun das Privatleben der alten Amerikaner durch die Prieſter beaufſichtigt wurde, ſo ſtand das Heer unter der Leitung des Adels. Das Heer war in Haufen getheilt und durch vielfach abgeſtufte Anführer befehligt. Der oberſte Feldherr hieß Bewohner des Pfeilhauſes, unter ihm ſtanden die Generale und unter dieſen die Hauptleute. Kein Mann konnte in die Reihe der Anführer aufgenommen werden, der nicht vorher als gemeiner Soldat im groben weißen Kriegsrock einen Feldzug mitgemacht und Proben ſeiner Tapferkeit abgelegt hatte; von dieſer Regel waren ſogar die königlichen Prinzen

nicht ausgenommen. Die Soldaten wurden für ihre Tapferkeit durch äußerliche Ehrenzeichen belohnt; demnächst bestanden drei militärische Orden, die ihren Mitgliedern besondere Vorrechte verschafften. Der angesehenste und oberste Orden war der der Prinzen, dann folgte der der Adler, endlich der der Tiger, der nach der Bemalung der Rüstung so genannt wurde. Der höchste Militärorden, der der Prinzen, genoß eines solchen Ansehns, daß Könige und Obergenerale stolz waren, demselben anzugehören. Sie trugen dann das Haar oben auf dem Kopfe mit einer Schnur zusammengebunden, von der so viele Baumwollenlocken herabhingen, als sie Heldenthaten verrichtet hatten. Die Könige Montezuma und Tizok II. gehörten diesem Orden an. Kein Prinz konnte übrigens den königlichen Thron besteigen, der sich nicht als Feldherr ausgezeichnet hatte. Ja, es wurde die Krönung nicht eher vollzogen, als bis der Adspirant diejenigen Schlachtopfer mit eigner Hand zu Gefangenen gemacht hatte, welche bei dieser Feierlichkeit am Altare des Kriegsgottes bluten mußten. Die Kriegsgesetze waren sehr streng und wurden stets mit großer Genauigkeit geübt. Die Bewaffnung der Soldaten hatte die möglichste Vollkommenheit erreicht. Die Offiziere trugen Panzer aus dicker Baumwolle, welche Brust, Schultern und Beine schützten und die nach dem Range, den sie im Heere einnahmen, verschieden-

artig mit Federn und Farben geſchmückt, einen prachtvollen Anblick gewährten. Nächſtdem führten ſie einen runden Schild und einen Helm, woran ihre Stellung ebenfalls durch Farben und Federn angedeutet war. In den Verzeichniſſen der Abgaben des mericaniſchen Reiches, welches Lord Kingsborough in ſeinem Prachtwerke (mexican antiquities) mittheilt, finden wir jene Rüſtungen abgebildet, an denen namentlich die Helme überaus abenteuerliche Formen darbieten. Der gemeine Soldat ging unbedeckt in die Schlacht und war nur um die Hüften mit dem Gürtel bekleidet, damit er in ſeinen Bewegungen deſto weniger gehemmt ſeyn ſollte.

Ebenſo finden wir die Angriffswaffen ſehr ausgebildet. Die Pfeile waren aus Rohr und hartem Holze, unten befiedert und mit einer Spitze aus Thierknochen oder aus dem, Irtli genannten, ſchönen Obſidian gefertigt, den Sie in meiner Sammlung geſehen haben. Die Bogen waren eben ſo lang, wie die der heutigen Waldindier, die Sie ja ebenfalls aus eigner Anſchauung kennen; die Lanzen waren gleichfalls mit Obſidianſpitzen verſehen. Beſonders merkwürdig waren aber die Schwerter, die aus einem anderthalb Fuß langen platten Stabe beſtanden, der an den beiden ſchmalen Kanten mit Schneiden aus Obſidian beſetzt und welche ſo ſcharf waren, daß man einem Pferde damit den Kopf abſchlagen konnte. Endlich hatten ſie auch noch kürzere Wurfſpieße, vor

denen die Spanier sich sehr fürchteten. Außer dem Bogen, Pfeil, Schwert und Wurfspieß führte jeder Soldat noch eine Schleuder.

Die verschiedenen Heerhaufen hatten ihre besondern Feldzeichen und das ganze Heer eine große Heerfahne, welche das Wappen des Staates darstellte. Es fehlte auch nicht an Feldmusik, deren Instrumente in Trommeln, Hörnern und großen Seemuscheln bestanden, womit man einen gewaltigen Lärm hervorbrachte.

Um die bewohnten Ortschaften, namentlich die Hauptstadt, wo sich der größte Tempel nebst der Königsburg, den Waffenvorräthen und den Schätzen der Nation befand, gegen feindlichen Ueberfall zu schützen, hatte man auch in den amerikanischen Staaten schon früh allerlei Festungswerke angelegt. Die Hauptstadt Merico war ganz vortrefflich befestigt, wobei sie von ihrer natürlichen Lage im See freilich sehr begünstigt war. Sie hatte keine Zugänge von Außen, als vermittels der durch den See geführten Dämme, die hinwiederum durch Wälle und Gräben mit Zugbrücken unterbrochen waren. An der Seeseite lag stets eine Anzahl bewaffneter Böte, deren Bemannung trefflich eingeübt war.

Die vornehmste Festung von Merico war der große Tempel, Teocalli oder Teopan, das Haus oder der Ort Gottes, der in der Mitte der Stadt errichtet war. Er nahm mit den dazu gehörigen Nebentempeln, Arsenalen

und Wohnungen für König, Prieſter, Hofſtaat und Garniſon einen ungeheuern Raum ein, auf welchem nach der Annahme des Cortes wohl 500 Häuſer Platz gehabt haben würden. Das Ganze war von einer acht Fuß hohen, ſehr dicken, mit Schießſcharten verſehenen Mauer umgeben, die mit ſteinernen Schlangenbildern verziert war. Nach den vier Weltgegenden waren vier Thore angebracht, die auf die Hauptſtraßen der Stadt mündeten. Ueber jedem Thor befand ſich ein Zeughaus. Der Raum innerhalb dieſer Mauer war mit polirten Steinen gepflaſtert. In der Mitte erhob ſich nun jene ungeheuere aus Erde aufgeſchüttete und mit ſteinernen Seitenmauern befeſtigte Pyramide in fünf Abſätzen, deren unterer der breiteſte war. An der Ecke der Südſeite führte eine breite Treppe von unten nach der obern Plattform von 43 Klaftern Länge und 34 Breite, die gleich dem untern Hofraume ganz glatt gepflaſtert war. Am Oſtende dieſer Plattform, von wo man eine Ausſicht über die ganze Stadt hatte, ſtanden zwei anſehnliche, neun Klaftern hohe Thürme, deren unteres Stockwerk je einen eigentlichen Tempel bildete. Hier war die Aſche mehrerer Könige beigeſetzt, hier ſtand auch der Altar für die großen Opfer, die mithin von der ganzen Bevölkerung geſehen werden konnten. Hier ſtanden ferner zwei mannshohe Kohlenbecken, worin Tag und Nacht Feuer unterhalten wurde, ſo daß dieſer erhabene Ort,

der Mittelpunkt des ganzen Staates, auch in dem Dunkel der Nacht sichtbar blieb, zumal da bei den andern im Umfange der großen Tempelmauer befindlichen religiösen Gebäuden noch 600 Feuerbecken ununterbrochen sorgfältig in Brand unterhalten wurden.

Sie sehen also, meine verehrte Feundin, wie die alten Herrscher von Amerika bemüht waren, den Sitz und Mittelpunct der von ihnen in's Leben gerufenen Cultur zu schützen und vor fremden Angriffen zu bewahren. Hier standen außer den Tempeln auch die Wohnstätten und Lehrsäle der Priesterschaft, wo die Jugend in den ihr nützlichen Kenntnissen unterrichtet wurde. Den Geist aber können Sie am beßten aus den Lehren erkennen, die mericanische Väter und Mütter ihren Kindern mittheilten (s. C.-G. V. 40. 43).

Alle Zustände der menschlichen Gesellschaft, seyen es nun Vereine einzelner, gleiche Zwecke verfolgender Menschen, seyen es Staaten, welche noch nicht durch Einmischung fremdartiger Elemente gestört oder in ihrer Entwickelung unterbrochen wurden, zeigen in ihrer Erscheinung eine gewisse ursprüngliche Einfachheit, einen gesunden Wuchs; sie gleichen den Erzeugnissen der Natur, die verschiedenen Theile und Elemente des Ganzen stehen in einem natürlichen Verhältniß zu einander, sie sind stets, der eine Theil wie der andere, bereit, sich gegenseitig zu unterstützen. Die Folge davon ist eine

gewiſſe Behaglichkeit, die über das Ganze verbreitet iſt. Jeder hat das Gefühl der Sicherheit, des ungefährdeten Beſtehens. Jeder iſt zufrieden.

Dieſe Erſcheinung findet ſich ſchon in den Familien und Horden der paſſiven, ungemiſchten Raſſe. Wie zufrieden und behaglich leben nicht die Eskimos und Samojeden in ihren mit allem zum Leben Nothwendigen zweckmäßig und in genügender Fülle ausgeſtatteten Hütten. Sie haben ſich das Leben ſo geordnet, daß ihr rauhes Vaterland mit ſeinem Wintereis und ſeiner Sommergluth ſie das ſchönſte Land der Erde dünkt. In dem toſenden Gewühl und Treiben unſerer Städte erfaßt ſie das Heimweh, das ſie tödtet, und ſie ſterben am Comfort unſerer Salons. Ich machte Sie ſchon früher aufmerkſam, wie vortrefflich ſich die amerikaniſchen Jäger, die aſiatiſchen Nomaden in Uebereinſtimmung mit ihrem Clima, den Erſcheinungen und Erzeugniſſen der ſie umgebenden Natur geſetzt haben. Alle dieſe Völker leben fröhlich und zufrieden dahin und weiſen entſchieden Alles von ſich ab, was ſie in ihrem Behagen ſtören könnte. Sie machen es wie wir, die wir es vorziehen, im ſtillen Kreiſe unſerer Familie und näher ſtehenden Freunde anſpruchslos dahin zu leben, und die wir das meiſt nur zu leere und hohle Getöſe der Salonsgeſellſchaft vermeiden. Wir folgen darin dem Beiſpiele der Natur und ihrer Kinder; der Hirſch

und das Reh entweichen vor den uns so lieblich klingenden Glocken der Rinderheerden; Fink und Amsel sehen sich wohl zuweilen den im schönen Käfich singenden Canarienvogel und Gimpel an, allein sie ziehen sich doch den gesunden Duft, die saftigen Kräuter, das schöne Laubdach ihrer Wälder vor. Es hat den Europäern viel Mühe gemacht, bevor die nordamerikanischen Jägerstämme für den Branntwein und die übrigen Producte der europäischen Civilisation zugänglich wurden.

Ein gleiches zufriedenes und naturgemäßes Leben fanden die spanischen Conquistadoren auch in den altamerikanischen Staaten, welche doch bereits längst die ersten, die schwierigsten Stufen der Cultur erklimmt hatten. Dieß war zumal in Peru der Fall, das noch jungfräulicher und selbständiger dastand als Merico, wo doch schon die unnatürlichen Menschenopfer und der Luxus eines übermüthigen Hofes eingeführt war. Mit welcher hingebenden Liebe hing das Volk an seinem Fürsten, wie sehr war es nicht seinen Befehlshabern ergeben; mit Stolz betrachtete es die Denkmale seiner Geschichte. Unter einander waren die Leute freundlich und liebevoll, einer half gern dem andern. Ein jeder trieb mit Eifer den von ihm ererbten oder erwählten Beruf, pflegte mit Sorgfalt des ihm übertragenen Amtes. Wie treu hing nicht der Adel, die Priesterschaft, das Heer, das gesammte Volk an

Montezuma II., der es doch durch seine Ueppigkeit, seinen launenhaften Uebermuth, seinen unersättlichen Stolz mehrfach beleidigt hatte, als das Unglück über ihn hereinbrach.

Sie finden dieselben Erscheinungen in jeder auf dem naturgemäßen Standpunct befindlichen Familie, wie in jedem Staate, der sich noch nicht in der Maße von der Natur entfernt hat, wie die meisten europäischen. In unseren alten Reichsstädten, in den alten Gauen, in den meisten deutschen Ländern vor der unseligen Zeit des dreißigjährigen Krieges herrschte derselbe moralische Comfort, der gegenwärtig nur etwa noch in den von Eisenbahnen und Dampfschiffen unberührten Gebürgsstädtchen angetroffen wird.

Diese Zufriedenheit und Genügsamkeit, die nebst dem guten Gewissen und dem Wohlwollen gegen alle Menschen das einzig wahre Glück gewährt, spricht sich auch in den verschiedenartigen Gewerbs- und Kunstproducten aus, welche aus derartigen Zuständen hervorgehen. Mit welcher Liebe und Sorgfalt ist nicht jeder Pfeil, jeder Bogen, jedes Gewebe und Flechtwerk gearbeitet, was die Jäger- oder Fischervölker der verschiedenen Zonen der Erde liefern. Welche Ausdauer und Mühe beurkunden nicht die großen, riesenhaften Bauwerke der alten Mexicaner, so wie die feinen, zierlichen Feder- und Metallarbeiten der-

ſelben Nation. Vergleichen Sie einmal die aus freier Hand gearbeiteten Elfenbeinſachen oder die ſchweren Seidengewebe der Chineſen mit denen, die aus unſeren berühmteſten Fabriken hervorgehen!

Doch Sie winken mir mit der Hand und verweiſen mich zur Ruhe und nöthigen mich dadurch, ein Thema abzubrechen, auf das ich freilich nur zu oft hingewieſen werde.

Funfzehnter Brief.

Sie fragen mich, meine verehrte Freundin, ob ich dafür ſey, daß ein Volk, daß ein Staat ſeine Gränzen abſchließe und jedem fremdartigen Elemente ſich unzugänglich mache. Es laſſen ſich aber, muß ich Ihnen antworten, über dieſe und ähnliche Fälle durchaus keine allgemeinen, für jeden Staat anwendbaren Regeln aufſtellen. Die Erfahrung iſt auch hier die beſte Lehrmeiſterin und die Lenker und Ordner der Staaten haben zunächſt die Verpflichtung, die Geſchichte, unſere Mutter und Lehrerin, bei ihrer Handlungsweiſe ſorgfältig zu Rathe zu ziehen.

Die alten Herrſcher der Völker in Amerika, wie in Aſien und Afrika ließen daher ſorgfältig jede Erfahrung, die ſie erworben, aufzeichnen, um ſie für

künftige Fälle benutzen zu können. Diese Erfahrung aber belehrte sie, daß ihnen die Ferne und Fremde stets etwas zuführen würde, was nicht genau in den bereits geordneten Zustand passe. Die Ferne hatte entweder wilde, unruhige Völker, welche durch ihre Rohheit, ihren ungestümen Angriff Gefahr und Unordnung bringen könnte, oder es waren entnervende, überflüssige Genüsse, welche ebenfalls die im Familienleben herrschende Ordnung störend unterbrechen würden.

Wo es also die natürliche Lage des Landes gestattet, finden wir die alten Reiche in möglichster Abgeschlossenheit beharren und in ihrer innern Entwickelung aus eigner Kraft weiterer Cultur zureifen. Sie bewahrten auf solche Weise ihre Eigenthümlichkeit. Ein solcher Staat war Peru, der sich ganz aus sich selbst entwickelt hatte, d. h. der den naturgemäßen Weg gegangen war.

Anders war es mit den mericanischen Reichen, von deren Geschichte wir einen gedrängten Ueberblick zu gewinnen versuchen wollen, woraus wir die seltsame Eigenthümlichkeit ihrer Staatsformen um so eher fassen werden. Das Land Anahuac, das einen großen Theil des zwischen dem mericanischen Meerbusen und dem stillen Ocean gelegenen, Süd- und Nordamerika verbindenden Landstriches umfaßt, enthielt eine eingeborne Urbevölkerung passiver Rasse, die meist dem Jägerleben

ergeben war. Unter dieſe traten im 7. Jahrhundert chriſtlicher Zeitrechnung, von Norden nach Süden wandernd, die Tolteken, welche bei ihrer Ankunft im Thale von Merico unter ſieben Anführern ſtanden. Sie ſäeten Getraide, kannten den Gebrauch der Metalle und zeichneten ſich durch allerlei Kunſtfertigkeiten aus. Sie gründeten Städte und lebten in einem geordneten Zuſtande, ihre Religion war eine Verehrung der Naturweſen. Nach dem Jahre 1031 nach Chr. G. blieb der Regen aus, es entſtand eine anſteckende Krankheit, die die Menſchen haufenweis wegraffte, und als der König, Topiltzin, ſelbſt im J. 1052 ſtarb, zerſtreute ſich die Nation der Tolteken und entwich aus Anahuac in die benachbarten Lande, nach Yucatan, Guatimala u. ſ. w. So wurde die Cultur weiter verbreitet, welche den Tolteken eigenthümlich angehörte. Erſt hundert Jahre ſpäter kam ein anderes Wandervolk, das der Chechemeken nach Anahuac; es wurde von einem König geführt, dem mehrere Häuptlinge berathend zur Seite ſtanden; ſie lebten, die Sonne als Gottheit verehrend, in Gemeinden beiſammen. An ſie ſchloſſen ſich die Ueberreſte der Tolteken an. Wenige Jahre nachher erfolgten abermalige Nachſtrömungen aus dem Norden, unter denen die der Azteken, die um die Mitte des 12. Jahrhunderts Statt fand, die letzte war. Alle dieſe eingewanderten Stämme bildeten eigene

Staaten unter beſonderen Oberhäuptern, die durch die angeſehenſten Männer der Nation aus der fürſtlichen Familie gewählt wurden. Eine Ausnahme machte der Staat, der ſich um die Stadt Tlascala rundete. Hier herrſchte urſprünglich ebenfalls ein König; da ſich aber die Bevölkerung mehrte, ſchied ſich die Stadt in vier Abtheilungen, von denen eine jede unter einem Oberhaupte ſtand, das aber von einer Anzahl erfahrener Männer in ſeinen Entſchließungen geleitet und in ſeinen Arbeiten unterſtützt wurde. Wir finden hier alſo eine ariſtokratiſche Republik, die auch nachmals zu einem mächtigen Staate erwuchs, der an der Vernichtung der benachbarten Königreiche durch die Spanier weſentlichen Antheil hatte.

Die eingewanderten Azteken, die um die Mitte des 12. Jahrhunderts ihre nachmals ſo berühmte Hauptſtadt Merico gründeten, ſtanden ebenfalls unter Aelteſten. Es war ziemlich dieſelbe Verfaſſung, in welcher noch jetzt die ſelbſtändigen nordamerikaniſchen Jägerſtämme leben. Da die Azteken aber, um Land bittend, unter Völker traten, bei denen das Königthum dem Staate Halt und Zuſammenhang gab, mußten auch ſie ſich entſchließen, ihre ariſtokratiſche Verfaſſung aufzugeben, und ſo wählten ſie im J. 1352 einen König. Die Volkshäupter ernannten den Acamapitzin, der aus fürſtlicher Familie ſtammend auch mit den benachbarten Königen verwandt war.

Dem Beiſpiele der Azteken folgte das Volk von Tlatelolco ein Jahr ſpäter. Die Azteken hatten ihren Herrn aus ihrem eigenen Volke gewählt, die von Tlatelolco aber baten den König der Tepaneken, dem die ganze Gegend von Tlatelolco wie von Merico zugehörte, ihnen einen König zu ernennen. Die Folge von dem eigenmächtigen Verfahren der Azteken war, daß ihr Grund- und Lehnsherr ihnen Abg[illegible] erlegte, die ſie bei der großen Beſchränktheit ihres Gebietes — es beſtand aus einem Stück Rand des Sees von Merico — kaum erſchwingen konnten. Die Azteken lebten in dem ſchilfigen Ufer des Sees von Waſſerpflanzen und Waſſerthieren in ſchlechten Hütten und waren, da ſie nicht eben zahlreich, von den wohlhabenden Nachbarn ziemlich verachtet. Dennoch gedieh die kleine Stadt unter Acamapitzins weiſer Leitung; der Boden mehrte ſich, die Stadt gewann an Umfang und Volksmenge. Nach ſeinem Tode beſtieg im Jahre 1389 Huitzilihuitl den Thron, den er dadurch zu befeſtigen ſuchte, daß er die Tochter des Königs von Azcapolzalco zur Gemahlin ſich erbat und ſie auch erhielt. Aus gleichem Grunde nahm er noch eine zweite Gemahlin, die Tochter des Königs von Anauhuohuac. Von nun an traten die Mericaner, d. h. die die Stadt Merico bewohnenden Azteken ſelbſtändiger und kräftiger auf, namentlich ſeitdem durch die Herrſchſucht des

Königs von Azcapotzalco, Marlaton, eine Reihe blutiger Kriege unter den verſchiedenen benachbarten Staaten entſtand.

Die Kriege, deren Einzelheiten Sie in meinem fünften Bande (C.-G. V. S. 194 ff.) mit möglichſter Treue dargeſtellt finden, entwickelten die moraliſche Kraft der Nationen Mittelamerikas auf gewaltſame, aber ſehr erfolgreiche Art. Namentlich aber erweckten dieſe Bedrängniſſe mehrere ausgezeichnete Charaktere, wie den König von Merico, Montezuma I., den herrlichen Netzahualcojotl, König von Acolhuacan, ſo wie den weiſen und tapfern Itzcoatl. Dieſe drei Fürſten unterwarfen ſich die Staaten von Anahuac und theilten ſie, nachdem der Krieg gegen Marlaton glücklich beendigt, mit Totoquihuatzin, der aus dem alten Königsſtamme der Tepaneken war. Itzcoatl, der König der Mericaner, iſt der Schöpfer des Bündniſſes der drei Staaten von Merico, Acolhuacan und Tacuba, die fortan der Mittelpunct der altamerikaniſchen Cultur wurden.

Dieſe drei Staaten garantirten ſich gegenſeitig ihre Gränzen und Verfaſſung. Jedes der drei Staatshäupter war verpflichtet, den beiden andern in Zeiten der Gefahr und gegen fremde Einfälle beizuſtehen. Itzcoatl ſtellte ferner feſt, daß die beiden Könige von Acolhuacan und Tacuba bei der Wahl des Königs

von Merico, welche durch vier angesehene, eigens für diesen Zweck auserwählte Mexicaner Statt fand, als Ehrenmitglieder beisitzen sollten. Dieß geschah im Jahre 1426 nach Chr. G. und dieses Bündniß währte hundert Jahre, bis zur Ankunft der Spanier.

Eine der besten Garantien bestand in der Cultur, die in allen dreien Reichen gleichmäßig herrschte. Das Familienleben, der gesellschaftliche Zustand, die Staatsverfassung, die Rechtspflege und Verwaltung, das Kriegswesen, die Religion, Sitte, Sprache und Kunst zeigte in allen dieselben Formen. Nur blieb Merico, das nach Itzcoatls Tode dessen Sohn Montezuma I. auf den Thron erhob, das mächtigste Glied dieses Staatenbundes, den es gegründet hatte. Montezuma steigerte diese Macht durch die großartigen Eroberungen, wodurch er das Gebiet seines Reiches bedeutend erweiterte. Er belebte durch diese Kriegszüge, die ziemlich alljährlich Statt fanden und mit großer Regelmäßigkeit begonnen und ausgeführt wurden, den kriegerischen Geist seines Volkes. Der Kriegsgott blieb die erste aller Gottheiten; ihm wurden die Kriegsgefangenen schaarenweis geopfert und das Fleisch derselben diente den Kriegern als Speise. Ich bemerkte Ihnen schon oben, wie die Azteken das Menschenopfer deßhalb eingeführt hatten, um sich ihren Nachbarn, die ihnen an Zahl und Wohlstand so sehr überlegen waren,

furchtbar zu machen. Daher behielten ſelbſt aufgeklärte Könige, wie Itzcoatl, Montezuma I. und ſeine Nachfolger dieſen Gebrauch bei, der uns allerdings überaus barbariſch erſcheint. Daher erhielt ſich dieſer Gebrauch neben einer moraliſchen Cultur, der wir unſere Bewunderung nicht verſagen können. Ich verweiſe Sie auf die Ermahnungen des Vaters an den Sohn, wo es heißt: Verehre die, welche älter ſind als Du, und verachte Keinen. Gegen Arme und Unglückliche ſey nicht ſtumm, ſondern tröſte ſie vielmehr. Spotte nicht über alte und unvollkommene Menſchen; verachte den nicht, der einen Fehler oder eine Thorheit begeht, mache ihm keine Vorwürfe darüber, ſondern hüte Dich, daß Du nicht in denſelben Fehler verfällſt, den Du bei einem Andern nicht leiden kannſt. Und derſelbe Vater, der dieſe ſchönen Lehren ſeinem Sohne predigte, war vielleicht kurz vorher aus dem Felde mit einem Gefangenen zurückgekehrt, den er in ſeinem Hauſe ſorgfältig pflegte und mäſtete, um ihn zu ſeiner Zeit dem Kriegsgotte zu opfern und mit ſeiner Familie zu verſpeiſen.

Gleichwohl war auch dieſe grauſame Sitte durch manche Form gemildert. Der Kriegsgefangene, der ſich durch Tapferkeit in der Schlacht ausgezeichnet hatte, erhielt die Erlaubniß, mit den Waffen in der Hand zu ſterben. Bei den größten Tempeln der

Hauptstädte war auf einem freien Platze eine runde acht Fuß hohe Terrasse, auf welcher dann ein runder drei Fuß hoher mit Bildwerk verzierter Stein lag. Auf diesen Stein stellte man den mit Schild und Schwert bewaffneten gefangenen Helden und band ihn mit einem Fuße fest. Hierauf trat ein bei weitem besser bewaffneter mericanischer Krieger heran und begann Angesichts des ganzen Volkes mit ihm den Kampf auf Tod und Leben. Siegte der Gefangene über sechs Mericaner, so gab man ihm Leben, Freiheit und Alles, was man ihm abgenommen, zurück und gestattete ihm freien, ehrenvollen Abzug in sein Vaterland.

Wie schwer es hält, derartige durch den Cultus geheiligte Barbareien abzuschaffen, beweisen die Ketzer- und Glaubensgerichte der spanischen Dominicaner; eine Nation, die einen Calderon, Lopez de Vega, Cervantes, Murillo hervorbrachte, marterte öffentlich diejenigen Mitbrüder zu Tode, welche ihre religiöse Ansicht mit anderen Worten aussprachen, als es die herrschende Priesterschaft angeordnet, und selbst zarte Damen, die bei den Krämpfen ihres Schooshundes in Ohnmacht gefallen wären, wohnten mit Aufmerksamkeit, ja mit Erbauung diesen Autos da Fe bei.

Ich bemerkte Ihnen schon, wie der weise Netzahualcojotl vergebens den Versuch machte, diese Menschenopfer abzuschaffen, wie er aber von den Priestern nur

das eine Zugeſtändniß erlangen konnte, daß man fernerhin blos Kriegsgefangene abſchlachten werde. Die Spanier fanden die Menſchenopfer bei ihrer Ankunft noch in vollem Gange.

Die Geſchichte der Nationen iſt im Ganzen eine großartige Wiederholung der Geſchichte der Familie. So lange die Familien im ſtillen Kreiſe des Hauſes ungeſtört von fremden Einflüſſen dahin leben, herrſcht Ruhe und Frieden. Der Hausvater behauptet ſeine Würde, ſein Anſehen, das die Hausmutter mit ihm theilt. Die Familie lebt mit den Nachbarn in tiefem Frieden und gutem Einverſtändniß, ſo lange im Innern kein Unglück, keine Krankheiten, von Außen keine Störungen eintreten. In ſolchen Verhältniſſen nähern ſich die Charaktere; die Geſinnung der Männer wird milder, ihre Thatkraft findet weniger Anregung, die Frauen dagegen nehmen als Helferinnen lebendigeren Antheil an den Geſchäften der Männer und es entwickelt ſich ein geſellſchaftlicher Zuſtand, wie wir ihn in jetziger Zeit in den meiſten europäiſchen Ländern antreffen. Wir haben Männer, die ſich mit Kochkunſt, Stickerei, Pflege der kleineren Hausthiere und andern den Frauen eigentlich zukommenden Arbeiten beſchäftigen. Die Frauen dagegen nehmen Antheil an der Politik, an den Fortſchritten der Wiſſenſchaft, an den Ereigniſſen des Tages.

Entsteht nun aber ein Feuer, eine gewaltsame Ueberschwemmung, ereignet sich ein feindlicher Ueberfall, so werden die Männer die friedlichen Beschäftigungen alsbald von sich weisen; sie werden es seyn, die zu den Rettungswerkzeugen, zu den Waffen greifen, die Frauen aber sich in das Innerste ihres Hauses zu ihren hülfsbedürftigen Pflegebefohlenen zurückziehen.

So lange nun die alten Staaten von Anahuac in einem minder stark bevölkerten Lande erwuchsen, sobald sich die Gränzen noch nicht dicht berührten, so lange konnte ein jeder derselben bequem und behaglich und selbständig neben dem anderen hinleben und sich ganz eigenthümlich entwickeln. Die Einwanderung der Azteken, obschon sie eine friedliche war, störte zuerst dieses ruhige Staatsfamilienleben. Sie erhielten ein Land, das zwar von geringem Umfang und schlechter Beschaffenheit war, dennoch aber dadurch den Andern entzogen wurde. Die Azteken mußten sich kümmerlich behelfen; allein eben dadurch erstarkten sie, denn in Ueppigkeit und Wohlleben wird niemals ein menschliches Wesen zu etwas Tüchtigem erzogen. Die Stürme, welche die Jugend eines Friedrich des Großen, Voltaire, durchbrauseten, die oft ungesehenen, von Andern nicht bemerkten Leiden und Unglücksfälle, welche Sie in der Lebensgeschichte eines jeden großen Mannes bei aufmerksamer Betrachtung finden, stärken

den Organismus, wenn er nur tüchtig von Haus aus ist. Der Sandstein hält den Druck nicht aus, wodurch der Diamant die glatte Fläche erhält, er wird zertrümmert.

So ist es mit einzelnen Menschen, mit Familien, Gesellschaften und Völkern. So war es auch mit den alten Azteken. Sie erstarkten in Noth und Sorgen, und während nun ihre behaglicher lebenden Nachbarn verhältnißmäßig rasch zu Wohlstand und einer milderen Cultur gelangten, mußten sie sich in ihrem See einen festen Boden schaffen, worauf sie ihre elenden Hütten gründen konnten. Dieß gewöhnte sie an Ausdauer in schwierigen Unternehmen, während ihre Menschenopfer ihre Geister in kriegerischer Abhärtung und Aufregung erhielten.

Wir finden oft, daß Ueppigkeit und Wohlleben Geister, welche im entgegengesetzten Falle eine hohe moralische Kraft entwickelt haben würden, zu launenhaften, unnatürlichen Gelüsten zustrebenden Charakteren gestalten. Sie schaffen sich selbst Hindernisse, um die Kraft, die sie in sich fühlen, zu bethätigen, zu beschäftigen. Das Sprüchwort sagt: wer keine Noth hat, macht sich welche. Ein solcher Charakter scheint auch Marlaton, der König von Acolhuacan, gewesen zu seyn — ein solcher war Montezuma II. Beide mußten erliegen, indem sie Gegner fanden, deren

Kraft durch die Schule des Unglücks erstarkt war. Namentlich aber hatte der edle Netzahualcojotl die härtesten Verfolgungen zu bestehen und nicht mit Unrecht vergleicht ein geistvoller Kenner der Geschichte die Jugendgeschichte dieses amerikanischen Königs mit dem leidenvollen Bildungsgange des Königs David.

Die durch Marlaton ins Leben gerufenen Kämpfe und Unordnungen gingen vorüber, der Wohlstand der Nation erblühte aufs Neue, die Cultur hob sich in jeder Beziehung, namentlich rief Netzahualcojotl die mannichfaltigsten Anstalten für die Bildung der Nation ins Leben; in seiner Residenz Tezcuco lebten die kenntnißreichsten und gelehrtesten Leute der Nation, so daß ein früherer Berichterstatter, der treffliche Clavigero, Tezcuco das Athen von Anahuac nennen konnte. Er selbst war Dichter und die Dichtkunst fand, wie jede Kunst und Wissenschaft, bei ihm Schutz und Förderung. Nicht minder war seine Sorgfalt für die Rechtspflege; er verordnete, daß kein Rechtshandel länger als 80 Tage währen solle. Die Gesetze handhabte er mit unerbittlicher Strenge — wie er denn vier seiner eigenen Söhne hinrichten ließ. Aller 80 Tage hielt er selbst im königlichen Palaste eine große Gerichtssitzung.

Sechszehnter Brief.

„Und alle dieſe Herrlichkeit ſank ſo ſchnell in ſich ſelbſt zuſammen?“ Ja wohl ſie verſchwand, muß ich Ihnen auf Ihre Frage antworten, ſie zerſchellte an einem kleinen Häuflein europäiſcher Abentheurer, deſſen Führer es verſtand, die Blößen ſeines Gegners mit deſſen eignen Waffen zu treffen.

Neben dem Staatenbunde, deſſen Haupt Merico war, finden wir eine Republik, Tlascala, ſo wie in weiterer Entfernung noch mehrere Nationen, wie die Otomies, die jenem Staatenbunde ſich durchaus nicht anſchließen mochten und Freiheit und Selbſtändigkeit vorzogen. Die Könige von Merico ſcheinen ſich die Aufgabe geſtellt zu haben, alle ihnen erreichbare Völkerſtämme ihres Landes mit ihrem Reiche zu vereinigen; der eifrigſte Verfolger dieſes Planes war jedoch Montezuma II., der im J. 1502 den mexicaniſchen Thron beſtieg und welcher überhaupt als der Culminationspunkt der altamerikaniſchen Cultur erſcheint; er iſt die Spitze des Cryſtalls. Ich muß Sie daher, meine werthe Freundin, zur nähern Betrachtung deſſelben einladen.

Der Vorgänger des Montezuma war Ahuitzotl. Da dieſer keinen Bruder hinterließ, mußten die Wähler, ſo wie die Beiſitzer, die Könige von Acolhuan

und Tacuba, zu einer Wahl unter den Neffen des Verſtorbenen ſchreiten, und deren war eine ziemliche Anzahl vorhanden. Sie fiel einſtimmig auf Montezuma Xokojotzin, der ſich als General ausgezeichnet hatte, Mitglied der Prieſterſchaft und ein genauer Befolger der Ceremonien war; er zeigte ein ſtilles, bedachtſames Betragen und erweckte dadurch Ehrfurcht und Vertrauen, wenn er im Rathe ſprach. Sobald er gewählt und von den verbündeten Königen begrüßt worden, unternahm er einen Feldzug gegen die Atlircheſen, um die beim Krönungsopfer nothwendigen Gefangenen zu erwerben, und hierauf fand dieſe Feierlichkeit mit nie geſehener Pracht Statt.

Alsbald ordnete er ein neues Hofceremoniale an, das zunächſt den Zweck hatte, die Herrlichkeit und Allgewalt der königlichen Würde in das glänzendſte Licht zu ſetzen. Jedermann, auch der vornehmſte Staatsbeamte, mußte in Knechtsgeſtalt und ſchlichtem Kleide, barfuß und demüthig vor dem König erſcheinen. Jeden Morgen mußten 600 Lehnträger bei Hofe erſcheinen, die Dienerſchaft gehörte dem höchſten Adel an; der König umgab ſich mit einem großen Heer der ſchönſten Frauen, die im Palaſt unter der Aufſicht ehrwürdiger Matronen gehalten wurden. Wenn der König öffentlich erſchien, ward er von Edelleuten auf einem Tragſeſſel unter einem reichen Himmel, umgeben von großem Gefolge, getragen.

Montezuma hatte ſich ferner einen Palaſt erbaut, der drei große Höfe und zwanzig Thore hatte und im Innern mit Balkenwerk aus den koſtbarſten Hölzern und polirten Marmorwänden verziert war. Er verſammelte in zwei daran ſtoßenden Gebäuden alle Thiere, welche das Land erzeugte und welche von 300 Wärtern ſorgfältig und ihrer Natur gemäß verpflegt wurden. Ja er hatte außerdem auch alle ſeltſam oder fehlerhaft gebildete Menſchen dieſer Menagerie beigefügt, die ihm dann bei ſeinen üppigen Mahlzeiten zur Ergötzung dienen mußten. In der Nähe der Reſidenz und an verſchiedenen anderen Punkten des Landes hatte er Gärten, wie ſie damals in Europa nicht vorhanden waren und wo alle Pflanzen, welche das Land hervorbringt, gepflegt wurden.

Die Unterhaltung dieſer prachtvollen Einrichtungen, die Ernährung des überzahlreichen Hofſtaates, die Abhaltung großartiger Opfer, der Schmuck, womit er die Tempel verzierte, machten eine weſentliche Erhöhung der Abgaben nothwendig und übten gewaltigen Druck auf die Nation. Die Armuth nahm im Volke in demſelben Maaße zu, als der Luxus des Hofes und der Prieſterſchaft ſtieg. Es entſtanden Bettler.

Um nun für die Opferfeſte die nöthigen Schlachtopfer zu haben, mußten Kriege geführt werden; bei der Einweihung des neuen Opferſteins im J. 1508

bluteten **12,210**, sage zwölftausend zweihundert und zehn Menschen!

Der erste Feldzug, den Montezuma unternahm, war gegen die Republik Tlascala gerichtet, die ihr Gebiet durch einen großen Erdwall befestigt hatte. Dieser erste Feldzug kostete dem König seinen erstgebornen Sohn und den größten Theil seines Heeres. Die Republik blieb unbesiegt und wurde dadurch, trotz der fortgesetzten Anfeindungen von Seiten Montezuma's, der Haltpunkt aller Feinde des ehrgeizigen Königs.

Alle diejenigen kleinen Staaten und Völkerschaften, welche Montezuma bekriegt und besiegt hatte, waren natürlich fortan erbitterte Gegner seiner Regierung, da ihnen aus dem Verhältniß, in welchem sie zu Mexico gezwungen standen, durchaus gar kein Vortheil erwuchs. Die Empörungen hörten nie auf, denn es fehlte nie an Anreizung von Seiten der Tlascalaner und der Bundesgenossen derselben.

Durch seinen Hochmuth und Stolz entfremdete sich Montezuma allgemach auch die Gemüther seiner natürlichen Bundesgenossen, der Könige von Acolhuacan und Tacuba, das gestörte Verhältniß trat offner hervor, als König Nezahualpilli von Acolhuacan gestorben und unter seinen Prinzen ein Streit wegen der Nachfolge Statt fand.

So hatte denn Montezuma durch seine üppige Lebensweise, durch die ängstlich befolgte Uebung der abergläubischen Ceremonien, durch den Druck des Volkes, durch Abgaben, durch die fortgesetzte Bekriegung der benachbarten Stämme und Staaten, eine Stimmung in der Nation hervorgerufen, die früher oder später zu den bedenklichsten Ausbrüchen geführt haben würde, wenn auch kein Spanier je den amerikanischen Boden betreten hätte. Montezuma lebte in Selbstverblendung, sonst hätte er, gleich dem herrlichen Nezahualcojotl und seinen Söhne, die wahre Bildung seiner Nation gelenkt. Jener weise König pflegte das Studium der Natur, um sein Herz zu veredlen, die Mittel und Wege der Vorsehung zu erforschen und Regeln für sein Verhalten zu erlangen. Für Montezuma II. war die Natur nur ein Mittel der Förderung seiner egoistischen und ehrgeizigen Zwecke. Sie diente ihm zu Mehrung des eiteln, äußerlichen Prunkes — sein Gemüth blieb kalt, sein Geist umhüllte sich mit düsterem Aberglauben. Er durchschaute nicht mehr mit klarem Blick die Verhältnisse und Erscheinungen.

Als nun ein Feldzug des Königs, namentlich in Folge von plötzlich eintretenden kalten Stürmen unglücklich ablief, als ferner ein Erdbeben Statt fand und vollends als ein Comet am Himmel erschien, da verdüsterte sich das Gemüth des Königs. Er wendete

ſich an ſeine Prieſter — ſie verkündeten Unglück und ſchnürten durch ihre Auslegungen die Feſſeln noch feſter, die ſie dem Geiſte des entnervten Tyrannen angelegt hatten.

Mittlerweile hatte die Vorſehung den Europäern abermals den Weg durch die Wüſte des atlantiſchen Oceans gezeigt. Chriſtoph Colombo war 1492 in den Antillen ans Land geſtiegen; 1517 landete Franz Hernandez in Yucatan; ein Jahr darauf ſchickte der ſpaniſche Statthalter der Inſel Cuba, Diego de Velasquez, vier Schiffe mit 240 Soldaten unter Juan de Grijalva nach der mexicaniſchen Küſte und der Statthalter der Provinz ſandte genaue Abbildungen der Schiffe, der weißen, bärtigen, ſtahlgepanzerten Helden und ihrer Waffen an ſeinen Monarchen.

Montezuma erſtaunte; er berief ſeinen Rath von 12 Perſonen nebſt dem König von Acolhuacan zu ſich. Endlich gelangte man zu der Anſicht, daß die Ankömmlinge nur die Schaar des Gottes Quetzalwatl ſeyn könne und daß man ſie daher feierlich begrüßen und beſchenken müſſe. Die Geſandten des Königs fanden jedoch die Spanier nicht mehr vor; ſie waren ſchon nach Cuba zurückgekehrt. Don Diego erhielt von ihnen für zehntauſend Ducaten Goldſachen, die ſie theils zum Geſchenk erhalten, theils gegen werthloſe Kleinigkeiten eingetauſcht hatten. Er ſandte daher den unterneh-

menden Ferdinand Cortez aus, der am 10. Febr. 1519 im Hafen von Ajaruco mit 11 Schiffen, 14 Geschützen, 16 Pferden, 109 Matrosen und 508 Soldaten anlangte.

Auf das erste freundschaftliche Zusammentreffen der Spanier mit den Indianern folgte, da erstere weiter ins Land eindrangen und den Widerstand der Herren des Landes nicht achteten, ein Kampf, der achthundert Eingebornen das Leben kostete. Die Spanier drangen nun ungehemmt weiter, fanden überall Goldes die Fülle und knüpften ein Bündniß mit dem Herrn von Tobasco an, ohne daß Montezuma, dessen Oberlehnsherr, deshalb befragt worden.

Der Bericht, den Montezuma über das Betragen der fremden Gäste erhielt, mußte ihm sofort über die Absicht derselben die Augen öffnen. Sie wollten vor Allem Gold, Genuß, Herrschaft. Dieß erkannten denn auch die Priester, welche Montezuma befragte, ganz richtig, und sie riethen ihm, er solle das fremde Volk ja nicht an seinen Hof lassen. Allein — dießmal folgte er dem einzig wahren Rathe nicht, sondern er zeigte, daß der Aberglaube, wie die üppige Lebensweise, die mit Hochmuth gepaarte Zaghaftigkeit ihm die Energie seiner Seele geraubt hatte.

Montezuma sendete Gesandte mit überaus reichen Geschenken an Cortez, worunter allein eine astronomi-

sche Darstellung aus Gold 10,000 Ducaten werth war. Er ließ ferner den Fremden noch mehr Geschenke verheißen, gestattete ihnen ruhigen Aufenthalt an der Küste, damit sie sich von ihren Mühsalen erholen könnten, ließ sie aber dringend bitten, den gefahrvollen Weg nach der Hauptstadt zu unterlassen.

Sind Sie nicht auch der Ansicht, meine werthe Freundin, daß Montezuma sein Heer hätte zusammenziehen müssen, um die goldgierigen, herrschsüchtigen Eindringlinge sofort bis auf den letzten Mann zu vernichten? Er hätte wenigstens den Vortheil gehabt, sich in den Besitz ihrer Feuergewehre zu setzen, mit denen er dann, wenn neue Schaaren aus Cuba herangekommen wären, denselben hätte imponiren können.

So aber zeigte er sich eben so unentschlossen, zaghaft, schwach, als Cortez mit unbeugsamem Willen jeden Vortheil benutzte und unaufhaltsam auf seiner Bahn fortschritt. Vor allen Dingen setzte er sich an der Küste fest, erwarb sich das Vertrauen der den Mexicanern unterthänigen Totonaken u. a. kleiner Staaten, welche der Tyrannei des Montezuma überdrüssig waren, nahm aber mittlerweile die überreichen Geschenke, welche der König einzusenden fortfuhr, um seine Größe, seinen Reichthum an den Tag zu legen, willig an. Bald darauf zeigte aber auch Cortez die Ohnmacht der vaterländischen Götter, indem er den Tempel

von Chempoalla in fanatiſcher Wuth zerſtörte. Er zeigte, daß er mächtiger ſey, als die Götter und deren Prieſter. Nachdem er an der Küſte feſten Fuß gefaßt, drang er mit ſeinem Heere und einer großen Schaar Tetonaken nach dem Innern und näherte ſich der Republik Tlascala, der alten Feindin des mericaniſchen Königreichs; er ward mit offenen Armen empfangen, verweilte aber nicht lange, ſondern brach gar bald nach Cholula auf.

Jetzt erkannte Montezuma die ganze Größe der Gefahr, zumal da auch der acolhuaniſche Prätendent Ixtlilrochitl dem Cortez, als Befreier von dem mericaniſchen Joche, ſich freundlich zuneigte. Montezuma beſchloß, den Cortez in Cholula ehrenvoll empfangen, ihn aber dann durch Verrath vernichten zu laſſen. Cortez war aber viel zu umſichtig, zu ſchlau und zu entſchloſſen, als daß dieſe feige Maßregel ihn hätte ſchrecken ſollen. Er trat als ſtrafender Rächer auf und ſtellte ein furchtbares Blutbad an.

Montezuma fuhr fort die Götter zu befragen, er ſchlachtete ihnen zahlreiche Menſchen, er faſtete — die Götter gaben keine tröſtliche Antwort, Cortez aber näherte ſich der Hauptſtadt; unaufhaltſam zog er mit einem tlascalaniſchen Heere der Hauptſtadt zu, erſtieg den 17,852 Fuß hohen Gipfel des Vulcanes Pohocatepeck, der für den Wohnſitz der verſtorbenen Tyrannen galt.

Montezuma vernahm die Nachricht von den Fortschritten, die Cortez machte, mit Entsetzen und ließ ihm ein Geschenk von drei Millionen Ducaten anbieten, wenn er umkehren wolle. Montezumas Bruder, Cuitlahuitzin, aber trat als Mann auf und trug darauf an, den Spaniern mit gewaffneter Hand entgegen zu treten. Er ward überstimmt, und schon am 8. Novbr. 1519 hielt Cortez seinen feierlichen Einzug in der Hauptstadt des mexicanischen Reiches. Der König raffte seinen Muth zusammen, ging den Helden eine Strecke entgegen und rettete wenigstens den Schein durch ein würdevolles Benehmen, worin ihn der Prunk unterstützte, mit dem er sich umgeben. Auch Cortez zeigte sich als ritterlicher Gast. Allgemach aber trat Cortez mit seinen Forderungen vor. Der König solle sich der Krone Spanien unterwerfen, den Götzendienst aufgeben und die römischkatholische Religion annehmen. Er zeigte anfangs die größte Ehrfurcht gegen den Herrscher, bald aber ward seine Sprache bestimmter, endlich befahl er. Montezuma wurde immer zaghafter, er begab sich in den Schutz der Spanier, er ward ihr Gefangener und endlich ihr Bundesgenosse gegen sein eigenes Volk, so daß dieses in gerechter Entrüstung die Waffen gegen die Eindringlinge ergriff, deren Menschlichkeit es gar bald zu erkennen Gelegenheit

gefunden hatte. Montezuma erlebte die Kataſtrophe ſeines Reiches nicht. Er ſtarb im Juni 1520.

Sein Bruder und Nachfolger Cuitlahuitzin trat hierauf als der entſchiedene Gegner der Fremden auf und nöthigte ſie, die Stadt zu verlaſſen. Cortez aber kehrte, nachdem er ſein Heer durch 150,000 eingeborne Bundesgenoſſen verſtärkt und nachdem Cuitlahuitzin an den Pocken verſtorben, nach Mexico zurück. Am 13. Auguſt 1521 vollendete er die Eroberung der unglücklichen Hauptſtadt und im Frühjahr 1525 ließ er die drei noch übrigen eingebornen Könige, die er mit ſich als Gefangene führte, an einen Baum in der Provinz Acallan aufknüpfen.

Von nun an begann das Werk der Zerſtörung, die Ketzermeiſter Dominicaner ſtellten ſich ein, die Denkmale der Literatur und Kunſt wurden vernichtet, die edlen Familien des Landes zu Tode gemartert, ſpaniſche Abentheurer überſchwemmten das Land, ſie ſchleppten das Gold nach Europa und das ſo geſittete Amerika ward der jammervolle Schauplatz europäiſchen Uebermuthes.

Siebzehnter Brief.

Wenn wir, meine werthe Freundin, den Zustand der mittelamerikanischen Reiche bei der Ankunft der Spanier betrachten, so bemerken wir eine gewisse naturgemäße Harmonie in den Theilen dieser Volks- und Staatskörper. Die Sitten entsprachen den Gesetzen, beide aber waren nur die geordneten Neigungen der Nation, sie dienten ferner dazu, sie zu veredeln und das Rohe daraus zu entfernen. Die Institutionen des öffentlichen Lebens entsprachen denen des Privatlebens, so wie sie auch unter einander in Uebereinstimmung waren. Die Verwaltung des Staates war vortrefflich in Ordnung, der Wohlstand des Volkes bis in die Zeiten des Montezuma blühend. Durch seinen Aufwand brachte er Armuth in die niedern Schichten der Bevölkerung, wie er durch seinen Ehrgeiz und die dadurch veranlaßten Kriege Elend über die entfernten Nationen brachte. Indessen, wäre die fortschreitende nationelle Civilisation nicht so gewaltsam unterbrochen worden, so würde sich das mexicanische Reich allgemach zu einem großen Ganzen abgerundet haben, die Staatsformen würden sich weiter entwickelt haben, vor Allem aber würden jene abscheulichen Menschenopfer doch mit der Zeit abgeschafft worden seyn, die die Könige zu immer neuen Kriegen anreizten. Auf den übermüthi-

gen und abergläubigen Montezuma würde ein weiser und kräftiger Fürst gefolgt seyn; denn wir können es wohl als einen geschichtlichen Erfahrungssatz hinstellen, daß die Grundsätze und Richtung eines Königs sich nur in sehr seltenen Fällen bei seinem Nachfolger in gleicher Maße wieder finden, ja daß sie nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge meist einen wirklichen Gegensatz zu denselben bilden. Und in der That zeigte sich der muthmaßliche Nachfolger Montezuma's II. Cuitlahuitzin als ein bei weitem kräftigerer und männlicherer Fürst.

Wollen Sie Sich aber eine Vorstellung machen, zu welcher Stufe der Gesittung und Bildung das mexicanische Volk sich aus sich selbst hätte entwickeln können, wenn es in seinem Lebenslaufe nicht gewaltsam unterbrochen worden wäre, so treten Sie mit mir zu einer nähern Betrachtung des alten Aegyptens. Schon wenn Sie vor die riesigen Bände der von Napoleon veranlaßten Beschreibung von Aegypten oder Rosellini's Denkmale von Aegypten und Nubien treten, erweckt der Anblick der dort abgebildeten buntbäutigen Menschen, die fast nackend gehen, des vielfach gefärbten Hals- und Kopfschmucks, der Federwedel, der Tänzer und Gaukler, die Tracht der Könige, der Priester und Krieger, dann aber auch der Pyramiden, Tempel und andern Baulichkeiten die Erinnerung an derartige

Sachen und Bilder, die Sie aus Amerika geſehen haben. Sie bemerken aber auch ſofort, daß dieſe ägyptiſchen Geſtalten bei weitem mehr entwickelt, mehr durchgebildet erſcheinen.

Dieß findet nun allerdings ſchon einige Erklärung durch die örtliche Lage, welche Merico und Aegypten auf der Erde gleichmäßig unter einem milden Himmel, an dem mit Palmen umkränzten Spiegel eines Binnenſees und eines großen Stromes einnehmen; die Naturerzeugniſſe beider Länder erſcheinen ebenfalls in gleicher Fülle und in ähnlichen Geſtalten. Weſentlich ergänzt und erhärtet wird dieſe Erklärung durch den geſchichtlichen Gang der beiderſeitigen Völker. In Aegypten findet ſich in der Urzeit eine paſſive, und zwar eine ſchwarze Urbevölkerung, wie ſie in den amerikaniſchen Ländern ebenfalls vorhanden; unter dieſe paſſive Bevölkerung traten, eben ſo wie in Amerika, active, aus dem Morgenlande ſtammende, Einwanderer. Iſis und Oſiris treten als Kinder des Lichtes im Nilthale auf, wie auch als ſolche in Amerika die Yncas und Tolteken erſchienen waren. Durch freundliche Belehrung und ſtetes Beiſpiel führten ſie die Menſchen einer höhern Geſittung zu; ſie fanden bei ihrer Ankunft im Nilthale die Bevölkerung auf der niedern Stufe der Bildung, in einem gegenſeitig feindſeligen Zuſtande, als Jäger, als Fiſcher, ja als Menſchenfreſſer (ſ. C.-G. V. 460).

Sie waren es, welche das Familienleben und die Ehe begründeten, den Ackerbau lehrten, nützliche Kenntniſſe und Fertigkeiten verbreiteten und die Grundlage der nachmaligen Staatseinrichtungen herſtellten.

Aus dieſen Anfängen entwickelte ſich im alten Aegypten ein Volks- und Staatsleben, eine ſittliche und wiſſenſchaftliche Bildung, eine Religion und Kunſt, die, allerdings durchaus nicht immer auf friedlichem Wege, ſich über die Völker des europäiſchen Alterthums verbreitete und die in ihren Wirkungen noch heutiges Tages nicht ganz erloſchen iſt.

Die Ehe und das Familienleben der alten Aegypter zeigt uns überaus freundliche Formen. Der Mann ſteht als das Haupt der Familie da, die Frau aber iſt ſeine hochgeehrte Gefährtin, der er bei dem Abſchluß der Ehe die Herrſchaft über das Haus übergab und ſie ſo als die Herrin deſſelben anerkannte. Wie bei den Mericanern, wie noch heute im ganzen Morgenland, wie im alten Griechenland und Rom hatte aber nächſtdem der Mann das Recht, auſſer der eigentlichen Herrin des Hauſes ſich eine oder mehrere Nebenfrauen zu halten, eine Einrichtung, die freilich mit unſeren Sitten nicht ganz übereinſtimmt und die auch bei Ihnen lebhaften Widerſpruch finden wird. Bei geſchichtlichen Betrachtungen läßt ſich nun aber freilich nichts Anderes thun, als das eben Vorhandene hinnehmen, wie es einmal iſt.

Die Hausfrau ordnete nun die Geschäfte und Einrichtung des inneren Hauswesens, welches, wie aus den Nachrichten der griechischen Schriftsteller und der ägyptischen Denkmale erhellt, überaus freundlich und behaglich beschaffen war. Die Wände und Fußböden erglänzten in heiteren Farben, die Geräthschaften, wie Tische, Stühle, Schränke waren sauber, zierlich und zweckmäßig; die Räume waren mit schöngeschnitzten Gestellen, bunten Gefäßen und duftenden Blumen ausgeziert. Die Frauen versorgten den Mann mit der einfachen, leichten Kleidung.

Den Frauen lag zunächst ob, für die erste Erziehung der Kinder zu sorgen und ihnen die ersten Begriffe der Sittenlehre, der Dankbarkeit und Ehrfurcht gegen die Eltern, die Obrigkeit und die Gottheit einzuprägen, vor Allem aber sie zu nützlicher Thätigkeit zu gewöhnen. Die alten Aegypter waren nicht minder fleißig und betriebsam, als die alten Mexicaner. Die Arbeiten, die uns von ihnen in den Grabstätten noch erhalten sind, wie die Kleiderstoffe, Sandalen, Werkzeuge, Schmucksachen, zeigen jene Nettigkeit und Vollendung, welche stets eine Folge der Freude an der Arbeit und der Liebe ist, womit sie ausgeführt wurde, die aber niemals bewirkt wird, wenn der Arbeiter lediglich den daraus erfolgenden Geldgewinn im Auge hat. Sieht doch stets ein geüb-

tes Auge es der Erfüllung einer Pflicht, einer ſittlichen Handlung, der Beſchaffenheit einer Arbeit, eines Kunſtwerkes, einer Schrift an, ob Freude und Liebe zur Sache oder Eigennutz und Geldgewinn die Haupttriebfeder dabei geweſen.

Betrachten Sie die Flechtwerke, die Gewebe der alten Aegypter, ihren feinen, aus 365 Fäden beſtehenden Zwirn, ihre Bänder, welche auf den Quadratzoll 152 Fäden Aufzug und 71 Fäden Einſchlag zeigen. Betrachten Sie in Roſellini's Prachtwerke die reichen mit Stickerei verſehenen Stühle und Seſſel, die Prachtgefäße, vor Allem aber die Abbildung der Landhäuſer und Gärten und Sie werden geſtehen, daß dieſe alten Aegypter es gar wohl verſtanden, ſich das Leben auf das zierlichſte und anmuthigſte auszuſchmücken.

Im alten Aegypten gab es, die Buchdrucker, Wanduhren- und Pulverfabrikanten ausgenommen, ziemlich alle Gewerbe, welche wir noch heutiges Tages bei uns finden; es gab, wie wir aus den Denkmälern erſehen, wo ſie in den ihnen eigenthümlichen Beſchäftigungen abgebildet ſind, Schmiede, Metallgießer, Goldarbeiter, Spinner, Weber in Linnen, Thier- und Baumwolle, Seiler, Bandmacher, Gürtler, Färber, Gerber, Schuſter, Schneider, Stellmacher, Federſchmücker, Wagner, Tiſchler, Anſtreicher, Maurer und Zimmerleute, Töpfer, Glasmacher, ſo wie für Handel und

Verkehr Kaufleute und Händler aller Art. Dieſe hatten ihre Werkſtätten und Aushängeſchilde. Es gab ferner Weinküper, Fleiſcher, Bäcker, dann aber auch Papiermacher, die mit ihren Familien fleißig arbeiteten.

Der Fiſchfang beſchäftigte viele Menſchen, die Jagd war mehr eine Ergötzlichkeit der Vornehmen, die Viehzucht blühete namentlich in den niederen Gegenden. Der Ackerbau war dagegen die Grundlage der ganzen Volkswohlfahrt und der Nilſtrom die kräftigſte Unterſtützung dafür. Wir finden daher auch in den Denkmalen die landwirthſchaftlichen Beſchäftigungen mit großer Sorgfalt und Ausführlichkeit dargeſtellt; erſehen aber auch daraus, daß im eigentlichen Mittelägypten die Viehzucht nur als Nebenzweig der Landwirthſchaft betrieben wurde, und daß die Zucht der Gänſe und Hühner der am meiſten gepflegte Theil derſelben war. Gänſebraten war das Lieblingsgericht der höhern Claſſen; die Hühner aber wurden in künſtlichen Brütöfen aus den Eiern zum Leben gebracht.

Das Familienleben wurde vom Staate ſtets berückſichtigt, und namentlich durch die Einrichtung um ſo inniger gemacht, daß der Sohn das Gewerbe des Vaters ergriff, er erbte mit dem Beſitzthum und Werkzeug auch die Kenntniſſe und Erfahrung des Vaters und hatte dadurch, daß er ſchon frühzeitig der Gehülfe deſſelben wurde, Gelegenheit, ſich die nöthige

Fertigkeit leicht anzueignen. Nach des Vaters Tode ſah er ſich im Beſitz der wohleingerichteten Werkſtätte und der geſammten hierher gewöhnten Kundſchaft. Dieſe Kundſchaft aber gab den Familien einen ſichern, ſelbſtbewußten Halt, Zufriedenheit und Liebe zur Heimath. Wir dürfen uns jedoch dabei kein ſtarres Kaſtenweſen denken, welches den Menſchen an die Scholle bannt. Wurde auch in der Regel der Sohn, und der älteſte wohl ſtets, der Erbe und Nachfolger des Vaters, ſo ſtand dem jungen Aegypter doch auch, wenn er nur ſonſt Talent dazu entwickelte, der Weg zum geiſtlichen und weltlichen Staatsdienſt offen.

Das Familienleben wurde ferner gehalten durch den eigenthümlichen Todtencultus, den wir in ganz Aegypten finden. „Ehre Vater und Mutter," war die erſte Lehre, welche im Herzen des jungen Aegypters erweckt wurde; „ehre auch die Großeltern und deren Vorfahren, auch wenn ſie ſchon längſt verſtorben ſeyn ſollten," war eine natürliche Folge jener erſten Lehre. Man bewies daher den verſtorbenen Familienmitgliedern eine Aufmerkſamkeit und ihrer ſterblichen Hülle eine Pflege, die mit den ſo heitern Formen des geſelligen Lebens in ſeltſamem Widerſpruch zu ſtehen ſcheint, die aber durchaus nicht das Düſtere hatte, das in vielen europäiſchen Gegenden die Todten umſchwebt.

So wie ein Familienglied seine Seele ausgehaucht hatte, überließen sich die Hinterlassenen ganz dem Schmerze; sie stürzten auf die Straße, klagten laut und weinten. Dann aber übergaben sie den Leichnam den Balsamirern, die ihn nun je nach den Mitteln der Familie in mehr oder minder kostbarer Weise zubereiteten und der Auflösung dadurch entzogen. Sie haben ja ägyptische Mumien gesehen mit den sorgfältigen Umhüllungen. Sie kennen die vergoldeten Gesichter, die schön bemalten Hüllen, die fleißig geschnitzten Särge derselben. Das wüste Gebürge, durch welches der Nilstrom sich seinen Weg nach dem Mittelmeere gebahnt hat, das jeder landwirthschaftlichen Bearbeitung die größten Hindernisse entgegensetzt, benutzten die alten Aegypter zu der Aufbewahrung ihrer Todten. Die Priesterschaft besaß jene Steinwüste eigenthümlich und ließ durch die Künstler, die ihrem Schooße angehörten, in die Felsenlager zierliche Gemächer einhauen, die Wände mit Kalkmörtel auskleiden und daselbst in vertieften buntbemalten Umrissen Handlungen und Vorfälle darstellen, wie sie das Leben des Handwerkers, Landwirths, des Kriegsmannes oder Staatsbeamten, im geistlichen oder weltlichen Fache, darbot. Ueber diesen dem Aufenthalt der Todten bestimmten Grüften bauten sich wohlhabende Familien niedliche Häuser oder Zim-

mer, vor denen zum Theil Gärtchen angebracht wurden. Hier verſammelten ſich die Verwandten an den Geburts- und Sterbetagen der Abgeſchiedenen und ehrten das Andenken derſelben in angemeſſener Weiſe. Sie brachten ihnen mancherlei Gaben und Opfer dar und blieben ſo in fortgeſetztem Verkehr mit ihnen. Ja durch dieſe Todtenſtätten iſt das alte Aegypten bis auf den heutigen Tag mit der Nachwelt in Beziehung geblieben. Wir erſehen aus dieſen wohlerhaltenen Darſtellungen die Formen ihres häuslichen, wie ihres öffentlichen Lebens, wir finden namentlich in den reichgeſchmückten Königsgräbern die Geſichtszüge, die Tracht, die Geräthe, die Waffen der alten Aegypter, und dieſe Bilder werden, wenn auch die Grüfte ſelbſt von den gelehrten oder habſüchtigen Reiſenden ämſig ausgemeiſelt werden, wenigſtens noch lange in den Werken der franzöſiſchen Reiſegeſellſchaft, Roſellini's und der übrigen Reiſenden ſich erhalten. Allerdings werden in neueſter Zeit alljährlich viele hundert Mumien aus ihren heimiſchen Schlafſtätten geriſſen, ihrer Hülle entblöſet und als — Färbeſtoff in Kiſten nach Trieſt geſchafft, um von da in den Manufacturen von Europa nützlich verwendet zu werden. Die liebevolle Sorgfalt, welche die Alten ihren Verwandten widmeten, hat indeſſen doch Jahrtauſende die Mumien geſchützt. Wohl denen, welche in den Muſeen Europas eine ſichere Freiſtätte gefun-

den haben. Sie werden wenigſtens ſo lange daſelbſt ſicher ruhen, bis auch über Europa jene Barbarei hereinbricht, als deren Vorläufer wir die Anfänge der Entſittlichung und der Zerſetzung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe leider betrachten müſſen.

Achtzehnter Brief.

Gewiß, liebe Freundin, eine Cultur, welcher das ſittliche Element fehlt, iſt eine Cultur, die auf ſehr ſchwachen Füßen ſteht! Wann ſanken die großen Staaten am Euphrat? wann ſtürzte das römiſche Staatsgebäude zuſammen? Nicht eher, bis Zucht und Sitte aufhörten! Wer ſtürzte die alten Reiche? Die germaniſchen, ſittenreinen Völker, denen die Römer an Kenntniſſen, Kunſtleiſtungen, Gelehrſamkeit, kurz in jeglichem Fache der Cultur weit überlegen waren. Sobald die Familienbande gelöſet ſind, löſen ſich auch die der Geſellſchaft. Die Frauenemancipation, der Communismus — Gott ſey Dank, daß wir für dieſe Verrücktheiten keine deutſchen Worte haben, ſind nur die Vorläufer von Ereigniſſen, die unſere Staaten, unſere Cultur auflöſen werden. Wenn im alten Rom oder am Hofe Ludwigs XIV. nur die Wohlhabenden

von dem naturgemäßen Lebensgange ſich entfernten, ſo trafen die Folgen auch nur jene entſittlichte Ariſtokratie; das Volk ſelbſt bildete einen guten Kern; die Burgen zerfielen in Trümmer, aber die Hütten der friedlichen Landleute beſtanden fort. Nun aber denken Sie Sich, wenn auch die Häuſer der Bürger, die Hütten der Landleute zerfallen!

Doch warum immer tadeln, immer klagen. Enteilen wir ins alte Aegypten, wo ſich uns erfreulichere Erſcheinungen darbieten. In den Darſtellungen der Todtendenkmale finden wir oftmals Bilder aus dem geſelligen Leben der Aegypter; wir ſehen hier Geſellſchaften von Freunden verſammelt, welche ſich um wohlbeſetzte Tafeln gereihet haben; die Diener bringen Wein herbei; daneben ſtehen Sänger und Muſiker, es erſcheinen auch Tänzerinnen, welche die von den Sängern vorgetragenen Erzählungen verkörpert darſtellen; wir bemerken ferner Männer und Frauen, welche allerlei künſtliche Stellungen, allerlei Geſchicklichkeiten, wie Ballſpiel, Luftſprünge und andere Kunſtfertigkeiten entwickeln und den fröhlich Verſammelten mannichfache Augenweide gewähren. So ergötzte man ſich in den Familien, und wir finden, daß die Frauen immer Antheil an derartigen Vergnügungen nahmen. So feierte man Geburtstage und andere freudige Begebenheiten. Allein — öffent-

liche Orte, Wirthshäuser, wie sie in Europa seit dem dreißigjährigen Kriege erscheinen, kannte jene alte Zeit gar nicht.

Ja, ja, ich sehe schon, wie Sie mit der Hand winken, das Wort öffentliche Orte klingt Ihnen wie das Zeichen zu einem Strome von unangenehmen Betrachtungen. Ich schweige schon und breche ab. Das öffentliche Leben des alten Aegyptens aber beruhete auf einer naturgemäßen Gliederung des Volkes. Die unterste Schicht desselben bildeten die Ueberreste der passiven Bevölkerung, die als Hirten in den niederen Gegenden des Landes lebten; die abgelegene Gegend, welche sie bewohnten, erschwerte ihren Antheil an den Segnungen der Cultur, welche den höhern Ständen entsproßten. Sie waren übrigens freie Leute, denn die Sclaven der Aegypter bestanden meist aus den Negern, die man als Dienstboten einführte oder, als noch Kriege mit dem Auslande Statt fanden, aus Kriegsgefangenen. Letztere, so wie Aegypter, die sich schwerer Verbrechen schuldig gemacht, mußten in den Bergwerken arbeiten.

Die Classe der Schiffsleute und Lastträger war etwa in derselben Stellung wie in unseren größeren Städten die Tagearbeiter, Handlanger und Packträger. Ihre unstäte Lebensweise, die schwere Arbeit, die sie

verrichteten, erhielt ſie natürlich auf einer niederen Bildungsſtufe.

Die Landleute ſtanden ſchon auf höherer Stufe, ſey es nun, daß ſie auf Staatsgütern als Erbpachter oder als Verwalter ihren Lebensunterhalt erwarben; ſie blieben in näherem Verkehr mit den Prieſtern, mit dem Adel, der auf dem Lande anmuthige Beſitzungen hatte. Selbſtändige, Grundeigenthum beſitzende Bauern, wie ſie bei uns ſeit Abſchaffung der Leibeigenſchaft vorkommen, gab es im alten Aegypten nicht.

Die Claſſe der Handwerker bildete die weſentliche Bevölkerung der Städte, und die Vortheile, die ſie hier genoſſen, hielten ſie feſt. Sie erfreuten ſich eines gewiſſen Wohlſtandes und waren fleißige, ordnungsliebende Leute. Zu ihnen gehörten alle Diejenigen, die nicht im Staatsdienſt waren, alſo alle Künſtler, Gewerbtreibende, Kaufleute; ſie genoſſen in der Jugend einen zweckmäßigen Unterricht in den von der Prieſterſchaft unterhaltenen Schulen. Sie ſtanden namentlich als Maurer, Steinmetzen, Maler, in näherem Verkehr mit der Prieſterſchaft und führten die Bauten derſelben aus.

Wir können die von uns bis jetzt betrachteten Stände der Fiſcher, Hirten und Handwerker als das eigentliche, nach ſeiner Lebensweiſe gegliederte Volk

betrachten. Auf den Denkmalen erscheint dieses Aegyptervolk als ein wohlgebauter, kräftiger Menschenschlag mit rother Haut und dem eigenthümlichen Gesicht, mit kurzer, übrigens wohlgeformter Nase und vollen Lippen. Es sind Gestalten, wie sie aus der Mischung der activen hochasiatischen Rasse mit der passiven Urbevölkerung Afrikas auch in Amerika hervorgehen.

In der gesellschaftlichen Ordnung des ägyptischen Volkes aufwärts treffen wir den von eingewanderten activen Schaaren abstammenden Adel, der sich in zwei Abtheilungen, die weltliche, die Krieger, und die geistliche, oder die Priester und Staatsbeamten, sonderte. Er ergänzte sich fortwährend durch die talentvollen Jünglinge der vorherigen Classe des Volkes und war nächst dem Könige der Inhaber des Landes. Der ganze Grund und Boden des heiligen Landes Aegypten war nämlich in drei Theile geschieden; den ersten besaß der König, den zweiten die Priesterschaft und den dritten die Kriegerkaste, die im Ganzen nicht über 400,000 Mann stark war und in Unterägypten, also an der Gränze gegen die schweifenden Beduinen ihre Standquartiere hatte. Abtheilungen davon waren als königliche Leibwache und als Besatzungen in Ober- und Mittel-Aegypten verwendet.

Um so zahlreicher war die Priesterkaste, welche alle Staatsämter besetzte, den Dienst in den Tempeln

beſorgte und in welcher ſich die ganze Cultur des Volkes concentrirt hatte.

Die höchſte Stelle nahm der König ein, der Mitglied der Prieſterkaſte ſeyn mußte, wie es auch im alten Mexico der Fall war.

Wir haben hier, meine verehrte Freundin, ein ſehr wohlgegliedertes Ganze vor uns, das in der langen Dauer ſeines Beſtehens den beßten Beweis ſeiner Zweckmäßigkeit liefert. Denken Sie Sich aber nicht etwa das Kaſtenweſen des alten Aegyptens als etwas auf einmal oder künſtlich Gemachtes; es iſt ein Werk des Volkslebens und auf demſelben der Natur angemeſſenen Wege entſtanden, wie etwa die chemiſchen Criſtalliſationen. Jeder irdiſche Stoff trägt die Nothwendigkeit ſeiner Geſtalt in ſich, eben ſo wie jeder Gedanke ſich in diejenigen Worte gliedert, die zur Darſtellung deſſelben nothwendig ſind. Die active Maſſe trat unter die paſſive Urbevölkerung, deren am wenigſten begabte Mitglieder ſich ſcheu vor ihr in die entlegenen Theile des Landes zurückzogen. Ein anderer Theil der Bevölkerung ſchloß ſich an die Einwanderer an, förderte ihre Zwecke und vermiſchte ſich mit ihnen.

Sie dürfen auch ferner nicht glauben, daß dieſe Kaſteneintheilung jene ſtarre unüberſteigliche Gränze zwiſchen den verſchiedenen Theilen der Bevölkerung zog, wie dieß bei den Hindu in deren gegenwärtigem Verfall

gefunden wird. Ich habe Ihnen ſchon bemerkt, daß die oberen Kaſten ſich aus dem Volke ergänzten, daß die Prieſter, welche den Volksunterricht leiteten, talentvolle Jünglinge bei ſich aufnahmen, daß ſie geſchickten und fleißigen Künſtlern und Handwerkern näheren Zutritt bei ſich geſtatteten, daß ſie durch Beamtung, durch Heirath die beßten Kräfte, die ſich beim Volke kund gaben, an ſich banden, daß ſie alſo fortwährend friſche, junge Kräfte ihrem Körper zuführten. Heirathete doch Joſeph, Jacobs Sohn, die Tochter eines Oberprieſters und gehörte doch dieſer Joſeph nicht einmal dem ägyptiſchen Volke an. Der Prieſter oder der Krieger ſah nicht mit übermüthigem Stolze auf den Mann aus dem Volke, er dünkte ſich nicht für beſſer, er bildete daher nicht jenen excluſiven Adel, der, wenn die Staatsbande ſich löſen, wie in Frankreich zur Zeit der Revolution, durch das aufgebrachte Volk um Leben und Beſitzthum gebracht wird. Die ägyptiſche Prieſterſchaft bemühte ſich vielmehr, das Volk ſorgfältig in nützlichen Kenntniſſen zu unterrichten, es über ſeine Pflichten zu belehren und daſſelbe ſittlich auszubilden. Auf den den Leichnamen beigegebenen Bilderrollen iſt mehrfach das Gericht dargeſtellt, welches der Todtenrichter Oſiris nebſt ſeinen Beiſitzern über die Seele des Verſtorbenen hält. Sie erblicken eine Waage, auf der einen Schaale iſt die Statue der Mo, der Gerechtigkeit geſetzt, d. h. Oſiris wird ganz unparteiiſch ſein

Urtheil ſprechen; auf der andern Schaale bemerken Sie das Gefäß, worin bei der Balſamirung das Herz des Verſtorbenen verſchloſſen worden und auf welchem noch zu mehrer Deutlichkeit das Wort Herz geſchrieben ſteht; damit aber iſt angedeutet, daß Oſiris und die bei der Waage beſchäftigten Anubis, Thot und Horus nur die Geſinnung, die Abſichten in Betracht ziehen und darnach Lohn oder Strafe des verſtorbenen Menſchen einrichten werden, daß ſie die ſcheinbar herrlichſten Thaten deſſelben nicht berückſichtigen werden, wenn ſie nicht in guter Abſicht unternommen worden. Die Todtenrichter ſehen nur das Herz an — vor ihrem Scharfblick zerrinnt jede gleißneriſche, heuchleriſche Handlung — vor ihrem Throne wird die unterdrückte Tugend, das verkannte Verdienſt Gerechtigkeit finden.

Sie erſehen daraus alſo, daß die ägyptiſche Prieſterſchaft ſich durchaus nicht den Göttern gleich ſtellte, daß ſie durchaus nicht ſelbſt das Richteramt übte, ſondern daß ſie dem Volke nur als leitender, rathender Freund zur Seite ſtand. Daher beſaß ſie denn auch das vollſte Vertrauen der geſammten Bevölkerung.

Der König war der oberſte Wächter über das Geſetz und als ſolcher auch von irdiſchem Glanze umſtrahlt. Die Lebensweiſe wie die Handlungen des Königs waren durch genaue Vorſchriften geleitet. Seine nächſte Umgebung beſtand aus hochgebildeten, wohlgeſitteten Söh-

nen der angeſehenſten Beamten. Alle Stunden des Tages waren genau eingetheilt und Vorſchriften über deren Verwendung vorhanden. Der König mußte früh aufſtehen und vor Allem ſich ſofort an die Arbeit begeben, die aus allen Theilen des Reiches eingegangenen Berichte leſen und ſeine Entſcheidung abgeben. Darauf mußte er, nachdem er ſich gewaſchen, ein prachtvolles Kleid anlegen und ſich zum Opferaltar begeben, wo die Prieſter ihn an ſeine Pflichten ermahnten, ſeine Tugenden belobten und zuletzt auf alle Vergehungen einen Fluch legten. Nach dem Opfer verlas der Staatsſchreiber nützliche Rathſchläge und die Thaten berühmter Männer. Durch dieſe täglich wiederholten Ermahnungen fand eine ſtete Anregung zu einer geſetzmäßigen Handlungsweiſe Statt. Nächſtdem trug auch die Lebensweiſe des Königs viel dazu bei, ihn auf gutem Wege zu erhalten. Der König genoß nur ganz einfache Nahrungsmittel, meiſt Kalb- oder Gänſefleiſch, vom Weine aber nur ein vorgeſchriebenes Maaß; die ganze Lebensweiſe war überaus einfach und den Vorſchriften der Diätetik gemäß. Alles war ſo geordnet, daß der König ſich nie den Aufwallungen ſeiner menſchlichen Leidenſchaften überlaſſen konnte; überall umgab ihn das Geſetz, welches verlangte, daß der König dem Volke ein Vorbild und Muſter aller Tugenden ſeyn ſollte.

Nichts glich aber auch der Verehrung und Liebe,

welche das ägyptiſche Volk ſeinen Königen zollte. Wenn der König ſtarb, fand eine allgemeine Landestrauer Statt und ganz Aegypten glich dann einem Trauerhauſe; die Trauerzeit währte zwei und ſiebenzig Tage. Nach Ablauf dieſer Zeit fand, wie bei jedem Aegypter, das öffentliche Todtengericht über den königlichen Leichnam Statt. Die Prieſter erzählten ſeine Thaten und lobten ſeine Regierung vor dem zahlreich verſammelten Volke, das freudig einſtimmte, wenn dieſe eine ſegensreiche geweſen, das aber auch die Prieſter überſchrie, wenn ſie die übeln Thaten des Verſtorbenen bemänteln wollten. Durch dieſe Volksſtimme ſind mehrere Könige um ein glänzendes und ehrendes Begräbniß gebracht worden.

Sie ſehen alſo den königlichen Hof als den Sitz der Ordnung, der Arbeit, der Tugend, als den Glanzpunkt und die Spitze der geſammten Volksbildung, wie denn auch die in der Mitte der Tempel liegende Königsburg das herrlichſte weltliche Gebäude des Landes war; hier ſah man große, ſchön gemalte Hallen, prachtvolle Säulengänge, die Standbilder der Könige und an den Wänden die Abbildung ihrer Thaten, die ihren Nachfolgern ſteten Anreiz zur Nachahmung gewährten.

Die Arbeit des Königs beſtand vornehmlich in der Handhabung der Gerechtigkeit und der Ueberwachung der Beamten, welche die Pflicht hatten, das Volk glücklich

zu machen. Das ganze Land war in Bezirke getheilt, welche ihre Vorsteher und Unterbeamten hatten. Die Abgaben waren mäßig, die Personalleistungen überstiegen nicht die Kräfte des Volkes, das seinen Geschäften ungehemmt nachgehen konnte. Das Volk war, dem Beispiele des Königs und der Beamten folgend, überaus arbeitsam und fleißig. Das Land war sorgsam angebaut, reger Verkehr herrschte auf Straßen und den zahlreichen Canälen. Nach Außen, namentlich nach der Seeseite und der Wüste, wo die Beduinen schwärmten, schloß man sich sorgfältig ab. Der Verkehr war nach Innen gerichtet. Mit Innerafrika stand man durch Caravanen in Verbindung. Die alten Herrscher Aegyptens erkannten gar wohl die Wahrheit des Satzes, daß nur ein wohlhabendes Volk ein glückliches, daß nur ein glückliches und zufriedenes Volk ein gehorsames ist. Sie förderten daher den Wohlstand auf alle Art, durch Anlegung von Canälen, durch Herstellung von Vorrathhäusern, wo für die Zeit der Noth Lebensmittel und andere Bedürfnisse aufbewahrt wurden, dann aber auch durch Verbreitung nützlicher Kenntnisse. Im alten Aegypten konnte Jedermann lesen. Aegypten galt bei den Völkern der griechischen Welt für das glücklichste Land der Erde, für den Sitz jeglicher Gesittung und Weisheit.

Der Handhabung der Rechtspflege war große Sorgfalt zugewendet; die Gesetze Aegyptens wurden bei den

Alten für die beßten anerkannt. Ein Geſetzbuch von mäßigem Umfange, gegründet auf die einfachen Lehren der Moral, war der Anhaltepunct der Richter. Dieſe Geſetze wurden aber mit unerbittlicher Strenge gehandhabt. So ſtand z. B. Todesſtrafe darauf, wenn Jemand es verſäumte, zu der alljährlich beſtimmten Zeit beim Kreishauptmann zu erſcheinen und ſeinen Namen behufs der Volkszählung aufſchreiben zu laſſen und ſeinen Erwerbszweig anzugeben.

Das Land war in Gerichtsbezirke getheilt; aus den berühmteſten Städten waren dreißig der vorzüglichſten Männer erwählt, welche das große Oberlandesgericht bildeten und die aus ihrem Schooße einen Vorſitzenden ernannten. Die Klagen wurden ſchriftlich eingereicht, wie denn auch die Vertheidigung des Beklagten ſchriftlich abgefaßt ſeyn mußte.

Eine uns ſehr befremdende Einrichtung iſt der Oberaufſeher über die Diebe, bei welchem jeder Dieb ſich melden mußte. War nun Jemand beſtohlen worden, ſo wendete er ſich ſchriftlich an den Oberdieb und erhielt gegen Erlegung des vierten Theils der entwendeten Sachen ſein Eigenthum zurück. Dieſe Einrichtung aber dient uns zum Beweis, daß die alten ägyptiſchen Geſetzgeber alle menſchlichen Mängel, alle Leidenſchaften, alſo auch Fahrläſſigkeit, Liſt und Habſucht in Betracht gezogen und dadurch, daß ſie dieſelben mit der Ordnung

des Staates in Verbindung gebracht, für die Gesellschaft unschädlich zu machen verstanden.

Die Strafen der Aegypter bestanden in Prügeln, Strafarbeit und Verbannung, sowie in der Todesstrafe. Einsperrung zum Müssiggang scheint ihnen nicht zweckmäßig geschienen zu haben. Gegen Frauen zeigte das Gesetz gebührende Rücksicht.

Ich bemerkte Ihnen schon, daß die alten Aegypter sich gegen das Ausland sehr abschlossen. Der ägyptische Staat glich in seiner Verfassung einer großen Familie, deren Mitglieder in einem naturgemäßen Verhältniß zu einander stehen. Der Fremde, der sich hier eindrängt, bringt Störung der hergebrachten Ordnung hervor. Bei ihm zu Haus ist Alles anders, seine Ansichten, seine Sitten weichen ab, Manches ist besser bei ihm, Anderes scheint es nur zu seyn, weil die Verhältnisse andere sind. Der Fremde bringt den Keim der Unzufriedenheit. Aus dieser Ansicht entstand die Absperrung der alten Reiche. Als jedoch mit der Zeit der Andrang der Fremden, namentlich der Griechen nach Aegypten immer mehr zunahm, wies Amasis denselben die Stadt Naukratis am kanobischen Nilarme zum Aufenthalt an. Reisen in's Ausland waren den Aegyptern nur ausnahmsweise und unter erschwerenden Bedingungen gestattet. Wir dürfen an diese Abschließung jedoch durchaus nicht den Maaßstab unserer kosmopolitischen Ideen anlegen;

Aegypten, ſo lehrt uns die Erfahrung, entwickelte ſich in ſeiner Abgeſchloſſenheit ganz aus ſich ſelbſt; alle Augenzeugen der alten Welt prieſen das Land als ein glückliches und zu dieſem Glück, zu dieſer Zufriedenheit, zu dieſem Behagen trug die Abhaltung fremdartiger Lebensbedingungen weſentlich bei. Aegypten bietet das Bild jener durch ſich ſelbſt beglückten, fern von der großen Welt lebenden Familien dar, die bei uns immer ſeltener werden.

Neunzehnter Brief.

Sie haben ſchon oft bemerkt, meine theure Freundin, daß alle Werkzeuge, alle Hausgeräthe, die aus der vaterländiſchen Vorzeit auf uns gelangt ſind, nicht allein durch die Schönheit der Form, den Reichthum der Verzierungen, ſondern vor Allem durch die Tüchtigkeit der Arbeit unſer Herz mit freudigem Behagen erfüllen. Dieſe Tüchtigkeit der Arbeit zeigt uns deutlich, daß ihre früheren Beſitzer jene Hausgeräthe nicht für den Schein, für leeren Prunk, ſondern für den eigenen dauernden Gebrauch, für Kind und Kindeskinder erwarben. Eben ſo bequem und für das eigene Bedürfniß waren die Wohnhäuſer eingerichtet. Ich erinnere mich noch mit

Freuden des uralten Eckhauses meiner Großeltern, worin ich drei Jahre meiner Jugend zugebracht habe. Auf einer allerdings nicht sehr hellen Treppe stieg man zu einem großen, von zwei auf den langen schmalen Hof gehenden Fenstern abenteuerlich beleuchteten Vorsaal, auf welchen sämmtliche Stubenthüren mündeten. Ueber den Thüren hatte sich der Urgroßvater allerlei wohlschmeckende Gerichte, wie Braten, welche Ehrenwachen von schönen Weinflaschen hatten, frischgeschossenes Wildbrät, prächtige Früchte, schöne Blumen abmalen lassen. Eine ehrwürdige Patina saß auf diesen Bildern. Von der durch die Zeit gebräunten Balkendecke hing eine Seejungfrau herab, die in ihren kräftigen Armen Lichttüllen hielt. Unten am Boden standen alte große Truhen mit tüchtigen, schöngearbeiteten Schlössern. Eine Treppe führte von hier in das zweite Gestock. Aus dem Vorsaal trat man in die Zimmer; sie hatten schöne Gypsdecken, reinliche weiße Kachelöfen, blankgebohnte Schränke und wasserhelle Spiegel in sauberen Rahmen mit stattlichen Seidenbandschleifen. In einem der Zimmer saß am Sonntagvormittag der gute Großvater, ein schöner, ehrwürdiger, alter Herr mit schneeweißgepudertem Haar und ansehnlichem Zopf, und rauchte sein Pfeifchen. Wir Enkel nahten ihm ehrfurchtvoll und küßten seine schöne weiße Hand, worauf er uns, zum Guten ermahnend, einen Groschen überreichte. — Wenn nun auf der Straße

ruſſiſche und öſtreichiſche Wagenburgen, die langen Züge der Coſaken, oder die preußiſchen Landwehrcolonnen vorüberzogen, wenn die Trommeln raſſelten, die Commandowörter ſchallten oder die Leichenzüge der am Nervenfieber Geſtorbenen vorüberſchlichen — uns Kindern war es in dem alten, großen Hauſe, bei Großeltern, Oheim und Muhme doch überaus behaglich und glücklich waren wir, trotzdem, daß mit unerbittlicher Strenge jede Verrichtung, jedes Geſchäft ſeine unabänderliche Zeit hatte. Das Leben floß in ſtiller Ordnung heiter und zufrieden an uns vorüber. Weit hinten im Hofe waren aber Zimmer für die Einquartierung; wir liefen wohl dahin, um die ruſſiſchen Geſichter, die zuchtenen Gamaſchen, die blanken Gewehre zu betrachten — allein in das eigentliche Familienhaus hatte kein fremder Soldat Zutritt.

Wie iſt es jetzt? In dem auf Speculation gebauten, tageshellen engen Raume wohnt die Familie zur Miethe, zieht aller drei Jahr aus, wechſelt eben ſo oft die Hausgeräthe, weil ſie nicht länger halten, und kommt eigentlich nie recht zur Ruhe. Ich weiß es recht wohl, daß ich mit meinen Anſichten, meinem altfränkiſchen Hausrath, meinem im Lande erbauten Tiſchwein — außerhalb der Mode ſtehe.

Doch laſſen wir Jedem ſeine Weiſe. Daſſelbe Behagen, dieſelbe Befriedigung, welche die Erinnerung an derartige Jugendzuſtände hervorbringt, gewährt auch die

Betrachtung der alten, wohlgeordneten Reiche. In diesen Staaten griff Alles trefflich in einander, Sitte und Gesetz; Alles, was störend einwirken konnte, hatte da seine Stelle erhalten, wo es das Andere nicht hemmen konnte. Welche Noth, welche Unbequemlichkeit verursacht nicht in den europäischen Staaten das Heerwesen. Im alten Aegypten war das Heer in einer vom Feinde stets bedrohten Gegend seßhaft gemacht. Ihm waren dort Ländereien angewiesen, deren Pflege ihm sicheren Unterhalt gewährte. Dort lebte der Soldat mit Weib und Kind in nützlicher Thätigkeit. Dort fanden die Waffenübungen Statt, dort erhielten später die griechischen Söldner, deren sich Psammetich bediente, zur Belohnung Grund und Boden. Von dort aus wurden alljährlich gewisse Abtheilungen zur Besatzung der Festungen, namentlich aber als Leibwache an den Königshof herbeigezogen. Auf solche Weise griff der Soldatenstand nicht hemmend und störend in den friedlichen, bürgerlichen Verkehr ein.

Diese Soldaten waren aber auch mit Leib und Seele Kriegsmänner und für ihren Beruf vortrefflich ausgerüstet. Den Kern des Heeres bildete das Fußvolk, das in mehrere Waffengattungen zerfiel. Das schwere Fußvolk trug Panzer, große Schilde, kurze Schwerter und tüchtige Spieße. Das leichte Fußvolk führte Bogen und Pfeil, andere Abtheilungen hatten

Streitaxte, Keulen und den kurzen eigenthümlichen Säbel, welcher Schopo genannt wurde und dessen Gestalt noch heutiges Tages eine Waffe der Neger von Loanda an sich trägt, die Sie ja aus meiner Sammlung kennen (s. C.-G. III. 348 und V. 376 m. Abbild.).

Eine nicht minder eigenthümliche Erscheinung sind die Streitwagen, welche an Statt der Reiterei eingeführt waren und die in ihrer Bestimmung der unserer Artillerie nahe kamen. Diese Kriegswagen waren überaus leicht und zierlich gebaut; die der Könige aber erscheinen auf den Denkmalen überaus prachtvoll, in Gold und Farben schimmernd. Es fehlte fernerhin nicht an allerlei Belagerungswerkzeugen, Mauerbrechern, Sturmleitern, groben Pfeil- und Speergeschützen, Schleuderwagen und anderen Anstalten, die das Bedürfniß einem wohlgerüsteten, vorbereiteten Feinde gegenüber hervorruft. Alles war vom besten Stoff, von der zweckmäßigsten Gestalt, von Trommel und Trompete bis zu den Fahnen und Feldzeichen.

So war das Kriegswesen geordnet, dem sich ein Theil des Volkes ganz hingegeben hatte. Der König war der oberste Vorsteher und im Falle eines Krieges oberster Feldherr. Der König war aber auch Vorsteher der Religion, wie er denn Sohn der Götter war.

Auch in den die Religion betreffenden Staatseinrichtungen treffen wir einen tiefen Geist der Ordnung und auf

Erfahrung begründeten Weisheit an. Die Priesterschaft war allerdings die eigentliche Inhaberin aller Erfahrung, aller Wissenschaft und Kunst, die sie treulich pflegte und zum Besten des Volkes anwandte. Sie enthielt ihre Schätze Keinem vor, der vernünftigen Gebrauch davon zu machen verstand. Sie spendete Unterricht in allen nützlichen Kenntnissen und allgemein verbreitet war unter andern die Schreibkunst. Allein die höchsten Abschnitte ihrer Weisheit gaben sie dem gemeinen Haufen nicht Preis, da dieser sie doch nicht verstanden haben würde. So kommt es denn, daß wir bei den Hirten, Schiffern und der niedrigsten Volksklasse des alten Aegyptens einen Cultus finden, der an die tollen Maskeraden der Waldindier und die nächtlichen Orgien der Neger erinnert, der jedoch durch den Einfluß der Priester und ihrer Sittenlehre bedeutend gemildert wurde. Dennoch fehlte es im Volke nicht an Zauberern, Schlangenbeschwörern und Gauklern, die aus dem Schooße desselben hervorgingen. Auch die Priester waren zuweilen genöthigt, zu allerlei Blendwerk ihre Zuflucht zu nehmen, um auf den weniger bildungsfähigen Theil des Volkes kräftiger einwirken zu können.

Die priesterliche Kaste war nach den Fähigkeiten und Fortschritten ihrer Theilnehmer mehrfach gegliedert; nächstdem fand aber eine Gliederung nach der örtlichen Lage der Tempelgebäude und Priestersitze Statt. Jeder Haupt-

tempel war urſprünglich der Sitz eines Herrſchers geweſen, als Aegypten noch in viele kleine Staaten zerſplittert war und ein ſtaatsgeſellſchaftlicher Zuſtand vorhanden, der dem des mexicaniſchen Staatsbundes glich. Jeder dieſer Tempel hatte ſeine eigenthümlichen Sagen, Gebräuche und Gottheiten, ſeine Grabſtätten, Denkmäler, Feſte und Geſchichte. In jenen alten Zeiten ſtanden aber auch die Prieſter hinſichtlich ihrer geiſtigen Entwickelung dem Volke noch näher; der Schatz ihrer Erfahrung war noch nicht zu der großen Maſſe angewachſen, die eine ſorgfältige Gliederung nothwendig machte. Das Volk hatte ſeine natürliche, in ihm ſelbſt entſtandene Religion, ſeine Wunderſtätten, Wunderthiere, Beſchwörungen, ſeine Naturgötter, die Prieſter brachten ihre hiſtoriſchen Gottheiten dazu. Erſt bei weiterem Fortſchritt geſtalteten ſich auch die moraliſchen Gottheiten, die Ideen von einer ewigen Gerechtigkeit, einer rächenden Wiedervergeltung, einer höhern Weltordnung. Die Prieſter waren nur geiſtigen Beſchäftigungen gewidmet, das arbeitſame Volk hatte nicht Zeit, lebendigen fördernden Antheil an der geiſtigen Fortbildung zu nehmen; es konnte nur genießen, was die Prieſter geſchaffen.

Als nun die Bevölkerung zunahm, als die Gränzen der Gebiete näher an einander rückten, mußte ſich auch die gegenſeitige Prieſterſchaft näher treten. Da ſie nun vermöge ihrer gemeinſamen Abkunft auch die Sage von

Osiris und Isis, sowie ihres Vaters des Ammon gemeinsam hatten, so fehlte es nicht an einem Bande, welches sie alle zu einer einzigen Körperschaft vereinigte. Je weniger nun der kleinen Staaten wurden, je mehr sie zu einem Ganzen zusammenschmolzen, um so näher mußten sich auch die Priesterschaften rücken; sie unterstützten sich gegenseitig, theilten einander ihre Erfahrungen mit und schritten somit immer höherer geistiger Entwickelung zu. Die Priesterschaft war dem Volke bei weitem an Bildung überlegen, wie sie auch als Grundbesitzerin des dritten Theiles vom ganzen Lande die Ueberlegenheit des Wohlhabenden über den Armen hatte. Da nun auch die Priesterschaft durch sittliche Würde sich auszeichnete, so stand sie als eine hochgeehrte Klasse der bürgerlichen Gesellschaft da, welche stets willig mit Rath und That den Verlegenheiten des gemeinen Mannes abhelfen konnte. Der Umstand, daß die Verwaltung des Staates in den Händen derselben sich befand, daß sie stets die genauesten Nachrichten über Anzahl und Zustände des Volkes hatte, daß sie die Bedürfnisse, die Neigungen desselben genau kannte, ja daß sie durch den Unterricht auf das Volk wirken und sich dasselbe erziehen konnte, daß sie von der Wiege bis zum Grabe demselben rathend und helfend zur Seite stand, dieß Alles macht es erklärbar, daß der Priesterstaat Aegypten so lange bestehen, daß er, obschon manchmal im

Tiefſten erſchüttert, dennoch die heftigſten Angriffe der Ausländer überdauern konnte.

Da die Prieſterſchaft ſo große Fortſchritte in ihrer Bildung machte, ſo überließ ſie dem Volke die alte Religion, ſofern ſie dem Beſtehen des Ganzen keine Gefahr brachte. Sie ſchaffte die Menſchenopfer ab, welche auch früher in Aegypten Statt gefunden, ſie gab den Cultus auf den Pyramiden auf, die man ſeitdem als ſchätzbare Alterthümer ſtehen ließ, deren eigentliche Bedeutung man jedoch ſchon zur Zeit des Herodot nicht mehr kannte. In Aegypten war, wie in den mittelamerikaniſchen Staaten, bei jedem Herrſcherſitze ein künſtlicher Berg, von deſſen Gipfel man die ganze Umgegend überſchauen konnte und welcher wiederum weithin ſichtbar war. Hier fanden die größeren Opfer, die Krönungen der Könige, die Abſchließung feierlicher Verträge und andere öffentliche Handlungen Statt. Als nun die Prieſter einer höheren Bildung zuſchritten, gaben ſie, wahrſcheinlich nachdem die geſammten Prieſterſchaften Aegyptens zu einem engeren Bunde zuſammengetreten waren und keiner der Staaten dem andern eine weitere Gefahr drohte, die Erhaltung dieſer koſtbaren Bauten auf und gründeten an dem Fuße derſelben jene langhingeſtreckten Säulenhallen, Säle und Höfe, worin ſie ungeſehen vom gemeinen Haufen ihre Verſammlungen, ihre Vorträge, ihre hiſtoriſchen und moraliſchen Beſprechungen abhiel-

ten. Allgemach kamen also die Pyramiden außerhalb des menschlichen Verkehrs in Abgang und endlich gar in Vergessenheit. Ihre unverwüstliche Anlage und Festigkeit war Ursache, daß man sie stehen ließ, da die Abtragung derselben nicht mindere, und dem nützlich beschäftigten Bürger und Landmann höchst störende Mühe verursacht haben würde, und so stehen sie noch heute, als ein Denkmal einer Culturperiode, die der altamerikanischen an die Seite gesetzt werden kann.

Das Volk blieb bei seinem, an das Sichtbare gebundenen Thierdienst, dessen Alterthum auch aus dem Umstande hervorgeht, daß fast in jedem größeren Orte des Landes andere Thiere verehrt wurden, und der überaus lebhaft an die Zustände der Neger erinnert, wie ich sie (G.-G. Bd. III. S. 362) geschildert habe. Im Möris-See verehrte man die Crocodile und pflegte und nährte sie, die man in Oberägypten jagte und auszurotten strebte; in Memphis, Heliopolis und Hermonthis verehrte man die heiligen Stiere Apis, Mnevis und Bachy; die Mendesier wandten ihre Verehrung einem Bock zu. So finden wir ferner Löwen, Wölfe, Nilpferde, Hunde, Ichneumone, Habichte, Hundsaffen, Spitzmäuse hie und da, überall aber die Hauskatze, den Ibis und den Scarabäus als heilige Thiere. Mit den Schlangen beschäftigten sich gewisse Zauberer, die Psyllen, deren im Jahre 1828 noch 300 in Kairo lebten. Dieser Thierdienst war

allgemein im Volke verbreitet und von der Prieſterſchaft überwacht. Außer dem Thierdienſt kommen noch gewiſſe Feſte vor, deren Roheit an ihre Entſtehung in der fernen Urzeit erinnert.

Dieſen Feierlichkeiten ſetzten nun die Prieſter ihre höher organiſirte Religion entgegen, die eine doppelte war, eine äußerliche, wie etwa die der Mexicaner, und eine für die Eingeweiheten beſtimmte, innere, die in ihren Anfängen etwa den aufgeklärten Anſichten des Königs Nezahualcojotls, gegenüber ſeinen Prieſtern, geglichen haben mag.

Den Mittelpunct der äußerlichen Religion der Aegypter bildeten Iſis und Oſiris, deren Sage mit der Incaſage von Peru im Ganzen übereinſtimmt. Die übrigen Gottheiten waren 1) die Vorfahren, 2) die Gefährten und 3) die Nachkommen jener Gründer des Reiches und der einzelnen Staaten deſſelben. Allgemach, als dieſe verſchiedenen Staaten ſich näher verbündeten, nahmen ſie auch die Gottheiten der Nachbarn bei ſich auf, daher jene ſeltſamen Götterdreiheiten. Ich muß Sie erſuchen, dieſes intereſſante Thema im 5. Bande meiner Culturgeſchichte S. 419 ff. Selbſt nachzuleſen, da die weitere Entwickelung für einen nur andeutenden Brief zu weitſchichtig iſt. Nächſt dieſen hiſtoriſchen Göttern der äußeren Religion genoß natürlich der Nilſtrom einer allgemeinen Verehrung als Ernährer des ganzen Landes.

Die innere Religion umfaßte zunächst die Sittenlehre. Die Götter sind die Begründer der Welt, der Erde, der Menschen und die Stifter der Sitte; sie sind ferner die Erhalter der Welt und der Sitte, sie schützen sie, sie strafen diejenigen, welche wider die Gebote und Anordnungen handeln, welche sie darüber gegeben haben. So erscheint zunächst Osiris als der Todtenrichter, in welchem Amte er von seinen Söhnen Horus und Anubis unterstützt wird. Er läßt, wie ich Ihnen bereits bemerkt habe, das Herz der Verstorbenen wägen.

In das Amt der Erhaltung der Erde hatten sich die Götter getheilt; so war z. B. Neph der die Gedanken weckende Gottesgeist, Amun der Erzeuger, der blaue Aether, Re die erwärmende Sonne, Maut die Allernährerin, Phthah der Vorsteher der Künste, Chema der Schützer der Pflanzenwelt, Neith die Minerva der Römer, Thmei die Gottheit der Treue. So banden die Priester, um ihnen beim Volke mehr Eingang, mehr sichtbaren Halt zu gewähren, ihre Lehren an die Sagen und Bilder der Götter, deren Geschichte sie an den Tempeln abbildeten, oder in feierlichen Aufzügen lebendig bildlich darstellten.

Eine merkwürdige Erscheinung bei der altägyptischen Priesterwelt sind die Orakel oder diejenigen an Tempel gebundene Anstalten, wo die Menschen über ihre bevorstehenden Schicksale Auskunft erhalten konnten. Die

Priester, die über alle Verhältnisse des Volkslebens unterrichtet waren, die Geschichte der bedeutendsten Familien genau kannten, denen die talentvollsten, wohlhabendsten, ausgezeichneten Menschen bekannt waren, konnten mit leichter Mühe den Erfolg gewisser Unternehmungen aus den obwaltenden Verhältnissen im Voraus erkennen, da sie eine klarere Uebersicht davon haben mußten, als die im Verkehr mitten inne stehenden Menschen. Einige glückliche Voraussagungen begründen den Ruf derartiger Anstalten noch heutiges Tages, wo doch Jedermann sich schämt zu gestehen, daß er an derartige Dinge glaubt. Das berühmteste aller ägyptischen Orakel war das in der Oase des Amun, zu welchem Botschafter aus allen Gegenden kamen. Der Einfluß dieser Orakel wurde wesentlich dadurch gefördert, daß sie oft unaufgefordert an Könige Botschafter sendeten und sie wegen einer ihnen bevorstehenden Gefahr warnten. Die Orakel unterhielten überall Kundschafter, ja sie hatten dies zum Theil gar nicht nöthig, da sie schon in den Fragen der einen Parthei die Antwort auf die einer anderen enthalten finden konnten. Uebrigens wurden diese Orakel, die, um den Andrang abzuwehren, nur mit kostbaren Darbringungen zu einer Antwort bewogen werden konnten, den Priestern eine neue Quelle des Wohlstandes.

Zwanzigster Brief.

Sie wünschen noch mehr über die hohe Cultur der alten Aegypter zu wissen. Sie geruhen aber auch dabei die Bemerkung zu machen, daß das alte Aegypten doch wohl einige Aehnlichkeit mit dem unbequemen, finstern Hause gehabt haben möge. Sie bemerken ganz richtig, daß, wenn ehedem ein Mensch von Dresden nach Leipzig reisen wollte, er sich ein Vierteljahr darauf vorbereitet, sein Testament und Abschiedsbesuche machte, da diese Reise, die man jetzt in vierthalb Stunden zurücklegt, bei dem damaligen Zustand der Wege, so wie des gesammten Fuhrwesens, wohl drei Tage gedauert. Ich erkenne ja willig die Nützlichkeit der Eisenbahnen, Dampfschiffe, Streichhölzer, Percussionsgewehre und aller Erfindungen der neuern Zeit an. Aber ich komme doch wieder immer darauf zurück, daß sie doch meist nur Aeußerlichkeiten betreffen, die keinen Menschen besser und glücklicher gemacht haben. Trotz aller dieser Erfindungen nimmt Unzufriedenheit, Unbehaglichkeit und Zerrissenheit zu; die Alten hatten keinen Pauperismus, keinen Communismus, keine Frauenemancipation, wohl aber Achtung für das Gesetz und Liebe zu Pflicht und Beruf. Die Alten wußten, was sie wollten, sie hatten eine Heimath, die sie liebten, sie waren glücklich, weil sie sich zu beschränken

wußten, ſie machten ebenfalls Reiſen, ſie kannten auch die Ferne, aber ſie kehrten dann bei ſich ein — doch, verehrte Freundin, Sie wollen die Weisheit des alten Aegyptens und nicht meine Anſichten.

Die Weisheit des alten Aegyptens beruhte lediglich auf der Erfahrung, auf der Beobachtung. Die alten Gelehrten kannten genau alle Erzeugniſſe ihres Landes, Felſen, Steine, Erden, Metalle, Pflanzen und Thiere, ſie hatten alle benannt und den Nutzen oder Schaden derſelben erforſcht. Sie kannten ferner genau die Lage der Gebürge, die Beſchaffenheit des Bodens und ſeiner Gewäſſer und hatten darnach die Bearbeitung des Bodens, die Wege des Verkehrs eingerichtet, indem ſie den Lauf der Gewäſſer bemeſſen und für ihre Zwecke geregelt hatten. Sie kannten ferner genau die ihnen ſichtbaren Geſtirne, deren Lauf und Wiederkehr und darnach berechneten ſie die Zeitabſchnitte. Sie kannten ferner gar wohl die Geſetze der Schwere, der Anziehung, ſie benutzten ſie zu Fortbewegung groſſer Laſten, wie wir denn Walze, Hebel, ja Holzbahnen bei den Aegyptern antreffen. Mit dieſen Hülfsmitteln hatten ſie das Land in Bezirke, den Grund und Boden in Beſitzthümer getheilt; im Niederlande, das den Anfällen der Beduinen ausgeſetzt war, hatte man die Viehzucht, im Mitel- und Oberlande den Ackerbau eingerichtet, die todten Gebürge zur Seite

des fruchtbaren Nilthales lieferten reichlichen Baustoff, so wie genugsamen Raum für die Todtenstätten. Um die Erfahrung aufzuzeichnen, besaßen die Aegypter jene Bilderschrift, mit welcher sie jeden Gedanken, jeden Begriff, jede Zahl, jede Thatsache nach Belieben und bequem darstellen konnten. Eine Ergänzung dieser Schrift war das Maß, das durch das ganze Land gleichförmig war.

Die Aegypter benutzten die Naturerzeugnisse ihres Landes auf das sorgfältigste zu Herstellung ihrer Nahrung, Kleidung, Wohnung, zu ihren Werkzeugen, Waffen, Gefäßen, Fahrzeugen, und sie entdeckten dabei namentlich auch viele chemische Gesetze, wie denn die herrlichen Glas- und Thonarbeiten eine tiefere Einsicht in die Chemie eben so wohl, wie die Erzeugung der schönen Metall- und Erdfarben beurkunden, die in jugendlicher Frische in den ägyptischen Grabgemälden und an den Mumiensärgen erscheinen.

Die Kenntniß des menschlichen Körpers wurde durch die eigenthümliche Weise der ägyptischen Todtenbestattung sehr gefördert und dadurch ein guter Grund zur Heilkunde gelegt, wie denn Aegypten der Sitz der ältesten berühmten Heilkünstler war. Bei der großen Aufmerksamkeit, welche die Priesterschaft jeglicher Erscheinung, wie jeglichem Naturerzeugnisse zuwendete, lernte sie die Heilkraft der Pflanzen des Landes kennen.

Aus der Beobachtung der Sterne und durch die alljährlich wiederkehrende Vermeſſung des Landes, nachdem der Nil in ſein Bette zurückgekehrt, entwickelte ſich die Geometrie und Mathematik — welche die Landeskunde ſehr beförderte.

Nächſtdem wurde die Geſchichte des Landes mit großer Sorgfalt gepflegt und alle wichtigen Ereigniſſe in den Jahrbüchern genau aufgezeichnet, außerdem aber das Andenken an wichtige Ereigniſſe auch noch durch Denkſäulen, Steinbilder der Könige und große buntbemalte Sculpturen an Tempeln und Königsburgen, ſo wie in den Grabkammern und Sälen unterſtützt. Jeder Tempel hatte die Jahrbücher ſeines Bezirkes.

Obſchon ſich Aegypten gegen das Ausland abſchloß und den Verkehr mit demſelben erſchwerte, ſo hatte die Prieſterſchaft dennoch Kenntniß davon. Die Kriege der erſten Herrſcherfamilie, die Carawanen, die alljährlich nach dem Innern von Afrika gingen, die Berichte der Gefangenen, dann aber auch die Umſchiffung von Afrika, welche Necho veranſtaltete, hatten die erdkundlichen Kenntniſſe der Aegypter erweitern müſſen.

Die Prieſterſchaft erhielt nächſtdem durch den Unterricht des Volkes und die Verwaltung des Landes und die Rechtspflege, die in ihren Händen war, eine tiefe Einſicht in die ſittlichen Zuſtände des Volkes, in

seine Neigungen, Leidenschaften, Anlagen und Fähigkeiten, woraus sich bei fortgesetzter aufmerksamer Beobachtung jene tiefe Menschenkenntniß und Seelenkunde entwickelte, welche durch alle Einrichtungen des Staates hervorblickt. Es war ihre Aufgabe, diese Neigungen des Volkes, wie der Menschen überhaupt, auf Wege zu lenken, wo sie zum Bestehen, zum Gedeihen des Ganzen beitragen mußten. Aus der Geschichte der einzelnen Menschen, der Gesellschaften, wie der des ganzen Volkes, entwickelte die Priesterschaft die Grundsätze der Sittenlehre, deren Reinheit uns die Wägung des menschlichen Herzens durch die Todtenrichter genugsam vor Augen stellt. Die ägyptischen Priester mußten auf solchem Wege fortschreitend endlich zur Erkenntniß der sittlichen Weltordnung gelangen, die sie nachmals, um derselben beim Volke mehr Eingang zu verschaffen, mit den geschichtlichen Gottheiten des Landes in Verbindung brachten, die aber auch auf der andern Seite die Grundlage der Gesetzgebung bildete. Wir müssen aber stets bemerken, daß die Gelehrsamkeit und Weisheit der Aegypter in der Blüthezeit des Staates stets, wie sie auf Erfahrung gegründet war, eben so auch eine praktische Richtung behielt. Es war nicht jene todte Gelehrsamkeit, jene Philosophie, die Dinge erforschen will, zu deren Erkenntniß die Vorsehung dem Menschen die nöthigsten Organe versagt

hat, es war eine auf Thatſachen gegründete Kenntniß, eine von Thatſachen abſtrahirte Weisheit, deren Zweck Beſſerung und Beglückung des Menſchen iſt. Die alten Aegypter hatten jedenfalls eine überaus reichhaltige Literatur, von welcher freilich nur ſehr wenig und kaum anders als in Bruchſtücken auf uns gelangt iſt. Die Bücher auf Papyrus enthalten nichts als Rituallien für den Todtencultus oder Hymnen, die Obelisken und Mauerinſchriften, die Thierkreiſe ausgenommen, nur kurze geſchichtliche Nachrichten. Von den epiſchen, dramatiſchen, hymnologiſchen und lyriſchen Gedichten der Aegypter, die gewiß nicht gefehlt haben, da uns in den Denkmälern bildliche Darſtellungen von Geſängen, Muſiken, Tänzen und Aufzügen dargeſtellt ſind, iſt nichts erhalten.

Deſto größer iſt die Fülle der Kunſtdenkmäler, die uns namentlich durch den in der Geſchichte einzig daſtehenden Feldzug Napoleons zuerſt eigentlich zugänglich gemacht worden ſind. Die erſte Stelle unter den Kunſtdenkmälern Aegyptens nehmen unſtreitig die Bauwerke ein, da von ihnen aus jegliche Kunſt ſich entwickelt hat. Die älteſten ſind die Pyramiden, deren eigentliche Beſtimmung und Beſchaffenheit uns durch die beſonders von Caillaud in Aethiopien entdeckten Pyramiden und eine Vergleichung mit ähnlichen Werken in der Südſee, in Java und Mittelamerika verſtändlich

wird. Als die Religion Aegyptens mildere Formen annahm, als die Sittenlehre sich kräftiger entwickelte und der Schatz der Kenntnisse anwuchs, gab man diese der Urzeit entsprossenen Formen auf und nun entstand seine langhingelagerte, durch Säulen getragene Bauart, wie sie uns besonders in der thebanischen Gegend sich zeigt. Die großen Hauptgebäude wurden durch Höfe unter sich abgetrennt. Den Eingang bezeichneten jene kegelförmigen vierseitigen Bauten, die man nach ihrer Bestimmung Pylonen nennt. Vor demselben finden sich wie aufgepflanzte Fahnen die Spitzsäulen oder Obelisken aus dem schönen rothen Granit. Die Säulen dieser Gebäude zeigen in ihrer Verzierung die Pflanzengebilde des Landes, namentlich die schilf- und lotosartigen Capitäle. Die Kürze und Stärke dieser Säulen entspricht ihrer Bestimmung, die ungeheuren Decksteine zu tragen. Die Wände sind allesammt im Grundflächendurchmesser immer breiter, als da, wo die Decke aufliegt. Wir sehen also in dieser Bauart einen Nachkömmling der pyramidalen. In dem Innern bemerken wir oft anstatt der Säulen überlebensgroße Standbilder der Könige als Träger der Decke. An den Wänden der Paläste sind die Thaten derselben ausgehauen und bilden flache geschichtliche Bilder, welche die anziehendsten Einzelheiten über die Bewaffnung, Tracht, ja die Gesichtszüge der alten Aegypter

gewähren. In den menſchlichen Geſtalten ſpricht ſich deutlich der Sinn für ſchöne Körperbildung aus.

Dieſelbe Bauart wiederholt ſich im Weſentlichen, obſchon in kleineren Räumen in den Grabkammern, welche in die das Nilthal ſäumenden Gebürgsmaſſen eingebaut oder vielmehr hineingemeiſelt ſind. Da, wo dieſe Gebürge aus wagerechten Schichten von Pläner-kalk beſtehen, die ſenkrecht abgetäuft, keine glatte, bild-ſame Oberfläche gewähren, iſt die Wand mit feinem Mörtel bekleidet und in dieſen ſind die Darſtellungen vertieft eingearbeitet. Die Vertiefung iſt dann bemalt. Da dieſe Gemälde durch Jahrtauſende vor dem Sonnen-licht und der Abwechſelung der Luft verwahrt geſtan-den haben, ſo ſind die Farben vortrefflich erhalten und wurden von den erſten Beſuchern wie neu befunden. Allerdings vermiſſen wir an dieſen gemalten Reliefs die Perſpective; allein dieſer Mangel wird reichlich durch die Nettigkeit und Sauberkeit der Ausführung und die Fülle des dargebotenen Stoffes erſetzt.

Die eigentliche Bildhauerei tritt ſelbſtändig nicht auf, ſie iſt, wie die Malerei, ſtets an die Baukunſt gebunden und eine veredelnde Zierde derſelben. Die Standbilder der Götter und Könige und der denſelben gewidmeten Thiere iſt der vornehmſte Gegenſtand der-ſelben. Eigenthümlich ſind den Aegyptern die Sphinx, d. h. die Verbindung der Geſtalt des Löwen, als

Sinnbildes der Kraft und göttlichen Abkunft, mit dem Geſicht eines Königs. Ich verweiſe Sie auf die erſten Tafeln der geſchichtlichen Denkmale des Roſelliniſchen Prachtwerkes, wo Sie die Geſichtsbildungen ſämmtlicher ägyptiſcher Könige und deren Gemahlinnen finden.

Diente nun die Baukunſt zur Begründung der Tempel und Königsburgen, ſo hatte Muſik und Tanz die Aufgabe, den Dienſt der Götter anderweit zu beleben. Bei dieſem Götterdienſt wurden zunächſt die Thaten der Götter erzählt und zwar jedenfalls ſtets mit denſelben Worten, die, um dem Gedächtniſſe getreuer anzuhängen, in beſtimmte Form, in Verſe gebracht waren. Dieſe Verſe, welche theils erzählten, theils Lob und Preis enthielten, wurden durch Muſik getragen und die alten Aegypter hatten bereits die Regeln der Tonkunſt in eine gewiſſe Ordnung gebracht. Ihre Inſtrumente waren ſehr mannichfaltig, Trommel und Pauke, klingende Becken, Saiteninſtrumente von ſehr mannichfaltiger Form, Blasinſtrumente aus Metall, Horn und Holz. Beſonders auffallend ſind die überaus großen Harfen, die auf den Denkmalen abgebildet ſind und im ſchönſten Farbenſchmucke prangen. Dieſe Muſiken aber dienten dazu, dem Volke eine Ahnung von den Ideen zu geben, welche die Prieſter pflegten. Sie klangen herein

in die Gegenwart wie Sendboten einer großen Vergangenheit und erfüllten die Hörenden mit heiligem Schauer, zumal wenn dann die Prieſter ſelbſt in den Masken der Unſterblichen in feierlichem Zuge durch die Hallen der Tempel dahinſchritten. Dieſe Züge aber ſtehen in demſelben Verhältniß zu den dramatiſchen Darſtellungen wie das Epos zum Drama und dieſe Tänze ſind daher epiſcher Natur.

Ich weiß nicht, ob Sie, meine verehrte Freundin, noch eine lebhafte Erinnerung an die indiſchen Bajaderen haben, die im Jahre 1839 auch auf dem hieſigen Hoftheater auftraten? Im Hintergrunde ſtand ein Mann mit der ununterbrochen tönenden Naſenflöte, neben demſelben ein weißbärtiger Greis, der zwei Steine aneinander ſchlug. Er ſprach mit einfacher Modulation den Text der Erzählung im wohlklingenden Sanskrit. Im Vordergrund befanden ſich die beiden Mädchen, welche die Worte des Geſanges, die ſie ſelbſt halblaut nachſprachen, durch verſchiedene Wendungen und Bewegungen ihres Körpers illuſtrirten. Da ſah man, beide genau dieſelben Bewegungen darſtellend, wie die Helden des Epos vorrückten, wie ſie im Kampfe ſich auslegten, wie ſie in den Schlachtreihen der Feinde mäheten. Mir war es, als ſähe ich die Figuren irgend eines ägyptiſchen oder indiſchen Tempelbildes von ihrer Wand herab-

geſtiegen die Thaten der Götter und Helden wiederholen. In ſolcher Weiſe waren auch die epiſchen Darſtellungen der alten Aegypter, die wir auf ihren Denkmälern in getreuen Abbildungen wiederfinden.

Die Kunſt aber war im alten Aegypten noch nicht zu einer Beſtrebung geworden, welche ſich von ihrer Geburtsſtätte entfernt und für ſich ſelbſtändige Geltung in Anſpruch nimmt. Sie hing noch innig zuſammen mit dem geſellſchaftlichen, dem öffentlichen und religiöſen Leben. Dieſer innige Zuſammenhang aller zu dem Ganzen, zu dem Staate gehörigen, d. h. daſſelbe bildenden Theile, das iſt es, was den alten Reichen jene unverwüſtliche Dauer gab. Die Prieſter bildeten keine beſondere, dem Volke feindſelig gegenüberſtehende Maſſe, eben ſo wenig als die Soldaten und der Adel oder die weltlichen Beamten. Das Volk ſonderte ſich nicht in unzufriedene Körperſchaften, ja ſelbſt die Diebe gehörten eben ſo zu dem Ganzen, als Düngerſtätten zu einem wohleingerichteten Landwirthhauſe.

Einundzwanzigſter Brief.

Gewiß, meine verehrte Freundin, ich erkenne willig alles Gute an, was unſere modernen Staaten haben. Ich bin kein blinder Anbeter der alterthüm-

lichen Staatsformen, aber ich freue mich stets der tiefen, auf Erfahrung und Menschenkenntniß beruhenden Weisheit, welche sie zusammenhielt; jene Zustände aber waren naturgemäß und daher so dauerhaft, so befriedigend.

Doch brechen wir ab. Sie befehlen, daß ich Ihnen eine kurze Uebersicht über den Gang der Geschichte des alten Aegyptens geben soll? Das ist bald gethan.

Im Nilthale fand sich in der ältesten Zeit auch jene Urbevölkerung passiver Rasse ein, die wir wie die grüne Rasendecke über alle Lande der Erde verbreitet finden. Sie lebte von Fischfang und Jagd, und als sie sich mehrte, trat jener Zustand der Feindseligkeit ein, den wir bei den Urbewohnern von Peru mit allen Scheußlichkeiten der Räuberei, Menschenfresserei und Fetischdienerei angetroffen haben. Unter diese passiven Massen traten Mitglieder der aus Hochasien stammenden Rasse, welche die ägyptische Sage Osiris und Isis nennt. Diese unterrichteten, unterstützt von ihren Genossen und Kindern, das Volk in den nützlichsten Kenntnissen, im Anbau der Feldfrüchte, Herstellung der Kleidung und Wohnung, Eintheilung der Zeit; sie gaben Gesetze über das Verhalten der Menschen unter einander, sie führten die Ehe ein, sie gründeten das Familienleben und erhielten ihre Zöglinge durch Lehre und Beispiel auf dem Wege zum

Guten. Die active Einwanderung dauerte fort und es entſtanden an mehrern Stellen des Nilthales ähnliche kleine Staaten, deren älteſte natürlich in dem culturfähigſten Theile des Landes in Ober- und Mittelägypten zu ſuchen ſind. Dieſe kleinen Staaten ſchaarten ſich um die Königsburgen und Tempel von Heliopolis, Theben, Memphis, dann Sais. Die Prieſterſchaft pflegte alle nützlichen Kenntniſſe und Fertigkeiten, das Volk nahm an Zahl und Wohlſtand zu.

Dieſer blühende Zuſtand war es, der die Beduinen veranlaßte, einen großartigen Raubzug nach Aegypten zu unternehmen. Die Hykſos eroberten das Land, deſſen Männer in den friedlichen Beſchäftigungen ihre alte Kraft hatten erſchlaffen laſſen. Sie herrſchten mehr als zwei Jahrhunderte über Aegypten. Die Cultur der Aegypter war aber ſo wohl begründet, daß durch dieſe fremde Eroberung keine Erſchütterung oder Vernichtung derſelben hervorgebracht werden konnte. Die Hykſos wurden zu Aegyptern, ſie nahmen vielmehr Theil an der vorgefundenen Cultur. Der Einfall der Fremden hatte mannichfache Unzufriedenheit zur Folge und in dieſe Zeit fallen die Auswanderungen einzelner Aegypter in das Ausland, namentlich die Gründung von Athen und Theben durch Kekrops und Kadmus, wodurch der Saamen ägyptiſcher Cultur zuerſt nach Europa geführt wurde.

Die Hykſos führten übrigens dem Lande neue Lebenskraft zu, ſie erweckten den kriegeriſchen Geiſt aufs Neue und verſtärkten den Kriegsadel, der ſich endlich ermannte und den letzten Hykſos 1771 vor Chr. aus dem Lande trieb. Die alten Königsfamilien gelangten zu erneutem Anſehen, namentlich die von Theben; ſie unternahmen nun, um den kriegeriſchen Geiſt rege zu erhalten, Züge nach dem Auslande, namentlich nach Arabien. Ruhm umſtrahlt, als Gründer der Herrlichkeit des alten Thebens ſteht Oſymandyas da. Der achte Nachfolger deſſelben Uchoreus verpflanzte die Cultur auch nach dem Norden des Landes, er legte die Stadt Memphis am Nil und die große Landwehr gegen die Seite nach der Wüſte an. Die neue Pflanzung gedieh, freilich auf Koſten des Mutterſtaates Theben.

Im Jahre 1389 vor Chr. G. wurde Seſoſtris oder Seſooſis, wie die Griechen ihn nennen, Ramſes III. wie die Aegypter ihn bezeichnen, zum Könige gekrönt. Er war der größte aller Heldenkönige des alten Aegyptens, die Prieſter hatten ihm verkündigt, daß er die ganze Welt erobern werde, und als Kronprinz hatte er ſchon im Auftrage ſeines Vaters bedeutende Feldzüge nach Oſt und Weſt unternommen. Nachdem er nun ſelbſt den Thron beſtiegen, errichtete er zuvörderſt ein anſehnliches Heer von 600,000 Mann zu Fuß, 24,000 Reitern und 27,000 Streitwagen. Nach-

dem er die Aethiopier unterworfen und seinem Vaterlande zinsbar gemacht, schuf er auch eine Flotte, womit er Indien anfiel und bezwang. Nachher besiegte er die Scythen und ging von da nach Europa. Ramses III. war aber auch nach Innen thätig; er führte große Bauwerke auf, er zog durch das Delta ein Canalsystem und sicherte das Land auf dieser Seite durch eine große Mauer, die er von Heliopolis bis Pelusium erbaute. Unter Ramses dem Großen erreichte das ägyptische Volk seinen Glanzpunct, es war unter einem Herrscher vereinigt. Die Nachfolger gaben sich ihren Leidenschaften hin, sie verloren die Liebe des Volkes und dieses ergab sich zum zweiten Male den Fremden, dießmal den Aethiopiern, deren König Aktisanes Aegypten eroberte und sich als gerechten und gütigen Herrscher zeigte. Nach seinem Tode kamen zwar abermals mehrere ägyptische Könige zur Herrschaft, allein als auch sie namentlich durch Geldgier sich verhaßt machten, fiel das Land abermals an einen Aethiopen, den Sabakon. Auch er zeigte sich als verständiger Herr, er milderte die Strenge der Strafen, hob die Todesstrafe ganz auf, baute Festungen und stellte die Canäle wieder her, bis es der Priesterschaft gelang, ihn durch ihre Mittel zum Rücktritt zu bewegen.

Von nun an zerfiel das Reich in mehrere kleinere

Staaten, d. h. es kehrte in den alten Zuſtand zurück; nach Sabakons Abgang entſtanden Unruhen und Gewaltthaten im Volke. Da traten zwölf der angeſehenſten Männer zuſammen, erklärten ſich zu Königen und ſchloſſen Bündniſſe unter ſich ab. In dieſer Weiſe herrſchten ſie lange Zeit, bis der Beherrſcher der Seeküſte, Pſammetich, der mit den Phönikern und Griechen in Handelsverkehr ſtand, eine Veränderung in der Stellung des Staates herbeiführte. Seinen Mitkönigen konnte dieß nicht gleichgiltig ſeyn, ſie ermahnten ihn, von dem Verkehr mit den Fremden abzuſtehen, und zogen endlich, als er ihren Ermahnungen kein Gehör gab, mit Heeresmacht gegen ihn. Zwar mußte er für den Augenblick der Uebermacht weichen; er warb indeſſen in Arabien, Jonien und Karien Kriegsvölker und trat mit dieſen auf's Neue ſeinen ehemaligen Collegen entgegen. Diesmal blieb er Sieger. 200,000 Aegypter, die alte Kriegerkaſte, wanderten, entrüſtet über die Begünſtigung der fremden Söldner, die im Lande feſte Sitze erhielten, nach Aethiopien aus.

Pſammetich aber ordnete aufs Neue die Verfaſſung und Verwaltung, ſchloß mit den Athenern und den griechiſchen Staaten Bündniſſe, wies ihnen beſondere Handelsplätze an und herrſchte ſo vier und fünfzig Jahre (671—617 v. Chr. G.). Seine Nachfolger arbeiteten in ſeinem Geiſte fort. Apries (595—575

vor Chr. G.) unterhielt zur See und zu Lande ein ſtarkes Heer, beſiegte Cypern und Phönicien, nahm Sidon im Sturme und ſandte auch ein Heer gegen die im Weſten von Aegypten gelegenen Staaten. Darin ſah nun die Prieſterkaſte, welcher der lebhafte Verkehr mit dem Auslande unmöglich angenehm ſeyn konnte, eine Schwächung der Macht. Sie brachte es dahin, daß das im Weſten ſtehende Heer vom Könige abfiel und den Amaſis zu ſeinem Führer, ſo wie zum König erklärte. Es kam zur Schlacht, Apries wurde beſiegt und gefangen, Amaſis aber allgemein als König anerkannt. Aegypten war dem Auslande nun einmal geöffnet und blieb es trotz der widerſtrebenden Prieſterſchaft. Durch den Verkehr ſtrömten nun anſehnliche Geldſummen nach Aegypten, das damals in höchſtem Wohlſtande geweſen ſeyn ſoll. Es hatte 20,000 bewohnte Städte; Handel und Verkehr blühten.

Mittlerweile aber hatte in Aſien das perſiſche Reich ſich gebildet und Kambyſes war lüſtern nach den Schätzen des geprieſenen Landes geworden. Ein Vorwand zum Kriege fand ſich bald, die Perſer zogen heran und — beſiegten den Sohn und Nachfolger von Amaſis Pſammetich. Aegypten wurde im J. 525 vor Chr. perſiſche Provinz, die Kambyſes mit großem Uebermuthe behandelte. Allein er vermochte es nicht, den Geiſt der Prieſterſchaft und des Volkes zu beugen

oder die Cultur des Volkes in der Weiſe zu vernichten, wie es in Amerika durch die Spanier der Fall war. Die Prieſter leiſteten, zum Theil mit griechiſcher Hülfe, den Perſern fortwährend entſchiedenſten Widerſtand und empfingen endlich, als der ſiegumſtrahlte Alexander von Macedonien ehrerbietig und hülfebringend ihnen nahete, dieſen als den Erretter aus dem perſiſchen Joch. Alexander gründete eine Stadt, die noch heute ſeinen Namen führt und welche nach ſeinem Tode der Sitz des neuen Aegyptens unter der Herrſchaft der Ptolemäer war. Sie überließen ſich ganz der Sitte ihres neuen Vaterlandes, wurden Mitglieder des Prieſterordens und herrſchten in Frieden, bis das mittlerweile herangereifte römiſche Reich auch Aegypten in ſeinen Verband aufnahm. Später erbten die Araber das Land von den oſtrömiſchen Kaiſern.

Dieß iſt der äußere Verlauf der Geſchichte des alten Aegyptens, das noch heute einen großen Theil ſeiner alten Eigenthümlichkeit bewahrt und ſeit Jahrtauſenden die Strahlen ſeiner Cultur nach Europa geſendet hat. Nach dem Einfalle des Hykſos gingen ägyptiſche Flüchtlinge nach Griechenland und wohl auch nach Italien. Die Israeliten brachten aus Aegypten die Grundlage ihrer Cultur nach Aſien. Seitdem die Dynaſtie des Pſammetich das Land dem Verkehr mit dem Auslande eröffnet hatte, bemerken wir ein kräftigeres Erblühen der

griechiſchen Cultur; ich erinnere nur an Pythagoras und die ſpäteren griechiſchen Philoſophen, deren viele, wie Plato, den Grund zu ihren Studien in Aegypten gelegt hatten. Mit Ariſtoteles beginnt, ebenfalls in Aegypten, die griechiſche Wiſſenſchaft und fortan blieb Alexandrien die Hochſchule für das lernbegierige Europa. Der Wirkungskreis der ägyptiſchen Lehrer erweiterte ſich weſentlich, als Aegypten römiſche Provinz wurde. Aegyptiſcher Cultus fand in Rom, freilich in ſehr entarteter Geſtalt, gaſtliche Aufnahme, ägyptiſche Soldaten kamen in der 22. Legion bis nach Deutſchland und wir finden noch heute, namentlich am Rhein und an der Donau, in den Trümmern der römiſchen Standlager und Feſtungen ägyptiſche Amulette, Idole und Zierrathen aus Bronze oder aus Porzellan; die Ideen, die aus dieſen Ueberreſten ausſtrahlen, ſind längſt in unſere Cultur übergegangen und damit auf das Innigſte verwebt.

Doch ich breche ab, meine verehrte Freundin, und frage Sie nur noch, ob nicht auch das Studium der Geſchichte, wenn wir nur in das innere Triebwerk einzudringen verſuchen, ebenſo viel des Intereſſanten und Erfreulichen darbietet, als das der Natur. Sehen Sie nicht auch hier einen Geiſt der Geſetzmäßigkeit, der Ordnung walten? Sehen Sie nicht auch hier den Fortſchritt von den roheren anfänglichen Formen zu höherer Entwickelung? Die Entſtehung der Ideen, die Wan-

derung derſelben, das iſt es, was wir vorzugsweiſe aufſuchen müſſen, wenn wir mit Befriedigung dieſem umfaſſenden Studium uns hingeben. Die Aufſuchung der Königsreihen, die ängſtliche Aufſuchung der Jahreszahlen, die Erörterung von einzelnen Begebenheiten, das überlaſſen Sie dem Gelehrten vom Fach, für den es allerdings oft von großer Wichtigkeit ſeyn kann, ob Napoleon an dem oder jenem Tage eine blaue oder grüne Uniform getragen oder ob der deutſche Reichsadler einen oder zwei Köpfe gehabt, als er zum erſtenmale vom Heeresbanner geweht hat. Sie haben oft über mich gelacht, wenn ich mit peinlicher Genauigkeit alte Urkunden entzifferte oder ſorgfältig Länge und Breite eines alten Waffenſtückes oder fremdländiſchen Geräthes gemeſſen, Es gehört auch zur Sache, ebenſo wie der feine Staubfaden zur Pflanze und das kleinſte Bruſtſchild zur Coluber natrix gehört und ihre Eigenthümlichkeit herſtellen hilft. Für Sie aber genügt es, wenn Sie die Ueberſicht des großen Ganzen zu gewinnen und ſich diejenigen Theile deſſelben recht anſchaulich zu machen ſuchen, welche die am meiſten ausgeprägten ſind. Als ſolche aber ſind zu betrachten die Lebensweiſe, die Sitten, die Geſetzgebung, Staatsverwaltung, das Kriegsweſen, die Religion, die Wiſſenſchaften und Künſte der Völker. Dieſe Lebensformen ſind auf den niederen Stufen ſehr einfach und ſelbſt unter verſchiedenartigem Clima bei den ver-

ſchiedenen Völkern ſich doch ſehr ähnlich. Je höher die Cultur ſich entwickelt, deſto mehr Mannichfaltigkeit und Eigenthümlichkeit gewinnen ſie, deſto mehr ſtreben ſie nach Selbſtändigkeit. Dieſes Streben aber hat eine gewiſſe, allmälige Entfernung von der Natur zur Folge, wie wir denn in den Inſeln der Südſee und bei den Vraknasmauern jene unnatürliche Unterdrückung der paſſiven Raſſe, bei den Mexicanern die ſcheußlichen Menſchenopfer antrafen. Bei weiterem Fortſchritt bemerken wir aber auch das Streben, die Lebensformen ſo auszubilden, daß ſie der Natur wiederum ſich nähern, und dieß bemerken wir namentlich im alten Aegypten. Noch deutlicher aber tritt das Beſtreben, die Lebensformen der Natur anzupaſſen und mit ihr in Einklang zu bringen, in den Erſcheinungen vor, welche das chineſiſche Reich und Volk darbietet.

Indeſſen, verehrte Freundin, ſchließen wir unſere Betrachtung; vielleicht gewinnen wir Zeit, dieſes chineſiſche Weſen einmal in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit uns näher zu bringen. Ich verweiſe Sie vorläufig auf den ſechsten Band meiner Culturgeſchichte, wo Sie eine möglichſt genaue und gewiſſenhafte Darſtellung deſſelben antreffen.

Druck der Teubner'ſchen Officin in Dresden.

Im Verlage des Unterzeichneten iſt ferner erſchienen:

Allgemeine

Culturgeſchichte der Menſchheit

von

Dr. Guſtav Klemm,
königl. Bibliothekar und Director der königl. Porzellan- und Gefäßſammlung zu Dresden.

Nach den beſten Quellen bearbeitet und mit xylographiſchen Abbildungen der verſchiedenen Nationalphyſiognomien, Geräthe, Waffen, Trachten, Kunſtproducte u. ſ. w. verſehen.

Erſter Band: Die Einleitung und die Urzuſtände der Menſchheit (die amerikaniſchen Waldindier, die wilden Fiſcher). Mit 8 Tafeln Abbildungen. gr. 8. 1843. broſch. 2 Thlr.

Zweiter Band: Die Jäger- und Fiſchervölker der paſſiven Menſchheit (die amerikaniſchen Jagdvölker, die Polarmenſchen und die Bewohner des Nootka Sundes). Mit 31 Tafeln Abbildungen. gr. 8. 1843. broſch. 3 Thlr.

Dritter Band: Die Hirtenvölker der paſſiven Menſchheit (die Waldnomaden des Nordens, Nomaden der gemäßigten, Nomaden der heißen Zone). Mit 7 Tafeln und verſchiedenen in den Text eingedruckten Abbildungen. gr. 8. 1845. broſch. 2½ Thlr.

Vierter Band: Die Urzuſtände der Berg- und Wüſtenvölker der activen Menſchheit und deren Verbreitung über die Erde. (Tſcherkeſſen, Beduinen, Südſee-Inſulaner.) Mit 7 Tafeln und verſchiedenen in den Text eingedruckten Abbildungen. gr. 8. 1845. broſch. 2½ Thlr.

Fünfter Band: Die Staaten von Anahuac und das alte Aegypten. Mit 8 Tafeln Abbildungen. gr. 8. 1846. broſch. 2⅔ Thlr.

Sechſter Band: China und Japan. Mit 8 Tafeln Abbildungen. gr. 8. 1847. broſch. 3 Thlr.